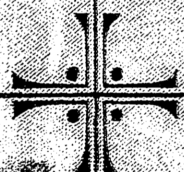
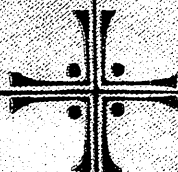
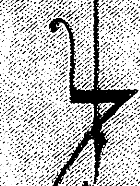
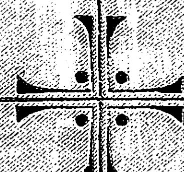
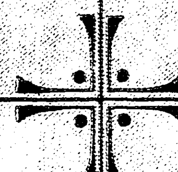







Cres
Cat Sci
entia
Vita
Exco-
latur

Das

Leben und Wirken

in der

Heidenwelt.

Charakterbilder aus der Mission, nebst übersichtlicher Darstellung der Missionsgeschichte und einer vollständigen Missionsstatistik.

Bearbeitet

von

H. Liebhart.



Cranston & Stowe:
Cincinnati, Chicago und St. Louis.
Phillips & Hunt:
New York.

Vorwort.

Eine ausführliche, alle Einzelheiten aufzählende Missionsgeschichte bietet das vorliegende Buch nicht, denn der Gedanke, ein derartiges Werk zu schaffen, lag von vornherein ferne, und zwar schon deßhalb, weil Blumhardt und Andere ausführliche Missionsgeschichten geschrieben und den Bedarf in dieser Richtung gedeckt haben.

Es sollte vielmehr ein Buch entstehen, welches einestheils mittelst lebendiger Charakterbilder, kurzer Biographien und interessanter Schilderungen ein getreues Bild über das „Leben und Wirken in der Heidenwelt" entrollt, und andererseits in übersichtlicher, compacter Darstellung die Geschichte der Missionsthätigkeit aller Denominationen getreu skizzirt, sowie durch genaue statistische Angaben die numerische Stärke der Mission feststellt. Und zwar sollte alles dies so billig geliefert werden, daß auch Unbemitteltere sich dieses Werk beschaffen können, weßhalb das reiche vorliegende Material streng gesichtet und bedeutend zusammengedrängt werden mußte.

So findet denn der Leser 1. im Eingangskapitel über jeden Welttheil, mit Ausnahme des der Kirchengeschichte angehörenden Europas, eine kurzgefaßte, streng geschichtliche Darstellung der Missionsthätigkeit in dem betreffenden Continent; worauf 2. solche Biographien und Schilderungen folgen, die am geeignetsten schienen, die Arbeit, Hindernisse und Erfolge der Mission zu charakterisiren; und 3. reiht sich an diesen Inhalt eine von einem Fachmann so genau ausgearbeitete Missions-Statistik aller Länder und aller Missions-Gesellschaften, daß dieselbe ohne Zweifel vielfach als authentische Quelle benützt werden wird.

In der Auswahl des Materials wurde nur die Mission, nicht aber das kirchliche Bekenntniß noch die nationale Abstammung in Betracht gezogen, so daß Herrnhuter, Lutheraner, Baptisten, Reformirte, Methodisten, Engländer, Amerikaner, Deutsche und andere in Reihenfolge vorgeführt werden, so sie sich nur da und dort hervorragend auf dem Missionsgebiet bethätigten.

Es liegt somit hier ein Werk vor, das um billigen Preis als ächtes Volksbuch in allen deutschen Familien verbreitet werden kann, und doch auch wiederum Predigern und anderen, welche Missionsstunden und Missionspredigten zu halten haben, zum Zwecke des Materialsammelns und Nachschlagens bedeutende Hilfe gewähren wird.

Cincinnati, im Sept. 1879. H. Liebhart.

Inhalt.

I. Amerika.

II. Die Südsee.

III. Afrika.

IV. Asien.

Leben und Wirken in der Heidenwelt.

I. Amerika.

1. Uebersichtliches.

Bei ihrer Entdeckung (1492) mußte diese „neue Welt“ selbst erst von Europa aus missionirt werden. Dies geschah vornehmlich an drei Punkten: Bei den Ureinwohnern, d. h. Indianerstämmen des Nordens, die namentlich von England und seinen Colonien, von Norwegen, Dänemark und der deutschen Brüdergemeinde aus evangelisirt wurden, bei denen des Südens, die durch die Spanier und Portugiesen dem Papstthum zugeführt wurden, und bei den Negersklaven in Mittel-Amerika, wo protestantische und katholische Missionen sich vereinigten. Wir fangen am besten mit den Letzteren an, da sie die Ersten waren, mit denen die Europäer in Berührung kamen.

A. Mittelamerika.

1. Die Inselwelt.

Die Eingebornen, die sogenannten Karaiben, fanden durch die grausame Gewaltthätigkeit und unersättliche Goldgier der fremden Einwanderer, trotz den Bemühun-

gen einzelner edler Menschenfreunde wie Las-Casas (gest. 1566), ein rasches Ende. Bald bekam das entleerte Land neue Bevölkerung durch den schon 1503 beginnenden Sklavenhandel, der ursprünglich den Eingebornen die übermäßig schwere Arbeit auf den Pflanzungen erleichtern sollte, bald aber mit unerhörter Härte betrieben ward. Lange Zeit geschah für die religiöse Hebung und Weckung der Neger lediglich nichts, auch wenn sie durch erzwungene Taufe äußerlich zu Gliedern der katholischen Kirche gemacht wurden. Diese setzte sich in Cuba, wo sie fast noch ausschließlich und so unduldsam, wie im Mutterlande, und in Haiti, wo sie wenigstens weitaus vorherrscht, fest, außerdem auf sämmtlichen großen und kleinen Antillen, obwohl ihr hier von der Brüdergemeinde, den Baptisten und Methodisten nächstens der Rang abgelaufen ist.

Diese protestantische Negermission ist hauptsächlich von England, Holland und Dänemark aus vermittelt, die sich mit den Spaniern, Portugiesen und Franzosen in die Herrschaft theilten, und hat trotz aller Einwände, die Vorurtheile und Hindernisse der Sklavenhalter, fürchteten, Beten, Singen und Kirchgehen möchte ihre Afrikaner zur Faulheit, religiöse Bildung und Belehrung aber gar zum Aufruhr und Mißbrauch ihrer christlichen Freiheit verleiten, glänzend widerlegt und gründlich zu Schanden gemacht. In England, das 1697 den Negerhandel noch gesetzlich erlaubt und 1725 nicht weniger als 200 Sklavenschiffe besessen hatte, regte sich das Gewissen gegen denselben zuerst unter den frommen Quäckern, dann in Männern wie Wilberforce und Fox, bis es diesem 1807 endlich gelang, den entscheidenden Schritt zur öffent-

lichen Abschaffung desselben durchzusetzen, obwohl er heimlich noch fortbestand. Erst 1838 wurde er völlig aufgehoben, indem die Regierung den 800,000 Sklaven Westindiens um die Summe von zwei Millionen Pfund Sterling die Freiheit schenkte. Aber England und später namentlich Nordamerika setzten sich bald auch an die Spitze der geistigen Befreiung derselben durch das Evangelium. Doch auch vom fernen Deutschland strömte Welle um Welle in den immer breiter werdenden Strom der Negermission, ja er hat dort sogar seinen letzten Ursprung in dem liebeglühenden Herzen Zinzendorfs. Durch die Erzählungen des Negers Anton, den er 1731 in Kopenhagen traf, fielen die ersten zündenden Funken in seine Seele und bald regte sich der Missionstrieb mächtig in der ganzen Brüderkirche. Ihre ersten Sendlinge waren der Töpfer Leonhard Dobler und der Zimmermann David Nitschmann, die mit sechs Thalern in der Tasche, 1732 nach St. Thomas gingen, und denen sich Friedrich Martin 1735—50 anschloß. Aus ihrem Werke, das sich bald auf noch weitere sechs Inseln ausdehnte, ist trotz vielfacher Anfeindungen, Sklavenaufstände und des mörderischen Klimas ein reichgesegnetes Missionsfeld erwachsen, ganz besonders auf Jamaika und St. Croix (1754), der Ruhestätte jener „Saat der Mohren", wie sie Zinzendorf genannt hat, und auf Antigua, wo durch die „Brüder" schon 1759—69 in zehn Jahren die schwierigsten Vorarbeiten geschahen und jetzt das Christenthum von England aus fast gänzlich eingeführt ist. Und zwar gebührt hiebei den außerordentlich thätigen und erfolgreichen Kirchen der Baptisten und Methodisten der Ruhm der zahl-

reichsten und bestorganisirten Stationen Westindiens und der weitgreifendsten, fühlbarsten und raschesten Wirkungen, während die englische Staatskirche sich eigentlich nur auf Tortola, Jamaika und Barbados, beide letzteren mit je einem Bisthum und im Ganzen etwa 50 Kirchspielen und ungefähr eben so vielen Außenstationen auf den Bahamainseln beschränkt, die Herrnhuter aber weit stiller und langsamer fortarbeiteten.

Der Hauptführer der Methodistenmission war Thomas Coke, Schüler Wesley's, der seit 1737 selbst mehrmals nach Nord-Amerika kam. Jener hat seit 1780 ganze 33 Jahre lang für die Mission gereist und starb 67 Jahre alt auf der Fahrt nach Ceylon (3. Mai 1814). Vom Sturme verschlagen, kam er am Christfest 1786 nach Antigua, und schon 1793 waren 23 Missionare auf 10 Inseln mit 6,570, 1830 aber 59 Missionare auf 38 Predigtplätzen mit 22,590 schwarzen Christen, und jetzt fast das Doppelte. Etwas später begannen auch die Baptisten, deren erster Missionar Burton war, in Nassau, Hauptstadt von New Providence, besonders aber wurde, trotz feindseliger Verfolgungen, Jamaika (Spanish-Town) ihr reichgesegnetes Gebiet. Vereinzelte Punkte sind außerdem von der schottischen, englisch-kirchlichen, französischen und sogenannten englischen Ausbreitungs-Gesellschaft in Angriff genommen worden. Ein ganz ähnliches Bild zeigt uns auch

2. Das Festland von Mittelamerika.

Zwar in dem Hauptstaat Mexiko hat die römische Kirche schon unter dem alten Kulturvolk der Azteken und

Tolteken sich festgesetzt und ausgebreitet. Auf der Halbinsel Yukatan dagegen und unter den unabhängigen Indianern der Moskitoküste besteht eine blühende protestantische Mission, theils der Anglikaner, theils der Baptisten und Methodisten, besonders aber auch der Herrnhuter. (Hauptstation Bluefields 1841, mit eigenem Missionsschiff „Friedenstaube".) Die Landenge von Panama führt uns nun vollends hinüber nach dem fast ganz unter päbstlicher Herrschaft stehenden

B. Südamerika.

1. Katholische Mission.

Rom hat seinen Hauptsitz in dem Kaiserthum Brasilien und den Republiken, mit Ausnahme der freien Indianerstämme der Gebirgsländer, z. B. der Peruaner, Nachkommen der alten Inkas und der wilden Araukaner in Chili. Unter jenen besteht eine kleine protestantische Mission in Callao bei Lima, bei diesen versuchte Capitän Gardiner, jedoch ziemlich vergeblich, von Bolivia aus mit dem Evangelium vorzudringen (1837), auch in der Bergstadt Bogotâ (Neugranada) ist seit 1856 eine englische Kirche und ebenso in Buenos-Ayres, endlich in Montevideo seit 1829 eine Waldenser Kolonie. Wie viel könnte und sollte in diesen ungeheuren Länderstrecken noch für den Herrn der Ernte geschehen! Aber die Gewalt des Pabstthums ist zu stark und wird namentlich von dem schon 1568 durch die „Junta (Gesellschaft) zur Bekehrung der Wilden" organisirten Jesuitenstaat unter den zahlreichen von der Regierung abhängigen Indianern mächtig gestützt. Derselbe trug unläugbar viel

zur Ausbreitung der Civilisation bei und errichtete binnen Kurzem am Paraguay und Uruguay eine wenigstens äußerlich fast ganz christianisirte Kolonie, die lange Zeit als das „Wunder der Mission" angestaunt wurde, bis der wahre Sachverhalt an's Licht kam und sich zeigt, daß die Bekehrungen zugleich Unterjochungen und das Ganze ein großartiges Geldgeschäft war. Sonst hat sich in Südamerika nur der äußerste Süden und Norden für die

2. Evangelische Mission

aufgeschlossen, die aber gerade hier unter den gesunkensten heidnischen Stämmen in großem Segen wirkt, nämlich:

a. In Patagonien

bei den bisher gänzlich vergessenen und fast als bildungsunfähig betrachteten Pescherähs. Auch hier stiftete der schon genannte Allen Gardiner auf eigene Kosten eine vielversprechende Mission und wandte sich dann nach Feuerland, dem Lande des Hungers und der Vulkane, zu den Verkommensten aller Nationen. Unermüdlich war er mit dem jungen Gonzales, einem bekehrten Spanier, thätig, bis er am 6. Sept. 1851 von allen Lebensmitteln entblößt in einer furchtbaren Sturmfluth auf den Falklandsinseln sein tragisches Ende fand, wo jetzt unter Nebeln, Wogen und Felsenklippen die Brüder von St. Krischona (bei Basel) Licht in das finstere Feuerland zu bringen versuchen und Gott läßt es ihnen auch reichlich gelingen. Aber auch

b. In Guyana

hat das Evangelium einen noch festeren Stützpunkt in

Südamerika gefunden. Im englischen Theil bestehen etwa 30 Gemeinden unter einem Bischof (seit 1841), im Holländischen eine bedeutende Mission unter den Buschnegern und unter den Schwarzen in Surinam, im Französischen nur die dem Namen nach wenigstens christliche (katholische) Verbrecherkolonie in Cayenne. Aber auch unter den Resten der einheimischen Indianer, den wilden Arrawaken, arbeitete die Brüdergemeinde durch Br. Schumann schon seit 1746, auf den Stationen Pilgerhut, Saron und Ephrem und dem vielversprechenden Hoop („Hoffnung"), das aber leider 1815 wieder aufgegeben werden mußte und nicht viel besser ging es ihrer Nachfolgerin, der Englischkirchlichen Gesellschaft mit Missionär Bernau aus Basel an der Spitze. Die Buschneger ferner, d. h. die Nachkommen der wegen ihrer grausamen Mißhandlung in die tiefen Wälder geflüchteten Sklaven von Surinam, bekamen ebenfalls 1765 eine Brüdermission, die nach langen Stockungen und Unterbrechungen noch heute kräftig fortbesteht. Aber auch die eigentliche Negermission wurde daselbst von Herrnhut aus eifrig betrieben. Bald konnten Hunderte, ja Tausende getauft und die Bibel 1830 in's Negerenglisch übersetzt werden. Dann betheiligte sich auch England an dem Werk, gab schon 1838 seine Sklaven frei und errichtete in etwa zwölf Pflanzerdistrikten christliche Schulen. Auch die Methodisten und Baptisten haben zum Theil an denselben Plätzen zahlreiche Stationen, und hatten eine Zeit lang schnelle und glänzende Erfolge. Wir wenden uns nun nach

C. Nordamerika,

der für die Mission ungleich bedeutenderen Hälfte des westlichen Continents und zwar gleich zum äußersten Norden, zu

1. Grönland.

Hieher kam das Christenthum schon am Ende des ersten Jahrtausends von Island aus. Sein größter Wohlthäter aber wurde der „Apostel Grönlands," Hans Egede, ein norwegischer Prediger, der seit 1708 mit brennendem Eifer sich bemühte, mitten unter Schnee und Eis und in den monatelangen Winternächten unter den stumpfen und unwissenden, in Zauberdienst und Aberglauben versunkenen Eskimos dem warmen Schein des Evangeliums eine Stätte zu bereiten. Er kommt 1721, von dem frommen König von Dänemark, Friedrich IV., unterstützt auf der „Hoffnung" nach Godthaab, mußte aber nach fünfzehnjähriger, mühsamer Arbeit, an den Blattern erkrankt, wieder abreisen. Sein Sohn Paul Egede setzte sie erfolgreich fort, jetzt bestehen an der Südwestküste noch sechs weitere Stationen. Bald schlossen sich auch die Missionäre der Brüdergemeinde an (1730 in Neuherrnhut), welche die Bibel in die ungemein schwierige Eskimosprache übersetzten, aber 6 volle Jahre warten mußten, bis endlich der Erstling, Kajarnak, getauft werden konnte. Jetzt entstanden schnell drei neue Stationen, Lichtenau, Lichtenfels und Friedrichsthal, mit über 2000 Bekehrten. Ebenso wurde auch

2. Labrador.

gleichfalls von den Eskimo's bewohnt und fast ebenso rauh und unwirthlich, ein Missionsfeld der Brüder, besonders

durch den Steuermann Ehrhardt und den Zimmermann Jens Haven; 1769 schenkte ihnen die englische Regierung 100,000 Acker Land an der Ostküste zur Errichtung der Station Nain, und seither geht alljährlich ein besonderes Labradorschiff, die „Harmony", mit Lebensmitteln, Kleidern und Brennholz dahin ab. Besonders thätig zeigte sich der Nationalgehilfe Josef, von welchem von Hoffenthal und Hebron aus, durch Missionar Drachart (1804) unterstützt, kräftige Lebensregungen und Erweckungen ausgingen, so daß man jetzt das Land im allgemeinen als ein christliches bezeichnen darf.

3. Kanada und die Hudsonsbayländer.

seit 1793 gleichfalls unter englischer Herrschaft, aber sehr schwach bevölkert, zählen neben den größtentheils protestantischen Einwanderern etwa noch 140,000 fast ganz heidnische Indianer, „Rothhäute", in viele, angeblich 260, Stämme getheilt, wenige seßhaft, die meisten auf dem Kriegspfad oder in den Jagdgründen lebend, und von der Kultur, trotz vereinzelter Spuren katholischer Missionsbestrebungen von dem früher französischen Kanada aus, wenig berührt. Auch in unserem Lande, wo früher überall ihr Wigwam stand, sind sie durch die fortschreitende Civilisation immer weiter in die Territorien des fernen Westens gedrängt worden. Das von Natur begabte, aber wilde und kampflustige Volk des Tomahawks, gastfrei und vertrauend, aber, wenn getäuscht auch grausam und rachgierig, sonst großherzig und voll Selbstbeherrschung, aber arbeitsschen und sittenlos, verehrt zwar den „großen Geist" ohne Götzen, Tempel und Priester, ist aber gleichwohl für

Höheres wenig empfänglich und scheint, trotz aller Abhärtung, durch gegenseitige blutige Fehden, große Kindersterblichkeit und besonders das „Feuerwasser" (whiskey) einem sicheren Erlöschen entgegen zu gehen. Auch hier treten wieder die Methodisten in den Vordergrund, die seit 1822 in der Nähe der großen Seen etwa 30 Indianergemeinden mit über 2000 Gliedern gründeten. Freilich schmolzen die langsam absterbenden Stämme auch dort „wie der Frühlingsschnee", und manche Häuptlinge traten feindselig auf. Dennoch gelang es dem Evangelium kräftig Bahn zu brechen. Auch die Englische Kirche wirkt seit 1849 unter sechs Bischöfen in etwa 140 Kirchspielen, namentlich auch auf die fast ebenso heidnisch lebenden Europäer auf den Pelzhandelplätzen (forts). Die Indianer sind übrigens im Westen, obwohl unter ihren Kaziken hier völlig unabhängig, weit weniger muthig, männlich und wild, als die Stämme im dichter bevölkerten Osten, und leben in der unfruchtbaren Sumpf-, Fluß- und Steppengegend äußerst ärmlich, doch auch etwas geordneter und von milderen Sitten. Die englische Compagnie begann schon 1811 die Mission und sandte 1822 den Prediger West ab, 1840 traten die Methodisten, von ihr ausdrücklich aufgefordert, bei und wurden mit offenen Armen empfangen. Obwohl rauh und beschwerlich, war ihr Arbeitsfeld doch außerordentlich reich an Früchten: bessere Kinderzucht, Schulunterricht und ein seßhafteres Leben nahmen mit dem Evangelium zu. Auch der ausgezeichnete Missionar Evens und der durch West bekehrte Indianer Henry Budd hatten solchen Erfolg, daß jetzt ein eigenes Bisthum mit acht großen Distrikten bis an den Makenzie sich ausdehnt,

wo sich Hunter und sein vortrefflicher Schulmeister Duncan niederließen. Auch die Baptisten haben sich neuerer Zeit betheiligt, doch fehlt es auch an römisch-katholischen Gegenmissionen nicht. Das russische Nordamerika endlich hat auf Alaschka und den Aleuten eine griechisch-katholische Kirche. Endlich

4. Das Missionsgebiet der Ver. Staaten

ist ein so weitgedehntes und vielverzweigtes, daß wir uns hier nur auf die Grundlinien und Hauptgruppen einlassen können. Es ist in doppeltem Sinn ganz besonders ein „Land der Missionen": es ist in ihm viel missionirt worden und wird von ihm aus noch immer viel missionirt, nicht blos unter den fernen Heiden, sondern auch unter ansässigen, vielfach in's Heidenthum versunkenen Namenchristen und zwar ohne Unterschied von sämmtlichen christlichen Kirchen aus. Unter den im Lande wohnenden Heiden wirkte zuerst die

a. Negermission.

Schon 1619 landete zugleich mit den „Pilgervätern" in Boston ein Sklavenschiff in Virginien, und trotzdem die „Freistaaten" 1778 bei ihrer Gründung beschlossen hatten, den Menschenhandel aufzugeben, wuchs derselbe doch in den „Südstaaten" besonders zu enormer Höhe (1830 über vier Millionen), bis im letzten großen Krieg der Norden und mit ihm die Freiheit auch der „schwarzen Brüder" siegte. Hier wirkte die Englische Ausbreitungsgesellschaft, die Herrnhuter (namentlich in Florida 1847 bis 1854), und vor allem die Baptisten und Methodisten, welche allein in Einem Jahr (1825) 40,000 in ihre

Kirchen aufnahmen, auch zum Papstthum traten viele über und jetzt giebt es wohl kaum mehr Einen, der sich nicht äußerlich wenigstens zum Christenthum bekennt. Auch unter den 50,000 Kulis, d. h. chinesischen Arbeitern, besonders in den Goldminen von Californien, die gleichfalls wie Sklaven eingeführt wurden, hat die englische, sowie die Bisch. Methodistenkirche erfolgreich missionirt. Ungleich wichtiger ist aber die

b. Indianermission.

Hier ist vor allem zu nennen der „Apostel der Indianer", John Elliot, ein schottischer Prediger, der, 1646 von der Bostoner Gesellschaft ausgesandt, die Stationen Nonanatum (= Wonne) und Concord gründete, die Bibel übersetzte und nach einem reich gesegneten Leben von 87 Jahren 1690 starb, ferner die Familie Mayhew, die durch fünf Generationen hindurch in Massachusetts in wahrhaft apostolischem Geiste wirkte und besonders durch Bekehrung des ersten Indianerhäuptlings Hiakomes dem Evangelium weiteste Bahn brach, und endlich David Brainerd, erst 30 Jahre alt 1747 gestorben im Dienst der schottischen Missionsgesellschaft zu New Jersey. Aber auch die Herrnhuter begannen schon 1735 in Savannah, Georgia, später in Pennsylvanien, wo Zinzendorf selbst die Stationen Nazareth und Bethlehem organisirte und 1746 Gnadenhütten entstand. Hier arbeitete, litt und kämpfte mit unerschütterlichem Glaubensmuth David Zeisberger aus Mähren mit Joh. Heinr. Rauch, bis ein Indianerkrieg sein blühendes Missionsfeld völlig zerstörte und gründete dann Friedens-

hütte und Rain am Susquehanna und Schönbrunn und Lichtenau am Muskingum (Ohio), endlich auch von hier vertrieben Gosen, Pilgerruh und Salem am Sandusky (Michigan), und doch erlosch mit seinem Tode (1787) nach achtzigjähriger, mühseliger Arbeit fast alles wieder, doch nicht ohne für künftige Nachfolger reiche Segensspuren zu hinterlassen. Dies waren theils die Baptisten, die 1817 am Ontariosee und später am Wabasch (Indiana) begannen, und sich dann hauptsächlich nach Alabama wandten, theils die Methodisten, die wir 1827 in Buffalo treffen, zu denen aber auch Steward, ein freier Farbiger, gehörte, der früher schon durch sein brünstiges Singen, Beten und Predigen Viele gewann und Finley, der am Huron- und Eriesee die Indianermission mit großer Energie betrieb. Beiden gemeinsam sind die bedeutenden Arbeiten in Missouri, Jowa und namentlich Minnesota, das seit der Verdrängung der Hauptstämme hinter den Mississippi (1825) ihr Hauptsammelplatz wurde, ferner bis heute noch in Dakotah und Nebraska, Kansas und Arkansas zuzuschreiben.



2. Der Indianerapostel.

Am 28. Oktober des Jahres 1646 traten vier Weiße in ein Indianerdorf, das ungefähr sechs Meilen von Roxbury in Mass. entfernt lag. Einer darunter war ein großer, stattlicher Mann. Er trat mitten unter die neugierig

herzulaufenden Indianer, aber ohne Waffen, selbst ohne Friedenspfeife, nur mit einem Buche in der Hand. Aus diesem Buche las er etwas vor, das er ihnen erklärte. Sie horchten gespannt. Was er ihnen gesagt, konnte man aus den Fragen merken, die sie am Schluß an ihn richteten. Einer fragte: wie sie zur Erkenntniß Jesu Christi gelangen möchten? Antwort: „Wenn ihr das Buch lesen könnt, das ich in der Hand halte. Bis dahin müßt ihr über das nachdenken, was ich euch gesagt habe — und zwar nicht blos, wenn ihr auf den Matten eures Wigwams sitzt, sondern auch, wenn ihr in Feldern und Wäldern umherstreift, und — ihr müßt beten!" Ja, erwiderte ein ältlicher Mann, Jesus mag wohl die Gebete der Engländer verstehen, aber versteht er auch die Gebete des rothen Mannes? Antwort: „Jesus Christus und Gott durch ihn hat alle Dinge gemacht und alle Menschen, auch die Indianer, darum weiß er alles, was im Menschen ist und versteht auch ihre Wünsche. Seht jenen Korb. Nicht alle wissen, was dazu genommen ist, und was drin ist, aber sollte es der nicht wissen, der ihn gemacht und hineingethan hat, was darin ist? Aber sprecht, möchtet ihr Gott nicht sehen? Oder seid ihr nicht versucht zu denken: Es ist kein Gott, denn ich kann ihn nicht sehen? „Ach ja, riefen mehrere zugleich, wir möchten Gott gern sehen, aber wir haben gehört, man könne ihn nur mit den Seelen sehen, nicht mit den Augen."

„Recht so," sprach der große freundliche Weiße. „Wenn ihr ein großes Haus seht, werdet ihr wohl denken, daß Bären oder Füchse es gemacht haben, oder daß es sich selbst gemacht hat? Ihr werdet auf einen verständigen Baumeister rathen, wenn ihr ihn auch nicht seht. Und

wäre es möglich, daß das große Haus, worin alles wohnt, auch Sonne, Mond und Sterne keinen Baumeister hätte?"

Die Nacht brach ein. Die vier Weißen begaben sich in den Wigwam des Häuptlings, der Waubon hieß. Da saß ein Indianer gesenkten Hauptes, in Thränen schwimmend. Man redete ihm freundlich zu, er aber wandte sein Gesicht gegen die Wand, weinte noch mehr, erhob sich und ging hinaus.

Der christliche Redner achtete nicht der Ermüdung, die ihn nach der langen Rede und den vielen Gesprächen ergreifen wollte. Er sprang dem Betrübten nach in den Wald. Da fand er den Mann, mit zerschlagenem und zerstoßenem Herzen wanderte er umher — und nicht er allein. Da jubelte der Tröster in seinem Herzen und kehrte mit Jubel, nachdem er versprochen hatte, wieder zu kommen, nach Roxbury zurück, wo er seinen Aufenthalt hatte. Der Mann hieß John Eliot, und später nannte man ihn den Apostel der Indianer. Er war im Jahr 1603 in England geboren und hatte in Cambridge Theologie studirt, aber den Heiland der Sünder erst kennen lernen durch einen gottseligen Pfarrer Thomas Hocker, der sich in die Ordnung der bischöflichen Kirche nicht hatte fügen wollen, und deßhalb seines Amtes entsetzt, in einem Dorfe eine Erziehungsanstalt eingerichtet hatte. Da war Eliot sein Hilfslehrer geworden. Da er aber deßhalb auf ein Amt in der bischöflichen Kirche seines Vaterlandes nicht rechnen konnte, so ging er mit vielen anderen nach Amerika, wo er im November 1631 zu Boston in Massachusets landete. Hier vertrat er einen nach England reisenden Prediger in dessen

Abwesenheit so trefflich, daß die Gemeinde nach dessen Rückkehr ihn als Hilfsprediger zu behalten wünschte. Bald darauf aber siedelten sich zu Roxbury, nahe Boston, mehrere hundert Weiße an, die mit den kirchlichen Verhältnissen zerfallen waren, und da hier schon vom Vaterland her Eliot bekannt war, so ließen sie nicht nach, er mußte der Seelsorger der neugebildeten Gemeinde zu Roxbury werden. Die Freunde aus England führten ihm unabsichtlich auch eine Braut zu, die nun für ihn als Gattin eine rechte Gehilfin wurde, besonders durch ihre Erfahrung in der Arznei- und Wundarzneikunde und ihre Geschicklichkeit in der Geldverwaltung. Letztere that bei Eliot dringend noth. Der Schatzmeister, der ihm sein mäßiges Gehalt auszahlte, kannte ihn. Einst hatte er dasselbe fest in ein Tuch geknüpft, damit es dem Pfarrer nicht schon unterwegs aus den Händen liefe. Aber auch das half nicht. Eine weinende, bedrängte Familie sprach ihn an. Längere Zeit knüpperte er an den Knoten, um zu dem Gelde zu kommen. Die Knoten wollten nicht aufgehen. Da wirft er der Hausfrau das ganze Bündel hin mit den Worten: „Gott hat es euch gewiß alles zugedacht.“

In seinem Amte hatte Eliot reichlich zu thun. Die Gemeinde wohnte weit zerstreut, der Herzensboden war ziemlich hart. Am meisten Segen hatte er noch auf den beschwerlichsten Gängen zu den entferntesten Gemeindemitgliedern. Wenn er aber Sonntag Morgens seine Gemeinde von Nah und Fern zum Hügel seines Kirchleins hinaufpilgern sah, da freute sich wohl sein Herz, aber sein Auge blickte den Charlesstrom hinauf nach den Waldungen ringsum — und zu den rothen Brüdern darin, die noch nichts

von dem wußten, der auch für sie gestorben war. Er dachte nicht daran, seine Gemeinde zu verlassen, aber die wunderbare Stimme in ihm ließ sich auch nicht zum Schweigen bringen. Da galt es denn zuerst, die Sprache der Indianer zu lernen. Wie wenig Zeit blieb ihm dazu. Aber er stand mit der Sonne auf und mühte sich im Schweiß des Angesichts, sich die ellenlangen Wörter einzuprägen. Und trotz seiner reichen Begabung brauchte er doch fünfzehn Jahre, ehe er mit indianischer Zunge reden konnte. Wie mag er da geseufzt und gerungen haben, er, von dem ein Zeitgenosse sagt: „daß er seinen Köcher immer voll himmlischer Pfeile gehabt habe."

Daß seine Arbeit und sein Gebet nicht vergeblich war, haben wir bereits gesehen. Der Segen, den Gott auf sein erstes Auftreten unter den Wilden legte, spornte ihn um so mehr. Beim zweiten Mal nahm er fragend und lehrend auch die Kinder vor. Aber auch die Alten nahmen eifrig Theil.

Am andern Tage begehrte ein angesehener Indianer, Namens Wampas, für seinen Sohn und einige andere Kinder christliche Erziehung. Als Eliot zum vierten Mal unter seinen Wilden war, boten ihm alle ihre Kinder an. Bald mußte Eliot den Vorstand der englischen Colonie um einen Landstrich bitten zu einer geordneten Niederlassung. Rührig führten die rothen Männer die ungewohnten Spaten, Hacken, Aexte, Maurerkellen. Wie aus dem Boden gewachsen, standen bald hölzerne Häuser da, von Graben und Wall umgeben — eine ganze Indianerstadt. Sie bekam den Namen: Nonanetum, d. h. unsre Freude. Das gab einen ungewohnten Anblick! Die Männer lern-

ten von Eliot Ackerbau und Handwerk, die Weiber spannen und brachten allerlei Selbstgebautes und Selbstgefertigtes zu Markte: Obst und Weintrauben, Fisch und Geflügel, Besen und Fußdecken, Stöcke und Körbe. Das Eine, was noth thut, blieb dabei natürlich Hauptsache. Bald war Nonanetum in aller Mund. Viele wilde Stammgenossen kamen und nahmen etwas Gutes mit in die Heimath. Natürlich fehlte es auch nicht an Achselzucken und Spott.

Bald erhob sich die zweite Indianerstadt Concord, in welcher ebenfalls eine christliche Lebensordnung galt. Unablässig reiste Eliot umher unter Mühseligkeiten und Gefahren — aber auch nicht ohne Erquickung.

Bei einer Synode in Cambridge machte die große Veränderung, die an den Indianern zu sehen war, auch auf Gebildete, Geistliche, obrigkeitliche Personen einen solchen Eindruck, daß viele Freudenthränen vergossen und der Name Jesu so häufig gehört wurde, wie nie vorher. In Neponsitt, wohin Eliot auf Bitten der Indianer kam, legten die Zauberer ihr Amt nieder, entschlossen, dasselbe nie wieder aufzunehmen. Tischgebet war natürlich unter allen Bekehrten allgemein, alles Fischen, Jagen und Arbeiten am Sonntag streng verpönt. Selbst den heidnischen Begräbnißgebräuchen durfte Eliot den Garaus machen.

Und immer weiter hinein in die Urwälder, bis zum Cap Cod drang Eliot mit der Botschaft des Friedens. Kein Schnee war ihm zu tief, kein Strom zu reißend, kein Wald zu dicht. Manche Nacht war die feuchte Erde, der kalte Felsen sein Bett, der dichte Wipfel eines Baumes sein Obdach. Wenn er sich zur Ruhe legen wollte, zog er seine Stiefel ab, rang die feuchten Strümpfe ein wenig aus und

zog sie dann wieder an. Wenn er Flüsse durchwatete, brach oft plötzlich die Fluth herein, ihm aber klang's im Herzen: „So du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein — leide dich als guter Streiter Jesu Christi." An Trotz, Hohn, Todesdrohung fehlte es natürlich auch nicht.

Welche Freude, als in „unserer Freude" sich ein eigenes Gotteshaus erhob, worin die himmlische Freudenbotschaft erschallen konnte! Aber Eliot sollte noch mehr Freude erleben.

An einem Falle des Flusses Merrimack kamen alle Frühjahr viele Indianer zum Fischfang zusammen. Es war ein fröhliches Volksfest. Eliot warf seine Angel aus, aber die Fische wollten nicht anbeißen, der Häuptling Passakonwah nahm mit seinen Söhnen scheu die Flucht. Aber das nächste Jahr kam er wieder und blieb. Als Eliot meint, er habe genug gepredigt und will sich hinwegbegeben, da sieht er, wie Passakonwah noch still und in Gedanken vertieft dasitzt. Er verweilt noch ein wenig. Da erhebt sich der Häuptling und spricht: „Ich habe in der That noch nie zu Gott gebetet, als eben jetzt, denn ich kannte ihn nicht. Jetzt aber will ich zu ihm beten und auch meine Söhne dazu ermahnen." Und die Söhne traten gern in des Vaters Fußstapfen.

Auch die Sowahegen hatten am Merrimack Eliot gehört. Sie hatten daheim davon gesprochen, kamen wieder und sprachen: „Die Sowahegen wollten gern mehr von Gott hören." Wie viele? fragte Eliot. „Alle," war die Antwort. Ihr Lagerplatz war 9 bis 10 Stunden entfernt. Aber Eliot konnte nicht widerstehen. Er versprach,

auch den Sowahegen zu einer Stadt zu verhelfen, wie Nonanetum und Concord. Bald fällt der tausendjährige Urwald.

Auf einem lieblichen Platze am Ufer des Carlsflusses erhebt sich die erste Häuserreihe. Aber da haben nicht alle Platz. Auch auf der andern Seite des Flusses dehnt sich eine Straße. Eine 80 Fuß lange Brücke verbindet beide Theile der Stadt. Auf einem Hügel schützt eine kleine Festung, mit Pallisaden umgeben, vor den wilden Stammgenossen. Daneben schaut Eliot bald wie ein schützender Wächter aus einem Dachstübchen eines großen Gebäudes, worin Schule und Waarenlager in guter Nachbarschaft einquartirt sind.

Die Stadt wurde Naticke genannt, aber bei'm Mauern und Zimmern hatte Eliot noch einen andern Grund gelegt. Den 13. Oktober 1652 nannten die Naticker: Natutemuhtenikusak, d. h. unsere Fragen, weil sie da geprüft und durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen werden sollten. Es war ein köstlicher Tag.

Auch für Ordnung im bürgerlichen Gemeinwesen sorgte Eliot. Er ließ Hauptleute wählen über 100, über 50, über 10. Und diese beteten: „O Jehovah, lehre uns Weisheit, sende deinen Geist in unsere Herzen, nimm uns zu deinem Volke an und sei unser Gott!" Und was hatte das für Erfolg?

Der englische Gouverneur, welcher bald darauf bürgerliche Ordnung und Gottesdienst prüfen mußte, erklärte, die Tage, welche er unter den rothen Christen zu Naticke, verlebt, seien die glücklichsten während seines ganzen Aufenthalts in Nordamerika gewesen.

Freilich standen dem armen Eliot zu all seinen segensreichen Unternehmungen wenig Mittel zu Gebote, aber der Herr, in dessen Namen er alles that, ließ ihn nie im Stiche. Ein nach Amerika eingewanderter Engländer, Peter Boyle, unterstützte ihn. Eine Schrift: „Aufgang des hellen Sonnenscheines des Evangelii unter den Indianern" weckte die Theilnahme des Parlaments. Eine 1649 gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in New-England sandte Geld und tüchtige Handwerker zur Unterweisung der Indianer.

Eliot konnte die Bibelübersetzung wieder aufnehmen. Im Jahre 1661 hatten die Indianer das neue Testament, 1663 die ganze Bibel in Händen. Einem Katechismus für den Indianer folgte eine Uebersetzung von Richard Baxters: „Zuruf an Unbekehrte." Dieser freute sich herzlich darüber. Sein Wort ging manchem Indianer wie ein Schwert durch die Seele. Erst besuchte Eliot einen schwerkranken Häuptling in seiner Hütte — an den Wänden hingen Schädelhäute erschlagener Feinde, in den Händen hielt er den „Zuruf an Unbekehrte," den er auf seinem Lager sitzend mit Reuethränen netzte. Auch eine Gelehrtenschule legte Eliot an für eingeborene Jünglinge, aber das Latein und Griechisch wollte nicht in den wilden Kopf, er mußte sich mit einfacher Auslegung der heiligen Schrift begnügen. Dagegen waren manche Häuptlinge Evangelisten geworden.

Bis zum Jahre 1674 hatte er vierzehn Städte und Dörfer unter seinen Augen durch betende Indianer erstehen sehen. Ein rother Mann sprach zu ihm: „Mir lacht mein Herz vor Freude, weil ich dich vor mir sehe. Wie schön ist heut' die Sonne! Sonst war sie roth und zornig! Blut

lief von unsern Händen! Die Streitaxt schrie nach Blut! Bei'm letzten Schrei der Eule sprang alles auf die Beine! Die Schlangen zischten zornig, es scholl der Todessang. Nun lacht das Herz vor Freude: Wir gehen zu unserm Vater. Komm mit uns in die Wälder, zur Stadt am großen Strome. Komm, pflanz den Baum des Lebens zur Ruh für unsere Krieger. Erzähl' uns mehr vom Lande, wohin kein Sturm, kein Tod dringt, allzeit die Sonne strahlt!"

Eliot mußte sich selbst wundern, wie der Herr aus reißenden Wölfen sorgliche Hirten gemacht hatte. Aber ohne Kreuz sollte er nicht bleiben. Seine Gemeinde blühete. Drei Söhne, reich begabt, gaben die schönsten Hoffnungen. Da nahm der Herr einen nach dem andern hinweg. Der vierte begleitete den Vater auf seinen Missionsreisen. Bald stand er auch an dessen Grabe — kinderlos und sprach: „Mein Wunsch war, daß sie Gott auf Erden dienen möchten. Will er sie lieber im Himmel haben, so habe ich nichts dagegen. Sein Wille geschehe."

Aber noch Schwereres war ihm aufgespart. In der Nähe der christlichen Indianerstadt Pakeunit wohnte der Stamm der Pequots unter ihrem wilden Häuptling Philipp, äußerlich mit Eliot in gutem Vernehmen, innerlich ein geschworener Feind des Christenthums und der englischen Ansiedler. Zu ihm floh Johann Seusomann, ein von Christo abgefallener Indianer, und wurde sein Geheimschreiber. Aber wer seinem Gott nicht treu ist, wird schwerlich Menschen treu sein. Er entwich zu den Engländern und verrieth Philipp's Pläne. Dafür ward er von zwei Indianerhäutplingen erschlagen, diese aber, von

englischen Ansiedlern auf der That ergriffen, wurden hingerichtet. Racheschnaubend lagerte sich Philipp mit seinen Stammgenossen vor Pakennit. Vergeblich verwandte sich der siebzigjährige Eliot. Nur möglichste Schonung der christlichen Landsleute wurde verheißen. Es entbrannte ein erbitterter Krieg. Philipp wurde nach hartnäckigem Widerstande von den Engländern besiegt, aber von Eliot's Indianerstädten lagen 10 in Trümmern, viele Bewohner waren theils vom Christenthum abgefallen, theils erkaltet, Eliot's beste Freunde gefallen. Und dazu kam er und sein Volk bei den Engländern in Verdacht des Verraths, weil sie neutral geblieben waren.

Als seine altersmüden Beine ihn nicht mehr trugen, ließ er sich von den englischen Ansiedlern Negersklaven schicken, die er unterrichtete. Zuletzt nahm er noch, an's Bett gefesselt, einen erblindeten Negerknaben in's Haus, dem er Stellen der heiligen Schrift vorsagte und einprägte.

Im 87. Jahre überfiel ihn ein heftiges Fieber. Er bat seinen Freund Walter, einen treuen Gehülfen, der schon länger seine Stelle bei der Gemeinde vertreten hatte, nicht für sein Leben zu bitten. „Ach," sprach er, „ich habe alles verloren, — die Gedanken verlassen mich — mein Gedächtniß wird untreu, die Sprache fehlt mir, doch Gott sei Dank, meine Liebe hält aus, ja ich merke, sie nimmt zu." Wohl sah er eine Wolke schweben über dem Werk unter den Indianern — und warf auf seine Arbeit den ersten Stein — aber er hatte dennoch Trost. Er sprach: „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf dem Müden. Der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient, läßt mich nicht. O komm in deiner Herrlichkeit! Lange habe ich auf dich

gewartet. Willkommen, Herr, willkommen!" So entschlief er still und sanft, aber ganz Neuengland fühlte seinen Tod. (1690.)



3. Die Familie Mayhew.

Unter der Regierung des unglücklichen Stuart, Carl I., den Leichtsinn und Fanatismus um den Kopf brachte, war der Kaufmann Thomas Mayhew von Southampton in England nach Nordamerika gezogen, und hatte unfern des Cap Cod in Massachusetts, in der Mündung des Charlesflusses, unweit Boston, drei kleine Inseln an sich gebracht. Eine davon hieß „Martha's Weinberg." Zum Aufseher über die sich ihm anschließenden Colonisten ernannte er seinen Sohn, der gleichfalls Thomas hieß. Ihn wählten die Ansiedler zu ihrem Seelsorger. Bald aber fiel auch ihm das rothe Volk auf's Herz — etwa in der Zeit, als Eliot schon sich zur Predigt aufgemacht hatte! Der erste, der von Thomas Mayhew's Predigt erfaßt wurde, war ein junger Indianer, Namens Hiakumes. Als man ihn fragte, wie er es aushalten könne, von einem hochfahrenden Häuptling so schmählich beleidigt zu werden, antwortete er: „Ich hatte eine Hand für Beleidigungen, die andere für Gott. Mit der einen nahm ich das Unrecht auf, mit der andern klammerte ich mich an Gott."

Im Jahre 1646 brach eine schwere Seuche aus und

raffte viele dahin. Hiakumes genas zu aller Verwunderung. Da bekannte er dem Häuptling Towanquatik, der Heiland sei sein Arzt gewesen. Dieser lud Mayhew ein, auch für ihn und sein Volk zu sein, „wie Einer, der am Stromwasser steht und viele Gefäße füllt.“ Mayhew predigte nun alle 14 Tage in demselben Jahre, wo Eliot so große Erfolge sah. Bald regten sich die Powahs oder Zauberer. Man trachtete dem Towanquatik nach dem Leben. Als aber im Jahre 1648 auf einer großen Versammlung einige fragten: „Wer fürchtet die Powahs nicht?“ und es von allen Seiten erscholl: „Es gibt keinen, der sie nicht fürchtet!“ — da trat Hiakumes auf und sprach: „Die Powahs mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, darum können alle Powahs der Welt mir nichts zu Leide thun. Ich fürchte sie nicht.“ Durch diese Kühnheit wurden viele an der Macht der Zauberer irre und wandten sich zu dem lebendigen Gott. Der Powahs Wüthen und Todesdrohen war vergeblich. Hiakumes und seine Genossen lachten ihrer. Aber auch Mayhew durchzog nun die Inseln. Nicht Sonnengluth, nicht Regenfluth, nicht Sümpfe, nicht Nebelschleier hielten ihn ab. Und doch mußte er dabei mit eigner Hand das Feld bestellen und erhielt von seiner Gemeinde kaum halb so viel, als ein Tagelöhner. Nun aber suchten ihn die Indianer auf. Im Jahre 1656 entsagten selbst zwei Powahs ihrem alten Wesen. Bald hatte Mayhew 200 bekehrte Indianer auf seiner Insel. Es war um dieselbe Zeit, als auch Eliot nicht weit von Martha's Weinberge sein Naticke anlegte. Da wurden beide Männer mit einander bekannt. Und

Eliots Einrichtungen wurden für Mayhew Vorbilder. In Marthas Weinberg ließ sich der von seinen heidnischen Verwandten verfolgte Sohn eines angesehenen Indianers nieder, der gehört hatte, daß man um Christi Willen Vater, Mutter, Haus und Gut verlassen müsse. Er sprach: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, falls ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, wollten sie mich auch wieder lieb haben. Mein zurückgelegtes Leben ist nichtswürdig, ich muß es hassen, Gottes Weg gefällt mir und ist gut."

Aber wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Im November 1657 reiste Mayhew nach England, um dort für seine Sache zu wirken. Sein Schiff scheiterte und — er fand in den Wellen sein Grab. Nur mit Thränen kamen die Indianer auf dem Platz zusammen, wo ihr Lehrer zuletzt von ihnen Abschied genommen. Die verwaiste Gemeinde wendete sich an Eliot. Der aber rieth ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu Predigern zu wählen. Darunter war denn auch Hiakumes — und ihnen zur Seite stand der 70jährige Vater Mayhew's, der noch im hohen Alter deswegen die Indianersprache lernte und bis in sein 93. Jahr predigend umherzog. Als er starb, folgte sein Enkel Johann Mayhew, den aber, 37 Jahre alt, nach 16jähriger treuer Amtsführung eine Krankheit fortraffte. Sein 16jähriger ältester Sohn durfte 65 Jahre lang im Weinberg des Herrn arbeiten. Und erst im Jahre 1803 hat dessen Sohn Zacharias im 88. Jahre, als der letzte seines Namens den Hirtenstab niedergelegt, den die eine Familie 159 Jahre unter den Indianern geführt hat.

4. David Brainerd.

Dreiundfünfzig Jahre nach Eliots Tode lebte in dem Indianerdorf Kaunaumeek, 11 Meilen von Albany, N. Y., in einem elenden Gemach ohne Estrich, ein junger Mann. Dessen Speise bestand größtentheils aus gekochtem Korn und in der Asche gebackenem Brod. Sein Lager war ein kleines Bündel Stroh auf einem paar Brettern, nicht zu hoch über der Erde. Täglich wandelte er zu Fuß umher und auf den schlimmsten Wegen, um durch einen Dollmetscher an verschiedenen Orten mit den ringsum wohnenden Indianern allerlei Gespräche anzuknüpfen. Sie behandelten ihn größtentheils freundlich und hörten, was er sich mühte, ihnen kund zu thun — daß aber dabei nicht gar zu viel herauskommen konnte, ist begreiflich. Aber zu seinen Beschwerden und Entbehrungen kamen noch besonders heftige innere Anfechtungen, die ihn oft in seiner Seelenangst von allen Menschen fernhielten und in die tiefste Waldeseinsamkeit hineintrieben. Was lag ihm denn so schwer auf dem Herzen? Eine Jugendsünde — manche würden sagen: eine Jugendthorheit.

Er war der Sohn eines königlichen Colonialraths in Haddam, Hartford County, Connektikut, in Neuengland geboren. Als er neun Jahre alt war, starb sein Vater, und fünf Jahre später wurde seine Mutter durch die Pest hinweggerafft. Aber sein Urgroßvater mütterlicher Seits war als puritanischer Prediger durch das Haus Stuart von England nach Amerika getrieben. Dessen Sohn, sein Großvater, war ebenfalls Prediger gewesen, und bei dessen Tochter hatten ihre fünf Söhne und vier Töchter religiösen

Ernst gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Auch unser David Brainerd, der dritte Sohn seiner Eltern. Ueber den Tod seiner Mutter war er außerordentlich betrübt, doch versank er nach und nach in jugendliche Sorglosigkeit und lebte später zwar ohne grobe Sünden, aber auch ohne Gott in der Welt. Landwirthschaftliche Arbeiten fesselten ihn nicht lange. Er beschloß, ein Prediger zu werden, und hielt sich eine Zeit lang bei dem frommen Prediger Fiske in Haddam auf. Nach dessen Tode bekam er einmal eine solche Empfindung von seiner Sünde und vom Zorne Gottes, daß er die Thiere um ihr Glück beneidete, nicht der ewigen Verdammniß fähig zu sein; etwa im Sinne jenes Liedes:

„Ein Hirsch, der seinen Aufenthalt
Nimmt in dem wild und wüsten Wald,
Lebt seliger auf Erden.
Er lebet lang, und wenn er stirbt,
Sein Leib zugleich mit ihm verdirbt,
So wohl mags mir nicht werden!"

Endlich aber nach schweren Kämpfen schien ihm nichts lieblicher, als der Heilsweg durch Christum und seine Gerechtigkeit ganz allein. Friede und Freude verließ ihn auch nicht, als er sich in New-Haven in einer höheren Lehranstalt weiter zum geistlichen Amte vorbereitete. Aber körperlich sah es desto schlimmer mit ihm aus. Er warf Blut aus und mußte seine Studien eine Zeitlang unterbrechen. Doch genas er und lebte nun wieder still seinen Arbeiten und seinem Gott. Anfangs 1741 entstand in der ganzen Landschaft, wozu New-Haven gehörte, eine außerordentliche, religiöse Bewegung. Auch mehrere Stu-

denten verbanden sich zu gemeinsamer Besprechung über religiöse Dinge. Brainerd aber ward, als er unter ihnen im Vertrauen äußerte, „der Anstaltsvorsteher habe nicht mehr Gnade empfangen, als sein Stuhl," und dies dem Rector hinterbracht wurde, aus der Anstalt verwiesen. Später erkannte er seine Sünde und that alles, um den Beleidigten zu versöhnen — aber umsonst! Die bittere Erinnerung sollte ihn durch's Leben begleiten. Am 19. Juli 1742 bestand er mit Ehre eine öffentliche Prüfung und erhielt die Erlaubniß, zu predigen. Das that er längere Zeit ohne feste Anstellung. Auch Indianer hörten ihn gern. Da wurde er von dem Prediger Pemberton in New York zu einer Besprechung eingeladen. Ueber ihren Inhalt besprach er sich wieder mit seinem Gott, und nachdem er von den sogenannten Correspondenten oder Verwaltungsräthen der dortigen Missionsgesellschaft eine Prüfung bestanden, nahmen sie ihn in Dienst. Am 1. Februar 1743 hielt er seine Abschiedspredigt. Am 1. April langte er da an, wo wir ihn bereits gefunden haben. Was ihn aber auch dort drückte, war, daß ihm die Aussöhnung mit den Vorstehern der Anstalt zu New Haven auch jetzt nicht gelingen wollte. Außerdem betrübte ihn freilich die Bosheit der „weißen Christen" oder vielmehr „weißen Heiden," welche die Indianer grundsätzlich in Nacht und Finsterniß lassen wollten, um sie leichter betrügen und bedrücken zu können — aber desto treulicher wies er die armen verirrten Schafe zu ihrem himmlischen Hirten. Und er erreichte wenigstens in Kurzem so viel, daß der Götzendienst sammt den wilden heidnischen Tänzen verschwand und der Tag des Herrn geachtet wurde.

Eliots Einrichtungen wurden für Mayhew Vorbilder. In Marthas Weinberg ließ sich der von seinen heidnischen Verwandten verfolgte Sohn eines angesehenen Indianers nieder, der gehört hatte, daß man um Christi Willen Vater, Mutter, Haus und Gut verlassen müsse. Er sprach: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, falls ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, wollten sie mich auch wieder lieb haben. Mein zurückgelegtes Leben ist nichtswürdig, ich muß es hassen, Gottes Weg gefällt mir und ist gut."

Aber wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Im November 1657 reiste Mayhew nach England, um dort für seine Sache zu wirken. Sein Schiff scheiterte und — er fand in den Wellen sein Grab. Nur mit Thränen kamen die Indianer auf dem Platz zusammen, wo ihr Lehrer zuletzt von ihnen Abschied genommen. Die verwaiste Gemeinde wendete sich an Eliot. Der aber rieth ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu Predigern zu wählen. Darunter war denn auch Hiakumes — und ihnen zur Seite stand der 70jährige Vater Mayhew's, der noch im hohen Alter deswegen die Indianersprache lernte und bis in sein 93. Jahr predigend umherzog. Als er starb, folgte sein Enkel Johann Mayhew, den aber, 37 Jahre alt, nach 16jähriger treuer Amtsführung eine Krankheit fortraffte. Sein 16jähriger ältester Sohn durfte 65 Jahre lang im Weinberg des Herrn arbeiten. Und erst im Jahre 1803 hat dessen Sohn Zacharias im 88. Jahre, als der letzte seines Namens den Hirtenstab niedergelegt, den die eine Familie 159 Jahre unter den Indianern geführt hat.

4. David Brainerd.

Dreiundfünfzig Jahre nach Eliots Tode lebte in dem Indianerdorf Kaunaumeek, 11 Meilen von Albany, N. Y., in einem elenden Gemach ohne Estrich, ein junger Mann. Dessen Speise bestand größtentheils aus gekochtem Korn und in der Asche gebackenem Brod. Sein Lager war ein kleines Bündel Stroh auf einem paar Brettern, nicht zu hoch über der Erde. Täglich wandelte er zu Fuß umher und auf den schlimmsten Wegen, um durch einen Dollmetscher an verschiedenen Orten mit den ringsum wohnenden Indianern allerlei Gespräche anzuknüpfen. Sie behandelten ihn größtentheils freundlich und hörten, was er sich mühte, ihnen kund zu thun — daß aber dabei nicht gar zu viel herauskommen konnte, ist begreiflich. Aber zu seinen Beschwerden und Entbehrungen kamen noch besonders heftige innere Anfechtungen, die ihn oft in seiner Seelenangst von allen Menschen fernhielten und in die tiefste Waldeseinsamkeit hineintrieben. Was lag ihm denn so schwer auf dem Herzen? Eine Jugendsünde — manche würden sagen: eine Jugendthorheit.

Er war der Sohn eines königlichen Colonialraths in Haddam, Hartford County, Connektikut, in Neuengland geboren. Als er neun Jahre alt war, starb sein Vater, und fünf Jahre später wurde seine Mutter durch die Pest hinweggerafft. Aber sein Urgroßvater mütterlicher Seits war als puritanischer Prediger durch das Haus Stuart von England nach Amerika getrieben. Dessen Sohn, sein Großvater, war ebenfalls Prediger gewesen, und bei dessen Tochter hatten ihre fünf Söhne und vier Töchter religiösen

Ernst gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Auch unser David Brainerd, der dritte Sohn seiner Eltern. Ueber den Tod seiner Mutter war er außerordentlich betrübt, doch versank er nach und nach in jugendliche Sorglosigkeit und lebte später zwar ohne grobe Sünden, aber auch ohne Gott in der Welt. Landwirthschaftliche Arbeiten fesselten ihn nicht lange. Er beschloß, ein Prediger zu werden, und hielt sich eine Zeit lang bei dem frommen Prediger Fiske in Haddam auf. Nach dessen Tode bekam er einmal eine solche Empfindung von seiner Sünde und vom Zorne Gottes, daß er die Thiere um ihr Glück beneidete, nicht der ewigen Verdammniß fähig zu sein; etwa im Sinne jenes Liedes:

„Ein Hirsch, der seinen Aufenthalt
Nimmt in dem wild und wüsten Wald,
Lebt seliger auf Erden.
Er lebet lang, und wenn er stirbt,
Sein Leid zugleich mit ihm verdirbt,
So wohl mags mir nicht werden!“

Endlich aber nach schweren Kämpfen schien ihm nichts lieblicher, als der Heilsweg durch Christum und seine Gerechtigkeit ganz allein. Friede und Freude verließ ihn auch nicht, als er sich in New-Haven in einer höheren Lehranstalt weiter zum geistlichen Amte vorbereitete. Aber körperlich sah es desto schlimmer mit ihm aus. Er warf Blut aus und mußte seine Studien eine Zeitlang unterbrechen. Doch genas er und lebte nun wieder still seinen Arbeiten und seinem Gott. Anfangs 1741 entstand in der ganzen Landschaft, wozu New-Haven gehörte, eine außerordentliche, religiöse Bewegung. Auch mehrere Stu-

denten verbanden sich zu gemeinsamer Besprechung über religiöse Dinge. Brainerd aber ward, als er unter ihnen im Vertrauen äußerte, „der Anstaltsvorsteher habe nicht mehr Gnade empfangen, als sein Stuhl," und dies dem Rector hinterbracht wurde, aus der Anstalt verwiesen. Später erkannte er seine Sünde und that alles, um den Beleidigten zu versöhnen — aber umsonst! Die bittere Erinnerung sollte ihn durch's Leben begleiten. Am 19. Juli 1742 bestand er mit Ehre eine öffentliche Prüfung und erhielt die Erlaubniß, zu predigen. Das that er längere Zeit ohne feste Anstellung. Auch Indianer hörten ihn gern. Da wurde er von dem Prediger Pemberton in New York zu einer Besprechung eingeladen. Ueber ihren Inhalt besprach er sich wieder mit seinem Gott, und nachdem er von den sogenannten Correspondenten oder Verwaltungsräthen der dortigen Missionsgesellschaft eine Prüfung bestanden, nahmen sie ihn in Dienst. Am 1. Februar 1743 hielt er seine Abschiedspredigt. Am 1. April langte er da an, wo wir ihn bereits gefunden haben. Was ihn aber auch dort drückte, war, daß ihm die Aussöhnung mit den Vorstehern der Anstalt zu New Haven auch jetzt nicht gelingen wollte. Außerdem betrübte ihn freilich die Bosheit der „weißen Christen" oder vielmehr „weißen Heiden," welche die Indianer grundsätzlich in Nacht und Finsterniß lassen wollten, um sie leichter betrügen und bedrücken zu können — aber desto treulicher wies er die armen verirrten Schafe zu ihrem himmlischen Hirten. Und er erreichte wenigstens in Kurzem so viel, daß der Götzendienst sammt den wilden heidnischen Tänzen verschwand und der Tag des Herrn geachtet wurde.

Am 29. April begab er sich auf die Reise an den Delaware, durch Wälder und Einöden. Als er in das Indianerdorf Minisinks eintrat, sagte einer der dortigen Heiden ihm ins Gesicht: „Warum sollen die Indianer Christen werden? Die Christen sind ja viel schlechter als wir? Sie lügen, stehlen und trinken mehr. Sie stehlen so, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen, und auch das schreckt sie nicht ab! Nie ist ein Indianer Diebstahls wegen gehenkt! Werden wir Indianer Christen, so werden wir bald ebenso schlecht sein!" Dennoch fehlte es nicht an Hörern. Anfangs Oktober zog Brainard an den Susquehannah. Drei Tage mußte er durch grauenvolle Wälder sich den Weg bahnen, zwei Nächte hindurch war die feuchte Erde sein Bett. Dazu kam, daß sein Pferd den Fuß brach — er mußte zu Fuß gehen. Als er aber wieder an den Delaware zurückkehrte, wurde ein hundertjähriger Greis vom Evangelio so bewegt, daß er viele Thränen vergoß. Eine abermalige Reise durch die Wildniß machte so viel Noth, daß Brainard, vom Fieber befallen, heftige Schmerzen in Kopf und Eingeweiden hatte. Er verlor viel Blut und meinte, in der Wildniß umkommen zu müssen. In einer Indianerhütte fand er Pflege und wurde ohne Arzneimittel bald so kräftig, daß er zu Pferd sich aufmachen konnte und am 30. Mai 1745 wieder in seiner Wohnung am Delaware ankam.

Kaum hatte er sich etwas erholt, so brauchte er wieder in Crosweeksung in New Jersey, 80 Meilen südöstlich vom Delaware, den Hammer, der Felsen zerschlägt. Da hatte er eine große, aufmerksame Indianerschaar vor sich. Ein alter Indianerhäuptling weinte bitterlich um Bekümmerniß

aus seiner Seele. Und welche Freude! Er durfte die ersten von ihm bekehrten Indianer, seinen etwa 50 Jahre alten Dolmetscher Moses Tinda Tantamy und dessen Frau in die Gemeinschaft des Heils aufnehmen! Ja, als er wieder in Crosweeksung predigte und zwar über das große Abendmahl, zu dem viele eingeladen werden, da war es, als ob eine Windsbraut über die Versammlung käme, als ob ein Waldstrom oder eine hochangeschwollene Fluth alles wegrisse. Alte Männer und Frauen, Jahre lange Trunkenbolde, waren über ihre Seelen ebenso bekümmert, als Personen mittleren Alters und als kleine Sechsjährige.

Als Brainerd die neugewonnene Schaar verlassen mußte und sie bat, für ihn zu beten, hoben sie Herzen und Hände zu Gott und beteten so inbrünstig, daß sie nicht merkten, wie die Nacht verging, bis der Morgenstern am Himmel stand. Ein alter Indianer, sein Lebenlang ein halsstarriger Götzendiener, übergab seine Zauberklappern den andern Indianern, die sie geschwind zerbrachen.

Bis an den Delaware war die Kunde von der Bewegung in Crosweeksung dem Prediger vorangeeilt, wie ein himmlisches Lauffeuer. Brainerd fand einen in Thränen dasitzenden Indianer, der sprach: „Wenn ich daran denke, daß Christus wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt ist, und daß er sein Blut für die Sünder vergossen hat, kann ich das Weinen nicht lassen!"

Freilich gab's auch andere Erfahrungen, besonders unter den Delawaren, Seneka's und Tutela's in Schaumoking am Susquehanna, den trunksüchtigsten und wildesten aller Rothhäute. Dagegen konnte er einen Mör-

der und einen Säufer, einen Greis von 80 Jahren und mehrere andere in den Tod Christi taufen — und diese machten ihrem Bekenntniß keine Schande. Durch Trunksucht hatten sich viele Indianer in Schulden gestürzt und waren in Gefahr, ihre Ländereien an die Weißen zu verlieren. Da sorgte Brainerd für Tilgung der Schulden und konnte nun 15 Stunden von Crosweeksung die Stadt Bethel bauen, in deren Mitte er sich selbst eine Hütte errichtete.

Am 27. April 1746 durfte Brainerd zum ersten Mal das Abendmahl mit seinen Indianern feiern. Und bald darauf entsagte auch ein in Sünden ergrauter Powah dem Götzenwesen.

Aber all die rastlosen und erschöpfenden Anstrengungen konnten für Brainerd's schon früher schwächlichen Körper gerade keine Stärkung sein. Als er sich wieder ein dreiwöchentliches, entbehrungsvolles Wanderleben zumuthete, kam seine alte Krankheit wieder — Husten und kalter Nachtschweiß, und da er auch jetzt noch sich nicht schonte, so wurde er immer elender. Später war er oft den ganzen Tag kaum im Stande zu gehen, hatte wenig Kraft zu beten, zu schreiben, zu lesen — und doch war er selig im Blick auf den immer näher tretenden Tod. Noch einmal wollte er seine Freunde in Neuengland besuchen. Vorher aber nahm er von jedem Einzelnen in seiner Gemeinde Abschied, wobei reichlich Thränen flossen. Unterwegs wurde er so krank, daß er mehrere Monate in Elisabethtown verweilen mußte. Erst im Mai kam er nach Northampton, wo er beim Präsidenten Edwards die freundlichste Aufnahme und Pflege fand. Noch einmal schien eine Reise zu Pferde nach Bo-

ston ihn zu erfrischen, doch trat bald Abnahme der Kräfte und Besinnungslosigkeit ein. Nun folgten vier wunderbare Wochen, voll besonderer Heiterkeit und Klarheit. Er konnte sogar wieder die Feder führen und schrieb an seinen Bruder Israel, der damals Theologie studirte: „Die Ewigkeit ist doch etwas anderes, als man bei gesunden Tagen sich vorstellt. Häufig ergreift mich zitternde Angst um die, welche ohne Christum zur Ewigkeit gehen. Lieber Bruder, prüfe doch ja, ob du auch eine neue Creatur in Christo geworden, und laß dich nicht entmuthigen, weil — dein älterer Bruder so früh im Amte stirbt! —" Ebenso warnte er schriftlich seinen Bruder John in Bethel vor Selbsttäuschung, vor trügerischer Frömmigkeit, und befahl ihn und die Indianer, an denen er arbeitete, der Gnade Gottes.

Beide eilten an sein Krankenlager — aber sie fanden den Sterbenden — auf dem Pferde. Er war so gekräftigt, daß er täglich mehrere Stunden ausreiten konnte. Doch war das nur ein letztes Aufflackern.

Als der Herbst die Blätter färbte, begannen seine Füße zu schwellen. Er konnte das Zimmer nicht mehr verlassen. Seine innere Freudigkeit aber wuchs mit den körperlichen Schmerzen. „O, rief er, die herrliche Zeit ist nun gekommen — Gott wird mir meinen Wunsch gewähren!" Und ein ander Mal: „Und wenn ich tausend Seelen hätte und sie wären etwas werth, ich gäbe sie ihm alle — und hätte doch nichts gegeben!" Sein Tagebuch zeigt als letzte Schriftzüge: „Meine Seele ruhte diesen ganzen Tag süß in Gott: Ihm konnte ich alles übergeben, Freunde, Gemeinde, Brüder, alle Sorgen für Zeit und Ewigkeit! . . ."

Als am Abend Jemand mit der Bibel in's Krankenzimmer trat, rief er: „O, das theure Buch, das liebliche Buch! Bald werde ich es ganz aufgeschlossen sehen!"

Am 6. Oktober, unter großen Schmerzen, wie in letzten Zügen liegend, flüsterte er leise, wie gebrochen: „Er wird kommen, ich werde bald in der Herrlichkeit sein, ich werde ihn mit den Engeln preisen."

Am 8. Oktober kämpfte er ritterlich mit dem Tode. Gegen Ende der Nacht sprach er: „Sterben ist etwas anderes, als die Menschen sich vorstellen."

Am Morgen des 9. wurden seine Augen starr. Er lag still und unbeweglich bis sechs Uhr. Da that er den letzten Odemzug — erst dreißig Jahre alt. — Ob ihm der Rektor in New Haven vergeben hat? Der Regent des Himmels hat es gewiß gethan.



5. Deutsche Brüder unter armen rothen Brüdern.

Als einige Schwenkfeldianer, die sich unter den Herrnhutern in Deutschland niedergelassen, von der Regierung zur Auswanderung genöthigt wurden, schaffte der Graf Zinzendorf Rath. Er schrieb an die Vorsteher der georgischen Colonie, welche sich gerade in London aufhielten. Schon standen die Herrnhuter Brüder überall im Rufe fleißiger Colonisten. Deshalb boten ihnen die genannten Vorsteher ein Stück Landes in Georgien an.

Gern wurde es angenommen, besonders mit Rücksicht auf die Indianerstämme und — das Evangelium.

Es war im Frühjahr 1735, als zehn Brüder in Georgien anlangten. An ihrer Spitze stand August Gottlieb Spangenberg, der nachmalige zweite Begründer oder Befestiger der Brüdergemeinde. Im nächsten Jahre folgte mit zwanzig Brüdern David Nitschmann, der mährische Exulant, früh um des Glaubens willen im Gefängniß, später der erste Bischof der Brüdergemeinde. Unter Mangel und Krankheit half der dem kleinen Häuflein, auf den er sich verließ. Er erwarb sich Achtung auch bei den Indianern.

Auf der Insel Irene am Savannahfluß wohnten Creekindianer. Hier wurde eine Schule errichtet und in englischer Sprache das große Wort verkündigt. Nach zwei Jahren langte Petrus Böhler an, ein ordinirter Prediger der Brüder — aber bald mußten diese, wegen Befreiung vom Militärdienst beneidet, nach Pennsylvanien übersiedeln. Hier entstand Bethlehem und Nazareth, ersteres eine Missionsschule nicht nur für Nordamerika, sondern auch für Westindien und Guiana. Spangenberg hatte persönlich das Elend der Heiden auch in Pennsylvanien kennen gelernt.

Als er 1739 nach Europa zurück mußte, langte dafür im Juli des nächsten Jahres Heinrich Rauch in New York an.

Hier wußte ihm jeder zu erzählen von der Unwirthlichkeit der Wildnisse und von der Mordlust der Indianer, Rauch aber harrte des Herrn, und verkündete den Indianern das Wort.

Bald regte es sich in der Nachbarschaft. Heiden sam-

melten sich das große Wort zu hören. Und der Indianer Tschoop ließ nach Bethlehem schreiben: „Ich bin ein armer wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre nicht mehr gewußt hat als ein Hund — der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels. Ich habe den Götzen gedient, die ich jetzt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit Thränen bereut. Ich fühlte einen Zug zum Heiland, aber meine Frau und meine Kinder waren meine Feinde, und meines Weibes Mutter sagte, ich sei nicht so gut als ein Hund, wenn ich ihre Götter verließe. Aber ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen. Er ist von Leder und mit Wampom geschmückt. Weil sie die Aelteste war, hat sie ihn an uns gegeben und wir haben davor angebetet, bis wir von dem Gotteslamm hörten, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Mein Herz wird warm . . . Ich wäre gern getauft. Weil ich lahm bin, kann ich im Winter nicht fort, ich werde aber im April oder Mai kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, aber was ich zuvor lieb hatte, wird mir mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop.

Gegen Ende des Jahres 1731 kam Zinzendorf in Amerika an und hielt einen Brüdersynodus zu Oly. Da empfingen drei Indianer, Schabasch, Seim, Kiop, in einer Scheune die heilige Taufe und die Namen: Abraham, Isaak und Jakob. Der lahme Tschoop aber wurde beim ersten Tauffest in Schekomeko getauft und hieß nun Johannes. Er fühlte sich wunderbar selig und meinte, da er, früher kalt wie Eis und todt wie Stein, dennoch lebendig geworden sei, müßten die andern Indianer in einer Stunde besser werden, als er in zwei Jahren.

Nun kamen die Indianer aus weiter Entfernung zu Rauch und hörten mit Freuden, wie Gott Mensch geworden und sie mit seinem Blut erlöst habe. Das Feld war weiß zur Ernte. Zinzendorf hielt Conferenzen und durchreiste verschiedene Indianergebiete.

Er ging wieder zurück nach Europa, aber Schekomeko wuchs. Viele blutdürstigen Thiermenschen, in allen Schanden und Lastern wie ersoffen, ließen sich von den stummen Götzen zu Christo führen. Mehrere Indianer brachten ihre kleinen Kinder zur Erziehung. Ein Mädchen, in der Taufe Martha genannt, wurde nachher Mitglied der Gemeinde in Bethlehem, zuletzt Mädchenlehrerin in Lititz.

Ein eigener Begräbnißplatz für die Getauften wurde eingerichtet, und das Kind Lazara war das erste Korn, das hier gesäet ward. Als der Missionar Mack und seine Frau ankamen, fanden sie bei Männern und Frauen gleich erfreulichen Eingang. Gegen Ende 1742 hatten sie 31 getaufte Indianer um sich. Doch galt es große Vorsicht wegen der Verwicklungen unter den Weißen selbst. Manche Wilde waren den Engländern sehr abgeneigt, dagegen freundlich gegen die Deutschen, weil diese doch ihren Landsmann, den zu Bethlehem im Lande der Franzosen geborenen Herrn Jesum nicht gekreuziget hätten." Dabei behalfen sich die Brüder sehr dürftig, gingen selbst wie Indianer gekleidet, und mußten allerlei Verleumdung und Meuchelmordanschläge über sich ergehen lassen. Bruder Büttner spie öfters Blut, aber das dämpfte seine Liebe nicht. Davon merkten aber auch die Wilden etwas. Einmal sagten sie zu Mack: „Er und seine Frau müßten sie doch sehr lieb haben,

da sie in so schlechtem Wetter zu ihnen gekommen wären." Selbst in Potatik, wo ein erzböser Capitän jeden todtschlagen wollte, der ihm von Christo spräche, fand Mack gute Aufnahme. An einer Stelle hatte der Herr durch den Tod einer Tochter die Eltern für das Evangelium vorbereitet. Auch Johannes half treulich. Einmal zeichnete er mit Kohle auf ein Brett ein Herz, aus dem lauter Stacheln und Zacken hervorgingen und sprach: „So ist das Herz, wenn der Satan darin wohnt," das machte gewaltigen Eindruck.

Zu dem bekehrten Gideon kam eines Tages ein Wilder und hielt ihm die Flinte vor den Kopf: „Nun will ich dich erschießen, denn du redest immer vom Heilande."

Gideon: „Wenn Dir's mein Heiland nicht erlaubt, so kannst du mich nicht erschießen."

Da ließ der Wilde die Flinte sinken. Als aber bald darauf sein Weib krank wurde, lief er selbst zu Mack, damit dieser ihm etwas von Gott sagen möge. Bald konnte das erste Abendmahl gehalten werden, wobei alles in Thränen zerfloß.

Die Indianer strömten schaarenweise herbei. Hätte es nur keine weißen Bramntweinhändler und keine bequemen englischen Prediger gegeben! Denen war die Mission ein Dorn im Auge. Keine Verläumdung war ihnen zu schlecht. Einem Europäer, der die Brüder für keine rechtmäßigen Lehrer erklärte, antwortete übrigens der Indianer Abraham: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt, und was seitdem Gott an mir gethan hat! Seht doch meine armen Freunde betrunken vor Eurer Thür

liegen. Warum schickt Ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch wie ein Vieh, Niemand von Euch bekümmerte sich darum. — Die Brüder haben mir vom Blut Jesu gesagt — nun bin ich vom Dienst der Sünde erlöst — darum sind mir meine Lehrer genug!" Auch mit den Franzosen in Canada sollten die Missionäre in landesverrätherischem Einverständniß stehen. Die offiziellen Scheereien nahmen kein Ende.

Zwar wurden die Missionäre bald abgerufen, d. h. die übrigen von Schekomeko, Missionär Büttner überhaupt von dieser Erde, die er mit den Worten verließ:

„Deine Augen, deinen Mund,
Den Leib für mich verwundt,
Da wir so fest auf bauen,
Das werd' ich Alles schauen."

Allein sein von Indianerthränen benetztes Grabmal predigte fort statt seiner, und die junge Gemeinde hatte bereits Kräfte genug in sich, um sich selbst erbauen zu können.



6. David Zeisberger.

Der hervorragendste Missionär der Brüdergemeinde, der 63 Jahre lang unter Mühseligkeiten und Drangsalen, Hohn und Spott, Hunger und Gefahr, stets mit erneutem Muthe den Indianern nachging, war David Zeisberger. Der Sohn frommer Eltern, die um des evan-

gelischen Bekenntnisses willen Haus und Hof verlassen hatten, und mit einer Gesellschaft von Herrnhutern nach Georgien ausgewandert waren, wurde er von der Brüdergemeinde mit christlicher Treue erzogen. Frühe schon zeichnete er sich durch Fleiß und treffliche Anlagen aus; namentlich bemerkte man an ihm eine große Gabe, fremde Sprachen zu lernen. In Holland, wo der Jüngling erzogen wurde, fühlte er sich durch die festen Regeln der Gemeinde so beengt, daß er mit einem seiner Jugendgenossen den Entschluß faßte, heimlich nach Georgien zu entfliehen. Es fand sich auch ein Schiffskapitän, der sie mit nach Amerika nahm, und Davids Eltern staunten nicht wenig, als sie auf einmal ihren Sohn vor sich sahen. Er arbeitete fleißig mit bei'm Aufbau der Brüderkolonie B e t h l e h e m, dann aber war er der Gemeinde, für deren stilles Leben er nicht recht zu taugen schien, eine ziemlich überflüssige Person. Als daher der Graf Zinzendorf 1743 Amerika wieder verlassen wollte, sollte David ihn begleiten und sich in der Heimath ein Fortkommen suchen. Gehorsam, aber tief betrübt, ging er auf das Schiff; denn das Leben in den Waldungen und Wildnissen Amerika's war ihm lieb geworden. Da, als man schon anfing, die Anker zu lichten, richtete D. Nitschmann, einer der frommen Begleiter des Grafen, an den bekümmerten Jüngling die Frage, ob er auch gern nach Europa zurückgehe. „Nein!" war die Antwort; „mir liegt jetzt vor Allem meine Bekehrung am Herzen." Da rieth ihm Nitschmann, eilig nach Bethlehem zurückzukehren; und nicht lange nachher ging ihm daselbst die volle Sonne der Gerechtigkeit auf. In einer Versammlung der Brüder hörte er den Vers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!
Was liebest Du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest Du? — Kinder, die Dir gefslucht.

Diese Worte brachen ihm das Herz. Die ganze Herrlichkeit der Sünderliebe Jesu trat ihm plötzlich entgegen, und Thränen der Buße und des Dankes entströmten seinen Augen. Fortan war sein Sinn mit ganzem Ernst darauf gerichtet, alle seine Kräfte in den Dienst dieses barmherzigen Herrn zu begeben. Den heidnischen Indianern die erfahrene Gnade zu verkündigen, das erkannte er jetzt mit freudiger Gewißheit als seinen Beruf, und er ist ihm treu geblieben.

Die Brüder in Bethlehem beschlossen, die Christen von Schekomeko, die wir ja schon kennen, an den Susquehannah überzusiedeln. Dazu bedurfte es aber der Erlaubniß der Irokesen und so wurde Spangenberg, Weißer, Schabasch und Zeisberger an den großen Rath in Onondaga am südlichen Ufer des Oneidasees abgeordnet. Das war schon deßhalb keine leichte Sache, weil diese sechs Stämme der Irokesen von ihrer Hoheit eine hohe Meinung haben. Der geringste Mann darunter meint, daß ihm außerhalb der Stämme höchstens der König von England einigermaßen ebenbürtig sei.

Die gefahrvolle Reise dauerte von Mai bis Juli, und der große Rath der Irokesen ertheilte die Erlaubniß.

Nach einigem Widerstreben wanderte die Gemeinde von Schekomeko aus — und ließ sich zunächst in Friedenshütten bei Bethlehem nieder, bis sie in Philadelphia am Einfluß

der Mahory in die Lecha Gnadenhütten gründete. Da waren fast 500 Seelen zusammen. Mitten im Dorf stand eine Kirche mit Thurm und Glocke, im Halbkreise die Hütten der Indianer, ihnen gegenüber die Wohnungen der Missionäre und — der Gottesacker, Gottesdienst und Schulwesen war natürlich wie überall bei der Brüdergemeinde. Auch die eingeborenen Gehülfen waren Männer voll Glauben und Herzenserfahrung.

Alles Unkraut konnte freilich vom Weizen auch hier nicht fern gehalten werden, auch Gläubige fielen zurück, doch baten sie oft auch wieder mit tiefem Ernst um Verzeihung. „Mit mir steht's so," schrieb ein solcher Demas, der die Welt lieb gewonnen hatte, „als wenn ein Vater ein Kind lieb hat und kleidet es auf's Beste und giebt ihm allerlei schöne Sachen, das Kind aber ist eigensinnig und geht weg vom Vater, und das Kleid zerreißt und fällt ihm vom Leibe und es muß fast nackend gehen. Es thut dem Kinde weh, es betrübt sich Tag und Nacht, ist aber scheu zum Vater zu gehen, und weiß doch nicht, was zu thun. So steht's mit mir."

Nachdem Zeisberger in vielfacher Arbeit sich bethätigt, fuhr er über's Meer, wurde in Herrnhut feierlich zum Missionsdienst eingesegnet, und ergriff, zurückgekehrt in der neuen Welt, die nun schon für ihn eine alte war, auf's Neue den Wanderstab. Da fand er nicht nur unter den Irokesen eine gute Aufnahme, sondern es kamen sogar die Nantikoks und Schawanos aus freien Stücken herbei, um mit den Brüdern feierlich Bündnisse zu schließen. Es waren mit Weibern und Kindern zusammen 107 Personen.

Am folgenden Tage wurde feierliche Versammlung unter

freiem Himmel angesagt. In der Mitte lag ein blaues Tuch, ringsherum Matten zum Daraufsitzen. An beiden Seiten war ein Feuer angemacht, ein Körbchen mit Taback stand in der Mitte. Der Sprecher der Gesandtschaft trug seine Sache sehr gravitätisch und lebhaft vor, indem er zu fünf verschiedenen Reden fünf Wampoms überreichte. Nach ihm dolmetschte der Nationalgehülfe Nathaniel und endlich redete Spangenberg auf Deutsch.

Bald mußte Gnadenhütten, weil das Land an der Lecha ausgenutzt war, an die Nordseite der Lecha versetzt werden. Im neuen Gnadenhütten ging alles fröhlich vorwärts. Es kamen viele Wilde zum Unterricht herbei und nicht wenige gingen heim mit fröhlichem Bekenntniß auf den Lippen.

Während das Feld aber weiß zur Ernte schien, zogen sich hie und da Wolken zusammen. Hie und da wetterleuchtete es schon und ein fernes Grollen ließ sich hören. Bald genug sollte Sturm und Hagelschlag hereinbrechen.

Im Jahre 1755 brach zwischen Engländern und Franzosen in Nordamerika Krieg aus. Diese mit den Brüdern befreundete Indianer schienen Lust zu haben, sich zur französischen Partei zu schlagen. Dazu kam, daß vier Weiße in Stockbridge von unbekannten Indianern erschlagen wurden. Die Brüder mühten sich, auf alle Weise Frieden zu halten. Aber das goß nur Oel in die Flammen. Ja, die wilden Indianer haßten ihre christlichen Stammgenossen fast mehr, als ihre weißen Feinde.

Als das alte Gnadenhütten an der Mahony seine Bewohner, wie wir hörten, den neuen Gnadenhütten an der Lecha übergeben hatte, hatte man nur noch Wirthschafts-

gebäude und ein Gemeinhaus zur Aufnahme für die umherziehenden Heidenboten stehen lassen.

In diesem sogenannten Pilgerhause saßen am Abend des 24. November 1755 Brüder und Schwestern friedlich zu Tische. Da erscholl Hundegebell — ein Schuß knallte. Bruder Martin Nitschmann eilte zur Hausthüre. Kaum hatte er geöffnet, so lag er blutend an der Erde. Sein Weib mit noch Etlichen verwundet, stürzten dem Dachboden hinauf. Sie versperrten die Treppe. Bruder Partsch sprang durch ein Hinterfenster und entkam. Die wüthenden Indianer donnerten gegen die Treppenthür. Da sie nicht gleich aufsprang, so faßten sie sich kurz: sie steckten das Haus in Brand. Ein Indianerknabe springt von dem qualmenden Dach. Von einer Kugel am Backen gestreift, den Kopf halb verbrannt, entläuft er glücklich. Da wagt auch Schwester Partsch vom brennenden Dach nachzuspringen — und das Gebet ihres Mannes, das er selbst, aus dem Fenster springend, zu Gott geschickt hatte, wurde erhört. Sie entkam. Nicht so Fabricius, dem gingen, als er herab sprang, zwei Kugeln durch den Leib, darauf zerhieben ihn Tomahawks — zuletzt wurde er scalpirt. Alle Uebrigen mußten lebendig verbrennen. Bruder Sensemann, aus der Hinterthür entkommen, mußte mit Augen sehen, wie seine geliebte Frau, in Flammen stehend, die Hände faltete und ihren Ruf hören: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht.“

Auch Gnadenhütten und 600 Flüchtlinge fanden Unterkommen in Bethlehem und war gleichfalls von Wilden verbrannt, die mordend und sengend das Land durchzogen. Später ließen sie sich in der Nähe von Bethlehem, zu Nain

nieder, das sich bald lieblich entwickelte und den menschgewordenen Schöpfer auch wilden Banden pries. Ja, es ward bald so überfüllt, daß hinter den blauen Bergen der Gemeinort Wechquetank angelegt werden mußte.

In Nain hörte ein berühmter indianischer Lehrer, Namens Papunhank, zum ersten Mal von Jesu dem Gekreuzigten. Bisher hatte er eine strenge heidnische Moral gelehrt und war dabei sammt seinen Zuhörern immer tiefer in Sünden versunken. Jetzt erklärte er: „Er habe zwar immer an ein höchstes Wesen geglaubt, aber daß Gott Mensch geworden, habe er nicht gewußt.“ Dann rief er unter Thränen: „O Gott hilf mir, daß dein Tod meinem Herzen klar werde.“ Dennoch hatte er noch in sich schweren Kampf. Als aber Zeisberger zu ihm kam nach Machwihiluhing, da warf der stolze Mann alle eigne Gerechtigkeit zu Boden, wollte weder essen noch trinken, bis er seine groben Sünden gebeichtet hätte und bat flehentlich um die Taufe, bei welcher er den Namen Johannes empfing. Viel Gutes stand in Aussicht, da erscholl wieder von Neuem wilder Kriegslärm.

Die Indianer an den canadischen Seeen und am Ohio brachen wieder ein, mordend und sengend, und ihre mit den Weißen zusammenlebenden Landsleute den Weißen gleichachtend. Nun mordeten auch die Weißen alle Indianer ohne Unterschied des Glaubens. Da fanden die Gläubigen Zuflucht, erst in Bethlehem, dann in Philadelphia. Hier wurden sie in einem Feldlager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht durch Wachtposten vor den herumstreifenden Feinden gesichert, aber Mangel an Raum und an Bewegung, sowie die ungewohnte gewürzte Speise der

Weißen brachte einer nicht geringen Zahl Krankheit — oder Tod!

Obgleich nun Frieden geschlossen wurde, schien doch eine Umsiedelung der christlichen Indianer nöthig. Diese erfolgte — unter Leitung Zeisberger's, der wie ein Moses sein Volk durch die Wüste führte. Da ging es denn von Bergrücken zu Bergrücken, über wilde Waldströme, durch trügerische Sümpfe, durch bahnlose Wildniß. Kinder, Kranke, Greise, Blinde und Gepäck folgte auf kleinen Wagen. Auf tagelangen Umwegen mußten sie feindseligen Haufen ausweichen, Sturm und Schneegestöber war ihre Eskorte, der wilde Wald ihr Nachtquartier, der ihnen Dach und Lagerfeuer bot. Meilenweit mußte die Axt Luft schaffen, oder Riesenbäume fällen zu Naturbrücken über schäumende Waldbäche. Nicht selten riß der wüthende Strom die zitternden Fähren fort, und einmal mußte ein ausgehöhlter Eichstamm in langen Pausen dem einzelnen Häuflein die Dienste des Christophorus erweisen. Und manchmal wurden die letzten Rationen ausgetheilt. Mütter, Kinder, graue Greise wußten nicht, wovon morgen leben. Einmal schreckte die Todtmüden ein ringsum wogendes Feuermeer aus dem Schlummer. Wildes Geprassel des lodernden Urwaldes betäubte sie, erstickende schwarze Rauchwolken verhingen ihnen Pfad und Flucht. Wehe den Kranken, den Alten! Ihre Geräthschaften verbrannten fast alle, aber, die dort bei den drei Männern im Feuerofen Kühlung wehten, müssen auch hier unsichtbar geschirmt haben -- genug, nur Einzelne wurden durch brennende Aeste verletzt, aber das Leben verlor Keiner von Allen. Wie süß schmeckte denen, die Gottes Gnade und Frieden schme-

cken durften, die wilde Kartoffel, die Rinde des Kastanienbaumes! Und ob auch einige mußten im Dickicht des Waldes verscharrt werden zur Auferstehung — das Auge des Wächters Israel leuchtete über allen, und ihm dankten die Herzen jeden Abend unter freiem Himmel am lodernden Feuer für all seine Wohlthat. Nach einer Wanderung von fünf Wochen richteten sie am Wayalusingbach, der sich in den Susquehanna ergießt, ihre Hütten auf. Friedenshütten nannten sie den Ort. Bald umgaben vierzig europäische Blockhäuser ein liebliches Kirchlein, eine freundliche Wohnung der Missionare. Kleine Gärten umgrünten die Häuser. Ein blühendes Welschkornfeld verhieß gesegnete Ernte. Jede Familie hatte zum Transport ihres Ertrages ein eigenes Boot. Das ganze Dörflein glich einem emsigen Bienenschwarm. Einige zimmerten und bauten, andere brachen den wilden Boden auf, pflanzten und säeten, noch andere handhabten Angel und Netz im fischreichen Flusse, während die Weiber im Hause schafften und ordneten, ja selbst Alte und Kinder Webstuhl und Spindel klappern und schnurren ließen.

Auch Johannes Papunhauk ließ sich hier nieder und zog viele Heiden herzu. Indeß, der Häuptling des Cajugastammes, der ein Herrschaftsrecht über das Stromgebiet hatte und die Brüder und ihr Thun tief im Herzen verachtete, lud bald die ganze Colonie ein, sich wiederum an einer andern Stelle anzusiedeln. Ein Donnerschlag! — Ein Glück, daß Zeisberger wußte mit Indianern umzugehen, eine besondere Fügung, daß ein angesehener Häuptling der Delawaren ihn vor Kurzem „an Kindes Statt" angenommen! Nun konnte er als Ranggenosse an das Rathsfeuer

treten. Dort wurde seine Bitte auch nicht abgewiesen, sondern ein größerer Landstrich zugestanden, als er verlangt hatte! Aber schon zog ein größeres Wetter herauf. Ein Indianer von Yoninga hatte der Rathsversammlung der Irokesen beigewohnt und erzählte, daß der gütige Cajugahäuptling einen starken Verweis erhalten habe. Da mußte Zeisberger selbst nach Onondago. Und er ging gern dahin, wo so viele Erinnerungen in ihm auftauchten! Wie freute er sich des Zinochsoflusses, an dessen Ufer er so oft gewandelt, des Waldes, der so manch grünes Kind seiner Art dargeboten, des Thales, darin er Hütten gebaut! Wie wogte es in seinem Herzen von Dank und Anbetung! Und die beiden sind Vorboten der Hülfe und Erquickung. Der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, machte auch die kalten, stolzen, treulosen Irokesen, den Schrecken der Völker seinem Boten geneigt. Sie drückten ihm die Hand wie einem Bruder. Am nächsten Morgen wogte an der Pforte des Rathhauses die Flagge zu Ehren des Gastes. Bewaffnet vom Kopf zu Fuß, saßen die wilden Feldobersten und horchten gespannt auf das, was Zeisberger zu sagen hatte. Er sprach warm und kräftig und — nach einigen Wochen erfolgte die vollständige Genehmigung dessen, was der Cajugahäuptling gestattet hatte. Auch unter heidnischen Indianern hatte Zeisberger's Name guten Klang. Einmal fragte Schmidt in weiter Ferne, ob die Indianer Zeisberger kennen. Da legten sie beide Finger zusammen: „Wir sind eins mit diesem Manne. Bist du auch mit ihm eins?“ — „Wir sind Brüder,“ sagte er. „Dann mußt du kommen und ein Haus in unserm Dorfe bauen.“

Nun blühte Friedenshütten auch innerlich immer mehr auf, und manch rother Mann suchte und schmeckte den Frieden, der höher ist, als alle Vernunft.

Aber nicht damit zufrieden, der nächsten Umgebung das Licht des Evangeliums gebracht zu haben, drang der unermüdliche Zeisberger fort und fort in die Wildnisse, und wurde auch öfters durch feindlich gestimmte Indianer bewogen, mit seiner Gemeinde zu wandern. So gab er, auf Veranlassung einer Indianerfehde, Friedenshütten auf, fuhr mit den Seinen auf 16 Booten den Alleghany Fluß bis Pittsburg, und von da den Ohio hinab bis zur Mündung des Biberflusses, wo ein Ort gegründet wurde, den Zeisberger Friedensstadt nannte. Was mag bei dieser Flußfahrt der wilde Indianerjäger, der zum ersten Mal einen derartigen Anblick hatte, gedacht haben! Auf einigen Booten die bekehrten Krieger, bis an die Zähne bewaffnet, mit gefiederten Kronen geschmückt — in andern die wehrlosen Missionare mit dem Kinderhäuflein der Neubekehrten. Und über die glatten Fluthen des breiten schönen Stromes schallte eines der köstlichen altdeutschen Glaubenslieder in Delawarenzunge und durchbrach zum ersten Male die Todesstille seiner Einsamkeit.

Bald gründete der unermüdliche Zeisberger am Muskingum, zwischen Friedensstadt und Eriesee in einer fruchtbaren an Wild, Wallnüssen, Aepfeln und Pflaumen reichen Gegend einen neuen Ort. Der erhielt den Namen Schönbrunn.

An Schönbrunn schloß sich Scheschequon, genannt Gnadenhütten. Da hörte man liebliche Bekenntnisse. „Es ist leicht," sprach einer Namens Nathanael zu

einer bekümmerten Seele, „ein seliges Herz zu haben, so voll Freude, als ob es lachte, wenn man nur der Sünde absagt und an den Heiland glaubt. Wer bittet, dem wird gegeben! Aber wir sind dem Bitten und Betteln so gram!“ Die Schwestergemeinden erbaueten sich gegenseitig.

Aber noch hatte die immer gescheuchte Schwalbe des Evangelii keinen beständigen Ruheplatz gefunden. Der Kampf zwischen den nordamerikanischen Kolonien und England, der Befreiungskrieg, war ausgebrochen, und beide feindliche Mächte suchten die Indianer für ihre Sache zu gewinnen. Da kamen dann die christlichen rothen Brüder mit ihrem Missionar in große Noth. Eine Stunde nächtlicher Finsterniß war nahe. Durchzüge, Brandschatzungen und Kriegselend aller Art nahmen kein Ende, wodurch die Gemeinden immer wieder zum Hin- und Herziehen getrieben wurden.

Mitten in diesen Tumulten fiel ein freundlicher Tag. Zeisberger machte Hochzeit mit Susanna Lekron — weniger nach einigem Gelüste, als nach dem Willen der Brüdergemeinde. Er hatte als „ledig“ so lange gesorgt, was des Herrn ist. In seinem 60. Jahre sollte er erfahren, daß auch der Ehestand ein Segen Gottes ist, und sollte noch seine silberne Hochzeit erleben.

Die Tage der größten Prüfung standen aber noch bevor. Feindliche Indianer (Huronen) rückten in Salem ein, zerstörten den Ort und die Ernte und zwangen die Gemeinde zur Auswanderung.

Vier Wochen irrte sie umher. Einmal brach auf ihr Nachtlager im Walde ein furchtbares Gewitter nieder. Die

stürzenden Stämme drohten jeden Augenblick den Tod. Bald standen sie bis an die Kniee im Wasser. Ein andermal staken sie fast im Sumpfe fest und mußten abwerfen, was sie auf dem Rücken trugen, um wenigstens den Leib zu retten. Manche sanken in's Grab. Endlich kamen sie an's Ziel, an den Sandusky Fluß, südwestlich vom Eriesee. Aber welch ein Abstand zwischen ihrer üppig blühenden Heimath und dieser unfruchtbaren Wildniß! Kaum konnten sie noch Winterhütten aufschlagen. Nicht einmal Wurzeln waren genug zu finden, denn der Boden war schon hart gefroren. Gemeinschaftliches Gebet unter freiem Himmel war ihre einzige Erquickung.

Unter fast unglaublichen Entbehrungen und Kämpfen aller Art, wobei einmal 95 christliche Indianer von entmenschten Weißen und wilden Rothhäuten ohne jegliche Ursache grausam abgeschlachtet wurden, gründete Zeisberger zuerst Neugnadenhütten, nahe an den Ufern des St. Clair Sees, bei Detroit, dann als es auch hier nicht mehr gehen wollte — verschiedene Niederlassungen am Eriesee und anderswo, bis dem gescheuchten Häuflein endlich durch den Friedensschluß eine große Länderstrecke zugewiesen wurde.

Zeisberger machte sich mit sieben Familien auf. Zwölf Stationen hatte er bisher gegründet. Zwischen Gnadenhütten und Schönbrunn entstand nun die dreizehnte: Gosen, wo er warten wollte bis zum Abzug nach den himmlischen Canaan.

Zweiundsechszig Jahre hatte der Mann unter den rothen Menschen zugebracht. Er war nun achtzig Jahr alt — aber dennoch die Seele der Mission. Er sandte Johann Peter Kluge mit einigen Familien an den weißen Fluß,

einen Arm des Wabasch. Hier aber trat ein Zauberer auf, Tecumseh, der sich selbst für einen Wunderthäter, die weißen Lehrer aber für Zauberer ausgab, welche von dem großen Geist abtrünnig machen wollten. So brachte er den Häuptling Tatapachksi, den Nationalgehülfen Josua und einige andere — auf den Scheiterhaufen. Ein merkwürdiges Autodafé, das rechtgläubige Rothhäute am weißen Flusse veranstalteten. Aber Josua stand in den Flammen wie ein Huß. Indianer erzählten, er habe, bis die Flamme seinen Odem erstickte, in einer fremden Sprache — ohne Zweifel in der deutschen, die er fließend redete — gebetet!

Dieser ganze Missionsversuch fiel in's Wasser, aber Zeisberger hatte doch im hohen Alter noch manche Freude. Eines Tages saß er an der Thür seiner Hütte, um die Abendsonne hinter dem grünen Walde untergehen zu sehen. Da entstand Tumult: „Eine Schaar Huronen im Anzuge!" Die Indianer umgaben eiligst die Wohnung des Patriarchen, um ihn mit ihren Leibern zu decken. Aber siehe, da trat der Führer der wilden Schaar hervor, legte ehrerbietig vor dem Greise die Hände auf die Brust und erklärte, daß er seit zwei Jahren etwas Besseres suche als die Welt biete — „und nun komme ich, sprach er, des Schatzes theilhaft zu werden, den Ihr besitzt!" Das war ein Freudentag! Und wer war der Suchende? Derselbe Mann, der einst Zeisberger gebunden und gefangen fortgeführt hatte! Ein Paulus aus einem Saulus!

Als der 87jährige Pilgrim die Füße nicht mehr rühren konnte, rührte er wenigstens die Hände. Er correspondirte, übersetzte, arbeitete an seiner Sprachlehre, seinem indianischen Wörterbuch. Auch das wurde ihm genommen. Ehe

er in das Licht der Ewigkeit ging, sollte er noch auf Erden blind sein. Aber, ob er im Finstern saß, der, an den er geglaubt hatte, blieb sein Licht. — Und welch ein reiches Leben warf seine hellen Bilder in den Spiegel der Greisesserinnerung! wie durfte er sich freuen mit den Hunderten, denen er den Weg des Lebens gewiesen, im Reich des Lichtes zusammen den Vater des Lichtes zu preisen! Wie mochte bald der Irokesenfürst, bald der Unami der Delawaren, bald Allmewi der Gewaltige, oder Papunhauk, oder der großherzige Krieger Weißaug freundlich an ihn herantreten und ihm lächelnd winken nach dem Land, da Milch und Honig fließt!

Als der Herbst des Jahres 1808 seine bunte Farbenpracht über die Wälder streute, fühlte er sein Ende nahen. Kurz und schmerzlos war seine letzte Krankheit. Still und gelassen wartete er der letzten Stunde. „Nur eins macht mir Unruhe — sprach er auf dem letzten Lager, der geistliche Zustand des Indianervolkes!" Das Wort ging wie ein Lauffeuer durch alle Hütten. Alles eilte herbei. Leisschluchzende Gruppen umstanden das Sterbehaus. In kleinen Abtheilungen traten sie an's Sterbebett. „Vater," riefen sie, „vergieb uns, womit wir dir Schmerzen gemacht haben!" Da richtete der Greis sich auf, wendete das erblindete Angesicht zu den weinenden Kindern, segnete sie inbrünstig, warnte und betete zum letzten Mal. „Ich gehe hin, um zu ruhen," sprach er, „und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich nie verlassen und wird es auch jetzt nicht ... Ich habe mein Leben überblickt — da ist vieles zu vergeben ..." Dann schwieg er — wie in brünstiges Flehen versenkt. — „Der Heiland ist nah,

er kommt mich zu holen," waren seine letzten verständlichen Worte. Die Indianer wollten nicht hinweg vom Sterbelager. Sie sangen von Zeit zu Zeit Liederverse zur seligen Heimfahrt. Als aber sein Odem stillstand, da fielen alle unter Thränenströmen auf die Knie.

Eine Silberpappel rauscht leise über seinem Grabe. Dankbare Liebe hat sie gepflanzt. Ob die Indianer gehalten haben, was sie versprachen? Nun die siebenundsechszigjährige Arbeit im Herrn ist gewiß nicht vergeblich gewesen. „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott," hätte man auch auf dies Grab schreiben können. Der dort unter dem Rasen schlummert zur Auferstehung, hat gezeigt, was ein Mensch aushalten und ausrichten kann — im Dienst der Bruderliebe in der Kraft der göttlichen Gnade.



7. Die Arbeit der Missionsgesellschaften unter den Indianern.

Am Ende wurden die Christen im Amerika doch roth, daß Mähren und Böhmen über's Meer kommen mußten, um sich des Lazarus zu erbarmen, der vor ihrer Thür lag. Und nun war's wie wenn's im Walde Frühling wird und bald hier, bald da ein Nest zwischen den Zweigen hängt und eins das andere an fröhlicher Musik überbieten möchte. Eine Gesellschaft nach der andern trat an's Licht, bald war's

eine Ehrenschuld, ein Adelsdiplom für jedes Bekenntniß und jede Gemeinschaft.

In dem Jahre, wo unser alter lieber Zeisberger Neu-Salem gründete, im Jahre 1787, trat in Neuengland die erste Gesellschaft zusammen für Indianer.

In New York, wo holländische Solidität mit englischem Unternehmungsgeist sich gekreuzt hat, der zweiten Handelsstadt der Welt, fanden sich auch solche Kaufleute, welche die „eine“ köstliche Perle zu schätzen wußten. Zehn Jahre später entstand eine nördliche Missionsgesellschaft, ein Werk der Presbyterianer, deren Generalversammlung die unter der Synode Pittsburg stehende westliche Gesellschaft unterstützte.

Im Jhre 1814 begann die Bisch. Meth. Kirche ihre Arbeit unter den Indianern, worüber mehr in einem andern Kapitel.

Dreizehn Jahre später, 1827, ergoß die reformirte-deutsche und associirte Kirche ihre Missionsströme sammt allerlei kleinen Waldbächlein, presbyterianischer Gesellschaften in ein einziges großes Becken, in

The American Board of Foreign Missions.

Daneben trat noch eine presbyterianische Indianermission auf das Feld, und auch amerikanische englische Baptisten stellten dem rothen Manne Jagdnetze zum Heile seiner Seele. Und um die Mitte des Jahrhunderts erwuchs selbst eine deutsch-lutherische Mission im Staate Michigan, dem Nordstaate, dem Staate der Seen mit den Oertern Frankenhilfe, Frankenlust, Frankentrost. Dagegen wendete sich zu dem in den Winipegsee

mündenden rothen Fluß und zur nördlichen Hudsonia eine englisch-bischöfliche und eine wesleyanische Gesellschaft.

Und nun noch einige Züge von dem, was all diese Gesellschaften ausgerichtet haben.

An den blauen Bergen, da wo Süd-Carolina, Nord-Carolina und Tennessee zusammenstoßen, wo der schiffbare Tennessee seine Fluthen wälzt nach dem schönen Ohio, wohnten die klugen und kräftigen Cherokesen. Auch sie wurden von den ländergierigen Weißen nach mancher Plackerei an den in's rechte Ufer des Mississippi mündenden Arkansas gedrängt. Unter ihnen aber hatten von Anfang von Georgien aus die Brüder gearbeitet und sie gingen den Armen auch über den Vater der Gewässer nach. Aber auch Presbyterianer, Baptisten und Methodisten streuten dort mit verschiedenem Erfolge den Samen des ewigen Lebens aus.

Ein merkwürdiges Volk, diese Cherokesen! Ein ganz ungebildeter junger Mann unter ihnen, Namens Georg Gueß, hört, die Ueberlegenheit der Weißen käme daher, daß sie ein redendes Blatt hätten und ihre Rede fest machen könnten. Das läßt ihm keine Ruhe. Er nimmt einen flachen Stein, ersinnt ein Zeichen für jedes Wort und versucht zu schreiben. Man sieht es und lacht ihn aus. Er läßt die Narren lachen und sinnt weiter und weiter. Da erfindet er 7000 Zeichen für eben so viele Wörter. Aber das ist zu viel für das Gedächtniß. Da theilt er die Wörter in Silben, die im Cherokesischen nur aus einem oder zwei Buchstaben bestehen. Nun reichen 6 Vocale, 12 Consonanten, 85 Zeichen für die ganze Sprache hin. Bald

konnte der Stamm seine eigene Sprache lesen. Man fing an, Stellen aus der Predigt aufzuschreiben. Ja, ein anderer Cherokese übersetzte bald das Neue Testament unmittelbar aus dem Griechischen in seine Muttersprache. Am 27. September 1825 war er mit allem fertig. Im Jahre 1828 aber erschien zu Neu-Echota die erste Nummer einer Zeitung, cherokesisch und englisch zugleich unter dem Titel: „Der cherokesische Phönix!"

Ach hätte so das ganze Volk als Phönix aus den Flammen der Gottesliebe sich aufschwingen können — aber wir wissen ja, wie der Neid und die Furcht des weißen Mannes den rothen Mann überall verfolgt und verdrängt.

Kann man sich wundern, wenn die Creeks, die Nachbarn der Cherokesen, ebenfalls zur Auswanderung gedrängt, von Lehrern nichts wissen wollen?

Einer sprach auf dergleichen Anerbieten:

„Lesen und Schreiben ist gut für den weißen Mann, aber nicht für den rothen. Der wird dadurch schlechter. Einige Creeks und Cherokesen sind dadurch die größten Schurken geworden. Sie gingen nach Washington, mit dem großen Vater sich zu bereden. Da zeigten ihnen die weißen Agenten ein Stück Papier mit einem Vertrag. Das bedeckte ein großes Stück Land unserer Väter. So fanden wir, daß unsere Brüder durch die Kunst des Lesens und Schreibens unsere Häuser, Ländereien, sammt den Gräbern unserer Ahnen an den weißen Mann verkauft hatten, und wir hatten es verloren. Das Lesen und Schreiben taugt nicht für den rothen Mann!"

Was der amerikanische Missionar Kingsbury ausgerichtet, geht aus manchen Berichten deutlich hervor.

Die schlimmsten Laster herrschten unter ihnen, auch Vielweiberei und Mord. Zur Pest der Barbarei kam das Gift der Civilisation. Als Kingsbury einmal fragte: „Ist denn keiner Nüchterner unter euch?" war die Antwort: „Ja, einer." Und 34 Jahre später? Da lachte Wohlstand und Freude von Feld und Flur, Schule und Haus — daß man das Volk und Land nicht wieder erkannt hätte. Das kam von den Gesetzen, die Walutamah, Oberster der sechs Städte, gemacht und durchgeführt hatte.

„Wenn die Krieger über die Linie zu den weißen Leuten gehen, um Schnaps zu kaufen und damit Pferde und Vieh einhandeln von rothen Leuten, die sie betrunken gemacht haben, so soll der Schnaps auf die Erde geschüttet werden. Kindermord unterliegt strenger Strafe. Wer Schweine oder Vieh stiehlt, wird an einem Baum gebunden und erhält 40 Streiche weniger einen."

Wenn ihr stehlt, sprach ein anderer Häuptling, wird Gott sagen: „Das ist der Weg zum großen Feuer, geht hinein. Gott stiehlt niemals, ihr müßt auch nicht stehlen."

In der Straße zwischen dem Huron- und Michigansee liegt die 3 Stunden große Insel Michilli-Mackenac, Schildkröte, deren steiles Felsenufer sich allmählich hoch wölbt, wie der Rücken einer Schildkröte darstellt. Hier kampiren oft an 2000 pelzhandelnde Indianer, besonders Ottowas. Missionar Ferry von der amerikanischen Gesellschaft, van Tassel von den Presbyterianern haben hier ihr Heil versucht, aber Trägheit und Trunksucht hat all ihr Mühen — vor Menschenaugen — vereitelt.

Zu den Delawaren am Sanduskyflusse kam ein schwar-

zer Afrikaner, John Stewart, durch Methodisten bekehrt. Er fand sie in heidnischen Tänzen und Gesängen, und sie geberdeten sich so, daß ihm für sein Leben bange wurde. Da zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und fing an zu singen. Und je länger er sang, je zutraulicher wurden die Wilden. Ein afrikanischer Landsmann, ein Gefangener der Wyandots, war sein Dolmetscher. John Stewart sang und betete noch eifriger. Einmal berief er eine Versammlung. Da kam nur eine alte Indianerin, er aber predigte wieder ebenso. Am dritten Tage waren es zehn und bald darauf ganze Schaaren — trotz aller Wuth der Pelz- und Rumhändler. Die Methodisten sandten hierher den Prediger Finley, dessen Wirksamkeit ein Regierungsabgeordneter nicht genug ehren konnte.

„Ein Fremder würde glauben," berichtet er, „er ziehe durch eine europäische Stadt — denn er sieht Häuser mit Glasscheiben, Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pflüge — dabei eine niedliche steinerne Kirche — Frohsinn und Arbeitslust unter dem schönen Menschenschlag der Wyandots. Und das ist Frucht von Finley's Arbeit."

Von Buffalo aus ist den armen Senekas das Licht gebracht, das heller leuchtet, als „ihr großer Geist", mit dem sich Nero's Seneka auch wohl hätte befreunden können! Zwei Senekas wurden nämlich 1817 nach England genommen — aus Spekulation. Man wollte sie in ihrer Nationaltracht und ihren Waffen „vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum" für Geld sehen lassen. Da trat in Leeds statt Neugier und Gewinnsucht zu ihnen die barmherzige Liebe in Gestalt zweier Quäker. Diese sprachen ihnen so herzlich zu, daß die Unterredungen

einen tiefen Eindruck hinterließen. Als die Fremdlinge später in ihre Heimath zurückgekehrt waren, empfingen die Quäker in Leeds ein Schreiben von den Häuptlingen der Senekas, voll Dankbarkeit für die gute Aufnahme, welche ihre jungen Landsleute bei ihnen gefunden. Es war ein Funken, der später mehr und mehr zur Flamme wurde. Auch die vereinigte Missionsgesellschaft warf ihr Netz später nicht umsonst aus — trotz alles Widerstandes von Heiden und weißen Namenchristen. „Vor zehn Jahren," äußerte ein Häuptling in gebrochenem Englisch, „Indianer nix arbeit — kein Haus — kein Vieh — kein Korn. — Jetzt viel Vieh und Knaben, einige arbeit — und jetzt mach eine Straße nach Buffalo." — Die christliche Schule und Predigt blieb nicht ohne Segen. Im Juni 1823 wurde in einer Versammlung aller Häuptlinge am Buffalo beschlossen, christliche Sitten und Gebräuche, vor allem die christliche Ehe einzuführen. Unter den Senekas und Cattaraugas arbeitete zuerst die New Yorker, dann die große amerikanische Gesellschaft. Bei einem Jahresfest der letzteren hielten zwei Senekas, ein Tuskarora, ein Choctaw Ansprachen voll evangelischer Kraft. Im Abenaki'schen ist ein Schulbuch auf Kosten des Board erschienen von einem Nationalprediger Osunkhirhine an der Nordgrenze New Yorks, bei St. Bruncis, der viel mit Papisten zu kämpfen hat, die 300 Indianer für sich gewonnen haben.

Unter den Oregon-Indianern erbauten eingewanderte Weiße eine Schneide- und Mahlmühle. Doch schloß sich auch Schulunterricht und Taufe der Wilden bald an. Methodistische Tischler, Zimmerleute, Schmiede, unter ihnen auch ein ungelehrter Farbiger weckten durch ihre La-

gerversammlungen 500 Indianer aus dem Sündenschlafe, daß Hügel und Thäler von Schreien um Gnade wiederhallten. Möge er auch bis in's Herz und bis in den Himmel gedrungen und nicht gar zu schnell verschollen sein. Nur in Clear-Water trieb ein unruhiger Weißer mit einem Delawaren in Compagnie sein missionsfeindliches Wesen, und römische Priester suchten im Trüben zu fischen, indem sie die Eingebornen durch die Lüge köderten, die protestantischen Missionare hätten für die leiblichen Bedürfnisse der Eingebornen vollständig zu sorgen und — unterschlügen die anvertrauten Mittel. Von Schimpf, Lüge, Hohn, Drohung ist man selbst bis zu Thätlichkeiten gegangen.

Dies in Kürze etwas von der Arbeit der Missionsgesellschaften unter den Indianern. Wie viel Beute für das Himmelreich — wer mag es sagen! Allein — das Auge, das ins Verborgene sieht, die Thränen der Unterdrückten, die Seufzer der Friedesuchenden, die Blutstropfen treuer Zeugen zu zählen! Freilich auch so ist das allmähliche Absterben und Aussterben nicht aufzuhalten.



8. Im hohen Norden.

Es ist ein geheimnißvolles Stück Erde, auf welches wir den Leser jetzt führen. Es geht nämlich nach Labrador und Grönland. Labrador ist die Länderstrecke, die sich von Neufundland nordwestlich gegen die Hudson Bai hin zieht. Grönland, die ungeheure Länderstrecke zwischen

der Baffins Bai und dem Atlantischen Ocean. Beide Länder sehen sich so ziemlich gleich und haben gleichartige Bewohner — die Eskimos.

Es sind dies, wie gesagt, ganz merkwürdige Länder, und ist's in ihnen auch nicht, wie droben am Nordpol, sechs Monate lang Tag und sechs Monate lang Nacht, so kann es doch vorkommen, daß du im Dezember und Januar vergeblich auf den Aufgang der Sonne wartest. Dagegen, wenn du im Juni oder Juli denkst: Jetzt wird der große Feuerball ins Meer sinken oder hinter den Bergen sich verstecken, siehe, da spaziert er gemächlich am Himmelsrande vom Westpunkt bis zum Nordpunkt, wo wir ihn nie erblicken, und von da bis zum Ostpunkt, wo er sich dann zur gewohnten Himmelsbahn erhebt! Und was beleuchtet sein Strahl? Siehe, da kommen mächtige Crystallberge angeschwommen, Riesendiamanten, die bald in's Röthliche, bald in's Himmelblaue, bald in's Blaßgrüne spielen! Was sind dagegen alle Kronjuwelen der Welt!

Und nun vollends in der Nacht!

Hier strahlt es wie Millionen Glorien. Ein licht- und feuerfarbner Triumphbogen wölbt sich am Himmel. Feuergarben steigen auf, bläulichweiß, gelb, grün, rosenfarben, purpurglühend. Jetzt ist der ganze Himmel ein Glanz, eine majestätische Kuppel auf Säulen bunten Lichts!

Freilich, je reicher der Himmel, je ärmer erscheint im Norden die Erde. Das Pflanzenleben verkrüppelt, die Thierwelt schrumpft auf wenige Gattungen zusammen — nur das Meer wimmelt immer noch von unzähligen Geschöpfen.

Jedoch ist es auch dort oben nicht immer kalt. Im Juni

fängt es an zu thauen, der steinharte Boden wird weich, wenn auch nur obenhin. Ein wenig Schnee stört den Pflanzer und Säemann nicht gleich. Im Juli wird es, besonders in den Fjorden und Thälern so heiß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt, das zurückgebliebene Seewasser Salz absetzt.

Das Löffelkraut, das treffliche Mittel gegen den Scorbut, wächst reichlich auf Klippen und Inseln vom Guano der Vögel, ja auch auf dürrem Sande, wenn er von Blut und Fett der Seehunde getränkt ist.

Verstehst du dich aber auf Gartenbau und hast Glück, so erzielst du wohl gar Salat, Kohl, weiße Rüben, Rettige, Radieschen — zwar nur klein, wie für Puppenküchen, sonst aber recht wohlschmeckend.

Gibt's denn gar keine Bäume? Ja wohl; Krüppelbirken, Zwergweiden, Zwergerlen.

Aber davon können sich die Menschen doch keine Häuser bauen? — Nein, darum wohnen sie auch ursprünglich in Erdlöchern, in Zelten mit Fellen bedeckt, in Schnee- und Eishütten.

Aber ganz ohne Holz bleibt das arme Volk doch nicht.

Die Riesenströme Amerika's und Sibiriens fällen die Riesenbäume an ihren Ufern und wälzen sie mit Wurzel und Wipfel ins Meer hinein. Das übernimmt mit seinen gewaltigen Strömungen den Transport und thut auch noch unterwegs Holzhauer- und Zimmermannsdienste.

Wo das Pflanzenleben stockt, kommt auch die Thierwelt nicht weit. Zwar gibt es Hasen, aber die sind weiß, Füchse, aber nicht braunrothe, sondern blaue und graue, Bären, aber nicht braune oder schwarze, sondern allein von

der Tracht des Landes und der See. Die schönsten Thiere sind wohl die Rennthiere, die müssen Pferde und Maulthiere vertreten, wenn auch nicht als Zugthiere. Die wolfartigen Hunde können fürchterlich laufen, wenn sie an den Schlitten gespannt werden, nur — bellen können sie nicht, dafür heulen und muchsen sie.

An Vögeln fehlt es nicht. Auch durch die kalte Luft breitet der Adler seine Schwingen, schießt der Falke auf kleinere Vögel. Nicht blos die Eule läßt ihr nächtliches Gewimmer hören und der Rabe sein widerliches Krächzen; auch kleine Singvögel zwitschern wie bei uns, wenn's Sommer wird. Schneehühner ziehn im Winter aus den Bergen nach dem Seestrand, wo schon die Schlingen für sie bereit sind. Auch Wasservögel mit wohlschmeckendem Fleisch tauchen ihr weiches Gefieder in die See und legen ihre Eier auf Klippen und Inseln, in weiche, warme Nester. Aber wie lebt, webt und wimmelt nun vollends das Wasser! Da werfen nicht nur Wallfische ihre Springbrunnen in die Luft, um sich den Jägern und Harpunirern zu verrathen, es gibt Lachse, Dorsche und Heilbutten, die auch eine leckere europäische Zunge gern sich gefallen läßt.

Aber nun der Herrscher über alles, was läuft, kreucht, fliegt und im Wasser wimmelt?

Die Eskimos sind im Ganzen ein armseliges Geschlecht. Auf dem breiten, platten, braungrauen Gesichte verkriechen sich die kleinen, dunklen, ausdruckslosen Augen über der eingedrückten Nase, vor den runden vorstehenden Backen und der dicken Unterlippe. Das Haar schneiden die Männer über der Stirn kappenartig kurz ab, wie es bei uns etwa an Zuchthausbewohnern zu sehen ist, die Weiber bin-

den es über dem Kopfe zusammen; die wenigen Barthaare der Männer werden ausgerupft. Der Leib ist fleischig, fett und blutreich. Seehundspelze, Rennthier und Vogelfelle schützen ihn von oben bis unten gegen die grimmige Kälte. Das weibliche Geschlecht versteht sich, wie überall, auch in Grönland auf das Putzen. Das Kopfband, wie die Säume der Kleider werden mit Glasperlen geschmückt. Diese funkeln auch von Ohr, Arm und Hals.

Aber — wir müssen doch auch einen Besuch in den Wohnungen machen — nicht im Sommer, denn da wohnen sie unter erträglichen Zelten von Seehundsfellen — aber im Winter! Siehst du dort die plumpen Erdaufwürfe, niedriger als bei uns die ärmsten Tagelöhnerhütten? Das sind die grönländischen Winterpaläste, gerade so hoch, daß ein mittelhoher Mann sich nicht den Kopf an der Decke einstößt. Sie sind aus Holz, Rasen und Steinen zusammengefügt. Und jene Steinhaufen nicht weit von dem Hause? Das sind Vorrathskammern, worin Fleisch, Speck und Fisch aufbewahrt werden. Und dort die umgestürzten Boote auf Pfählen? Darunter ist allerlei Jagdgeräth und Fellwerk aufgehängt. Aber wie kommt man nur in das Wohnhaus? Es ist ja gar keine Thür zu sehen? Siehst du den langen, dunklen, niedrigen Gang? Da heißt es: sich bücken! Fast muß man auf Händen und Füßen kriechen. Nur in Acht genommen! Du tappest auf etwas Weiches, Warmes, das sind Hunde, die schnappen zuweilen verdrießlich zu, wenn sie in ihrer Ruhe gestört werden. Nach Rosen duftet es eben auch nicht. Nur Geduld, das kommt noch besser. So — jetzt sind wir im Gemach. Es beginnt zu dämmern. Das kommt von den Fenstern aus Seehunds-

därmen, welche das Tageslicht matt durchscheinen lassen. und der Lampe von Weichstein dort auf dem Klotz, deren Flamme am Moosdocht mit Speck oder Thran genährt wird. Wie brodelt es in dem Weichsteinkessel, der über der Lampe hängt — und welche Düfte strömen heraus, das ist ja zum Umsinken! Nun, so laß dich hier nieder auf der mit Fellen überzogenen Pritsche, welche zugleich Stuhl, Tisch und Bett der Bewohner vertritt, — oder auf der schmalen Bank unter den Fenstern! Meine aber nicht, daß die Dunstatmosphäre allein von den qualmenden Lampen, brodelnden Kesseln, schwitzenden Menschen entsteht — du bist auch in einer Gerberei, das zeigen dir dort in der Ecke die Gefäße, worin in ätzender Flüssigkeit Häute gegerbt werden! — — — Hier, trink frisches Wasser, mit Eis gekühlt, und dann — hinaus! Das durchwinterte, halbverfaulte Seehundfleisch möchtest du wohl eben so wenig über die Lippen bringen, als die halbfaulen oder halbausgebrüteten Eier—welche die Eingebornen so behaglich verschmausen, daß ihre Bäuche — wie sie selbst rühmen — zu ausgespannten Trommeln werden.

Von Gesetz und Obrigkeit ist natürlich keine Rede. Jeder Hausvater ist König seines Haushalts. Die Frauen haben, wie fast überall unter den Heiden — ein sehr trauriges Loos. Der Mann weint schon vor Unmuth, wenn ein Mädchen (piungitosk), etwas Unbedeutendes, zur Welt kommt! Stirbt die Mutter, so wird der Säugling zuweilen mit ihr lebendig begraben, damit er sich nicht erst todt zu schreien braucht! Wie barmherzig! Sonst fehlt es auch nicht an falscher Zärtlichkeit, ja Affenliebe gegen die in Schmutz und Eigensinn aufwachsenden Kinder. Sie

erzählen von gräulichen Mißgeburten mit Rennthierhaaren, Hundeschnauze, Augen neben den Nasenlöchern, Pfoten statt der Hände und Füße und ohne Ohren. Mädchen, die früh heirathen, heißen manntoll; darum müssen die Bräute sehr kläglich thun und sich mit Gewalt entführen lassen. Blaue Flecke zeichnen nur die Ehefrauen aus, denn, sagt der Grönländer, die Frau gehört mir, die Magd sich selbst. Dennoch thun die Grönländer, als ob sie gewaltig unter dem Pantoffel der Frauen ständen. Als man von einem armirten Schiffe sprach, das die Grönländer Sekkutook, d. i. „lauter Waffen" nennen, sagte ein Mann auf seine Frau weisend: „Da sitzt meine Sekkutook. Das Schiff vom vorigen Sommer bestand aus Kanonen und Gewehren und schoß zu beiden Seiten. Ebenso macht's meine Frau. Sie hat nur eine Kanone, nämlich ihre Zunge. Mit dieser schießt sie geschwind zu beiden Seiten."

Statt eines allmächtigen Schöpfers kennen die Grönländer zwei große Geister, Torngarsuk, einen männlichen, gut und menschenfreundlich, und einen namenlosen weiblichen, der sehr böse und mißgünstig ist. Zu allerunterst in der Erde ruht Torngarsuk's Eltermutter, ein großes schlimmes Weib. Die hat über alle Seethiere zu gebieten, denn sie sind alle ihre Hausgenossen. Im Thrangefäß unter ihrer Lampe schwimmen alle Arten von Seevögeln. Vor ihrer Thür stehen Heerden von Seehunden auf den Hinterbeinen und beißen alle, die sich nähern, außer den Angekoks, die ihre Schutzgeister bei sich haben.

Aber sie wissen auch jenseits des Todes Bescheid. Nur ist hier das Unterste zu Oberst gekehrt. Im Himmel ist ein ungeheurer Schneeberg, ein großes Gewässer. Wer

dahin fährt, muß schwarzes, schleimiges Wasser mit Würmern trinken und ruhelos von einem Ort zum andern irren. Die Strahlen des Nordlichts sind nichts als abgeschiedene Seelen, welche mit dem Kopf eines Walrosses Ball spielen.

Dagegen wohnt der gute Geist in der Unterwelt. Da ist lauter Sommer, lauter Tag!

Und doch, durch all das Irrereden, Fabeln und Faseln einer wildlosgelassenen fleischlichen Phantasie — welche leisen wunderbaren Glockentöne, wie von der Urwelt! welche Ahnungsklänge und Gewissenslaute! — die zurückweisen auf die Abstammung auch dieses Krüppelgewächses von dem einen Paradies-Stamm, hinweg von den frostumstarrten Bergkuppen Grönlands zu dem mit der Flora der ganzen Erde umgürteten Berg Ararat! Manche Gebräuche weisen auf das Alte Testament, z. B. daß sie durch Berührung eines Todten unrein werden und sich waschen müssen, daß sie sich auf die Schenkel schlagen, wenn sie etwas Wunderbares hören, daß die Mädchen ihre Jungfrauschaft beweinen und anderes.

Hans Egede ist es, der diesem Volke zum ersten Mal das Evangelium brachte, weshalb man ihn auch schon den Apostel Grönlands genannt hat. Zwar ist es nun geschichtlich erwiesen, daß bereits im Mittelalter christliche Gemeinden in Grönland vorhanden waren, und zwar aus Christen bestehend, die von Island und Norwegen herübergekommen waren zur Zeit Eriks des Rothen, der von Island aus nach Grönland (Grünland) schiffte, und später. Aber sie sind, wie es scheint, alle untergegangen, jene Christengemeinden.

Egede, ein frommer norwegischer Prediger, fand in alten

Schriften Kunde von diesen Christen und vermeinte sie in den Eskimos an der Westküste Grönlands gefunden zu haben und kannte von nun an keinen sehnlicheren Wunsch als den, die ins Heidenthum Zurückgefallenen wieder zum Herrn Jesu zu bringen.

Er wandte sich nun im Jahr 1718 an seinen frommen König Friedrich IV.; dieser forderte Kaufleute von Bergen zum Handel nach Grönland auf, und Egede's Eifer brachte endlich eine Handelsgesellschaft zusammen, die der König genehmigte.

Egede, mit einem Jahresgehalt von 300 Thalern zum Heidenprediger ernannt, segelte 1721 mit seiner Frau und fünf Kindern ab. Es gelang, die Westküste zu erreichen, in der Nähe des späteren Godthaab; und eine Wohnung wurde aufgeschlagen. Statt der erwarteten Landsleute waren aber nur Eskimos zu sehen. Sie kamen zuerst neugierig herbei; als sie jedoch merkten, daß die Fremdlinge bleiben wollten, machten sie lange Gesichter und verschwanden aus der Gegend. Alles schien zu mißlingen. Wild und Fische gab es hier wenig; der mitgekommene Kaufmann murrte; das Schiffsvolk sorgte, der Vorrath gehe aus; eines der Schiffe verunglückte, und das zweite war zurückgekehrt. Egede fand indessen wieder Grönländer, deren erste Furcht sich legte, als sie sahen, daß die Kunst ihrer Angekoks (Zauberer), welche die Fremdlinge wegzuzaubern versuchten, nichts ausrichtete. Er besuchte sie in ihren schmutzigen Hütten, und zeigte ihnen biblische Bilder, die gefielen. Um die Sprache zu erlernen, nahm er zwei Knaben und eine ganze Familie in sein Haus auf, die er seinerseits im Lesen unterrichten wollte. So lernte er

allmählich das Volk kennen, dessen Wohl er sein Leben zu weihen entschlossen war. Seine Hausgenossen aber fanden am Lernen wenig Geschmack. Sie verstunden nicht, was es nütze, den ganzen Tag auf ein Stück Papier zu sehen und zu rufen a b c 2c. Da seien die Grönländer doch andere Leute, die können Vögel jagen und Seehunde schießen u. s. w.

Bis zum Jahr 1736 arbeitete Egede unter wenig sichtbarem Erfolg mit unermüdeter Geduld fort, und als er nach dem Tode seiner edlen Gattin wegen gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren mußte, führte sein Sohn Paul nicht ohne liebliche Erfahrungen das Werk weiter. Noch jetzt besteht die Mission als eine dänische Staatsanstalt fort, und erhielt erst 1844 durch königliche Verordnung eine neue Organisation, wonach nun in zwei Seminaren Nationalgehilfen gebildet werden. Gewiß hat sie das Ihre dazu beigetragen, daß jetzt sich kein Heide in dem Bereich der Niederlassungen findet (man schätzt darin die Grönländer zu 6000). Die wichtigsten dänischen Missionsplätze sind: 1. Julianehaab, Mutterort des südlichen Distrikts mit Frederikshaab, Godthaab (gute Hoffnung) und Holsteinburg. 2. Im Norddistrikt Egedesminde, mit der Disko-Insel, wo in Godhavn der Inspektor Nordgrönlands wohnt, ferner Jakobshavn, Omanak, Upernivik.

Im Jahr 1733 beschloß die Gemeinde in Herrnhut, auch drei Brüder nach Grönland auszusenden. Arm ausgerüstet kamen sie nach Kopenhagen, wo sie von einigen Freunden zwar freundlich aufgenommen, von andern aber mit Mißtrauen betrachtet wurden. Am Hofe verlautete: da des gelehrten und eifrigen Egede zehnjährige Bemühun-

gen fruchtlos gewesen seien, werden diese jungen Laien noch viel weniger ausrichten. Doch ließ der König die drei Brüder, M. und Ch. Stach und Ch. David, selbst vor sich kommen, und ihr einfältiger, herzlicher Glaube bewegte ihn so, daß er ihnen ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an Egede mitgab und äußerte: „Wenn die ganze Brüdergemeinde nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinübersetzen lassen und mit allem Nöthigen versehen." Von dem Grafen Pleß mit Geld zu einem gezimmerten Hause beschenkt, das sie mitnehmen sollten, landeten die Brüder am 20. Mai 1733 in Godthaab, wo sie Egede freundlich aufnahm und mit Rath und That unterstützte. Die Brüder hatten einen schweren Anfang. Zuerst schlugen sie, nicht weit von Godthaab, ihr Haus auf und nannten es Neuherrnhut. Dann versuchten sie, durch Jagd und Fischfang sich ihren Unterhalt zu erwerben. Das wollte aber nicht gehen; sie mußten sich zum Spinnrad bequemen. Die Erlernung der Sprache machte auch Noth; dazu kam eine verheerende Blatternseuche.

Endlich 1738 kamen etliche Wilde vom Süden zu den Brüdern, während einer der Letzteren eine Uebersetzung des Neuen Testaments abschrieb. Die Fremden wünschten zu wissen, was er schreibe. Der Bruder las die Geschichte von Christi Leidenskampf in Gethsemane vor. Da trat Kajarnak zum Tische vor und rief mit großem Ernste: „Wie war das? Laß mich das noch einmal hören; ich wünsche auch selig zu werden." Mit unbeschreiblichen Gefühlen hörte der Missionar zum ersten Mal aus dem Munde eines Grönländers solche Worte, und Thränen der Freude rollten von seinen Wangen. Tief bewegt erzählte er ihnen nun

das Leben und Sterben des Sohnes Gottes; andere Brüder, die indessen kamen, halfen den Heilsweg erklären. Etliche der Heiden machten sich heimlich davon; die Andern aber legten die Hand auf den Mund und wollten im Beten unterrichtet sein. Das Eis war gebrochen. Beim Fortgehen versprachen sie, nicht nur selbst wiederzukommen, sondern auch ihre Landsleute mit diesen Dingen bekannt zu machen.

Kajarnak wurde 1739 mit seiner Familie getauft. Zwar nahm nun die Wuth der Feinde so überhand, daß sie einen der Gefährten Kajarnaks ermordeten und ihm selbst das gleiche Schicksal drohten, wenn er nicht alsbald sich zurückziehe. Aber weit umher entstund auch eine große Bewegung zu Gunsten des Reiches Gottes, und von allen Seiten kamen die Wilden auf ihren Nachen herbei, um die schöne Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, zu hören, die stets den wunderbarsten Eindruck auf die Herzen machte. Trotz alles Widerstandes der Zauberer wurde die Niederlassung immer größer, da die guten Einrichtungen auch im Aeußerlichen für die Ansiedler manchen Vortheil versprachen. Im Jahr 1747 wurde die erste Kirche in Neuherrnhut erbaut; es hatten sich damals 230 Grönländer mit 35 Getauften angesiedelt.

Allmählich wurden weitere Niederlassungen nöthig, und so entstanden die Colonien Lichtenfels, Friedrichsthal, Lichtenau.

Was den äußeren Stand der Gemeinden betrifft, so sind die südlicheren, auf denen sogar noch Rindvieh gehalten werden kann, weit wohlhabender als die nördlicheren. Im Allgemeinen wird in neuerer Zeit geklagt, daß das grön-

ländische Volk in Folge seiner Gewöhnung an europäische Luxusartikel, besonders Kaffee, zurückkomme. Für das Königreich Dänemark dagegen wird der Handel immer gewinnreicher.

Für das innere Gedeihen der Gemeinden wurde die von dänischer Seite (1777) erlassene Verordnung vielfach nachtheilig, daß die Grönländer nicht so nahe beisammen wohnen, sondern es besseren Erwerbs wegen auch während des Winters sich an mehrere Fangplätze vertheilen sollten. Später wurde diese Verordnung noch verschärft, und viele der zerstreuten Schafe fielen an der Küste herumirrend wieder in Stumpfheit und Laster zurück. Selbst die geistlicher Gesinnten gleichen der Mehrzahl nach mehr Kindern als Männern. Gleich den Kindern erkennen sie aber auch leicht ihre Vergehungen, wenden sich zutrauensvoll zum Herrn und ergreifen die Vergebung, die Er ihnen ertheilt, in einfältigem Glauben.

Die dänische und die Brüdermission in Grönland haben zwar je ihr besonderes Gepräge, die gegenseitige Freundschaft wird aber dadurch nicht gestört. Von der dänischen Regierung erging übrigens 1851 an die Brüder der Befehl, die heidnischen Grönländer, die in die christliche Kirche aufgenommen zu werden wünschten, künftig sämmtlich der dänischen Mission zuzuweisen. Wie in den Brüdergemeinden der Heimath, so sind es auch in Grönland besonders die hohen Feste, namentlich die Passionszeit und das Osterfest, zu welchem sich aus der Nähe und Ferne Gäste einstellen. Auch in Grönland findet am Osterfest die aufgehende Sonne die Gemeinde auf den Gräbern der Entschlafenen versammelt; an Weihnachten wird den Kindern

beschert, was die christliche Liebe lange zuvor in Europa versehen hat.

Auch hinüber in das auf dem amerikanischen Festlande ragende Labrador sind die Herrnhuterbrüder gedrungen und haben unter ähnlichen Umständen und Verhältnissen Beute für den Heiland gemacht.



9. Im kalten Süden.

Durch die Magelhansstraße von der Südspitze Patagoniens getrennt, liegt eine Gruppe von drei großen und vielen kleinen Inseln, von Osten nach Westen 450 Meilen lang, und 200 Meilen breit. Ihre unregelmäßigen zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten und die in wilder Verworrenheit sich aufthürmenden Gebirge lassen deutlich die Spuren jener gewaltsamen Revolution erkennen, durch welche sie einst vom Festland abgerissen wurden. Von ihren ausgebrannten Vulkanen (wenn nicht von den unerläßlichen Feuern in den Booten der Bewohner) haben sie den Namen Feuerland. Das Klima derselben ist nicht so kalt und schrecklich, als es früher geschildert wurde; Labrador hat viel höhere Kältegrade und ist viel öder. Es gibt hier noch Wälder; die Küste ist reich an Seevögeln, Gänsen und Enten; das Meer bietet im Ueberfluß Robben, Seelöwen und verschiedene Muschelarten. Aber Monate lang sind diese Inseln in düstere Nebel gehüllt, die wildesten Stürme toben durch ihre Felsenstraßen, wo die beiden größ-

ten Meere der Welt sich begegnen, und die Wasserhosen sind in keinem Meere so heimisch wie hier.

Bewohnt ist Feuerland von dem auf der tiefsten Stufe der Gesittung stehenden Völklein der Pescheräh's. Sie sind von mittlerer Größe, haben eine gelbbraune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, eine flache Nase mit weiten Nasenlöchern und einen sehr großen Mund. Die langen, schwarzen groben Haare sind bei den Männern durch einen Reif auf dem Kopfe etwas zusammengehalten; um die Schultern hängt die Haut von einem Seelöwen oder Seehund, über den Hüften mit einem Strick aus Seehundsgedärmen festgebunden. Eine Schürze von Federn und ein Stück Seehundsfell, welches über den Knöchel zusammengebunden ist, um den Fuß, bisweilen auch noch eine Federmütze auf dem Haupt, vollenden den Anzug; Gesicht und Schenkel aber werden mit rothen, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Dazu tragen die Frauen um die Hand- und Fußgelenke noch einen aus Fischdärmen geflochtenen Ring; auch aus Muscheln zusammengereihte Halsbänder dienen als Schmuck. Sie leben von Fischen, Krabben und Schalthieren; die rechte Arbeit eines Mannes besteht nach ihrer Ansicht im Kanoebauen. Das geschieht, indem sie mit ihrem Messer aus Walfischbein von ihren ungeheuren Birken drei große Rindenringe abschneiden. Sie erweichen dieselben im Bach, beschweren sie mit Steinen und lassen sie trocknen; dann ziehen sie sie über ein Gerippe von Birkenstäben, nähen sie mit Birkenfasern zusammen und haben bald ihr Fahrzeug bereit, das freilich nur drei Monate aushält und dann durch ein neues ersetzt wird. Von dieser Bauart ihrer Väter gehen sie um Alles nicht ab, und brin-

gen lieber die Hälfte ihrer Zeit mit Bootmachen zu, als daß sie von Fremden irgend einen Wink annähmen. Außerdem bauen sie Sommerhäuser aus Zweigen und Rinde, und größere Winterhäuser nach Bedürfniß, immer an neuen Orten, da sie sich nirgends fest ansiedeln. Im Haus, wie im Boot muß immer ein Feuer brennen. Mit Feuer werden auch die verschiedenartigsten Krankheiten geheilt; in schwereren Fällen wird die Haut gebrannt, in leichteren mit Brennnesseln tüchtig geschlagen. Das aber kann zum Ruhm dieser Feuerliebhaber gesagt werden, daß sie noch nie sich dazu bringen ließen, Feuerwasser zu trinken. — Von Obrigkeiten, Versammlungen und überhaupt staatlichen Einrichtungen hat man bei den Pescherä's, die man in mehrfacher Beziehung die Eskimos des Südens nennen könnte, bisher noch nichts gefunden. Auch von Religion hat man keine Spur bei ihnen wahrgenommen.

Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier, an der Magelhansstraße eine Kolonie zu gründen, um bei ihren Fahrten nach Peru und Chili einen Haltpunkt an der Küste zu haben. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt deßhalb ihr Wohnplatz Famian- oder der Hungerhafen. — Auch auf den etwa 150 Stunden seitwärts liegenden Falklandsinseln sind die versuchten Niederlassungen nur kümmerlich gediehen.

Ein Seemann, Allen Gardiner, war's, der zuerst nicht um irgend eines irdischen Zweckes willen, sondern um auch dem armen Volke die Botschaft des Friedens zu bringen, das Feuerland betrat. Die Saat, welche fromme Eltern in sein Herz ausgestreut hatten, war erst bei ihm

in's Leben getreten, als er in einem chinesischen Tempel Zeuge des empörenden Götzendienstes war. Ein feuriger Missionseifer war die Frucht dieser Erweckung. Nicht lange darauf wurde er als Schiffslieutenant Augenzeuge der tiefen sittlichen und geistigen Erniedrigung der Ureinwohner Chili's. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, 1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu vermögen, sich jener Südamerikaner anzunehmen; und obgleich ihm dies dicht gelang, sehen wir ihn doch 13 Jahre später, nachdem er inzwischen eine Mission in Südafrika versucht hatte, auf eigene Hand nach Buenos Ayres gehen, um der umnachteten Bevölkerung das Wort Gottes zu bringen. Da er dort nichts thun kann, weil gerade Krieg ist mit den Pampasindianern, wendet er sich nach Bolivia, und als er dort den widerstrebenden Katholiken weichen muß, zu den Araukanern hinter Chili. Durch die Feindseligkeit der Katholiken auch von diesem Missionsgebiet vertrieben, wendet er seine Liebe Patagonien zu. Zwei Bostoner Missionare hatten schon 1833 eine Untersuchungsreise dorthin gemacht und waren von den wilden Eingebornen freundlich aufgenommen worden, hatten aber während ihres zehnwöchentlichen Aufenthalts in den öden, trostlosen Steppen, in denen fast nur Pferde und Strauße sich tummeln, mit solchen äußern Entbehrungen zu kämpfen gehabt, daß man von der Gründung einer Mission abstand. Gardiners rastlosen Bemühungen dagegen gelingt die Bildung der südamerikanischen Missionsgesellschaft in England. Im Auftrag derselben, aber auf eigene Kosten, unternimmt er selbst zwei Reisen dorthin; beständige Beunruhigung und Gefahr durch das zügellose und räuberische Wesen der

Eingebornen bilden die Hauptereignisse seines ersten Besuchs; beschwerliche Reisen durch ungeheure Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr ihn und seinen jungen Begleiter, den Spanier Fred. Gonzalez mehr als einmal niederwarfen, die des zweiten. Für alle diese Mühen hält sich indeß Gardiner reichlich entschädigt durch die Erlaubniß zu Missionsversuchen, die er von dem Präsidenten der Republik Bolivia erhält. Auf seinen Bericht wird von dem Committee beschlossen, nicht nur in Bolivia eine Station anzulegen, sondern auch für Feuerland eine Mission vorzubereiten.

Die Ausführung des letzteren Plans unternahm Gardiner selbst. Auch diesmal aber scheiterten seine Bestrebungen an dem Verhalten der Eingebornen, die sich nicht nur aller seiner Vorräthe bemächtigten, sondern ihm und seinen vier Seeleuten auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Seine dadurch unvermeidlich gewordene Rückkehr, zu der auch noch das durch verschiedene Umstände gebotene Aufgeben der neu errichteten Station in Bolivia kam, entmuthigte indeß den treuen Gardiner nicht. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium schon annehmen, wenn es ihnen nur in ihrer Muttersprache verkündigt würde. Mit rastlosem Eifer wandte er sich, da die Mittel der südamerikanischen Missionsgesellschaft durch die beiden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, an die Brüdergemeinde und andere Missionsgesellschaften, jedoch vergeblich, bis eine christliche Dame 7000 Thaler zu einer neuen Unternehmung darbot. Zu sieben, darunter ein Wundarzt, ein Katechist, ein Zimmermann, drei Fischer, lauter erprobt christliche Männer, schifften sie sich im Sep-

tember 1850 ein. Mit europäischen Lebensmitteln auf neun Monate versehen, sollten sie zuerst sich nach der Insel Picton wenden, wofern sie aber da sich nicht halten könnten, sich nach Staateneiland zurückziehen. Sie waren dazu mit theilweise überdeckten Booten versehen; im Juni 1851 aber sollten ihnen weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklands Inseln nachgesandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. Dezember auf Picton. Von hier schrieb Gardiner: „Wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl, wie wir, zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsere Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eigenen Sprache zu verkünden. Mein letztes Wort an Sie ist: „Betet für uns!"

Das war der erste und letzte Brief, der von diesen Boten des Friedens einging. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Fluth. Ihre Boote zerschellte der Sturm; die bestellten, heißersehnten Lebensmittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten Erkundigungen eingezogen wurden. So waren sie von aller Welt verlassen; nur der Herr und ihr Glaube an Ihn ist ihnen geblieben. In diesem Glauben schrieb am 8. Mai 1851 Gardiner in sein Tagebuch: „Süßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe. Welche irdischen Uebel ihnen auch begegnen, mitten im Sturm sind sie heiter vor Anker; ihre

Seelen sind in Geduld gefaßt. — Kinder dessen, deß wachsames Auge der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, was brauchen sie zu fürchten! Sie wissen, ihre Haare sind alle gezählt. Komme denn, was da will, demüthig werden wir's erwarten; noch nie verzog sein Arm bis es zu spät war; seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, der Morgen wird heranbrechen; sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen; die Gebete des Glaubens werden doch siegen, und die Prüfung wird uns süß dünken, die uns wartend zu seinen Füßen legte."

Bis zum 22. Mai 1851 reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweislich erfordert. Am 11. Juni starb der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scorbut bereits unter ihnen ausgebrochen und sie in einer Höhle hatten Zuflucht suchen müssen, aus welcher die Fluth sie wieder vertrieb. Am 4. Juli hatten sie noch: „eine halbe Ente, ein Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reis, zwei Tafeln Chokolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse," die als Leckerbissen verzehrt wurden. Alles irgend Genießbare wird gegessen. Am 22. Juli haben sie nur noch Muscheln und das Moos von Felsen, das sie zu Gallert einkochen. Damit fristen sie ihr Dasein bis zum 23. August; da entschläft Erwin, der Zimmermann, und am 24. August Bryant; beide werden in einem Grabe begraben. Zwei der Uebrigen trennen sich von Gardiner, um irgendwo Lebensmittel zu suchen und kehren nicht wieder; so ist er mit dem Katechisten Maidment allein noch übrig. Am 3. September schreibt Gardiner in sein — später aufgefundenes — Tagebuch: „Maidment war gestern so schwach, daß er bis

Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obwohl außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in völligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Erlösers, und durch die Versicherung, daß er Alles gnädig und weise gefügt hat; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möge, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln, wie es ihm recht dünkt. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut und flehe, daß er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander die Gnade Dessen preisen, der uns erlöset hat mit seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangten und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen." Und am 5. September, einen Tag vor seinem Tode, schreibt er noch mit zitternder Hand: „Groß und wunderbar ist die Leutseligkeit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hierher hat er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst."

Am 21. Januar 1852 fand Kapitän Morshead, der den Missionaren Lebensmittel bringen sollte, die Leiche Gardi-

ners und seine Papiere; dann der Reihe nach auch die der andern Verhungerten. Sie wurden am 22. Januar Vormittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Ihre Grabschrift bildet die von ihnen selbst verzeichnete Psalmstelle (Ps. 62, 6—9): „Aber meine Seele harret nur auf Gott, denn er ist meine Hoffnung u.s.w.“— Auf den Falklandsinseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 hinspedirt worden waren; es hatte sich kein Schiff gefunden, das die weitere Beförderung übernommen hätte.

Nicht entmuthigt, sondern nur zu neuem Eifer entflammt, bereitete die südamerikanische Missionsgesellschaft alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zwecke eigens angekauftes Schiff erhielt zum Andenken an den heldenmüthigen Vorkämpfer dessen Namen „Allen Gardiner.“ Dasselbe fuhr i. J. 1854 zunächst nach Falkland, wo die Regierung der Mission 10,000 Morgen Landes schenkte, um so viel Eingeborne Feuerlands und Patagoniens dahin zu bringen und dort zu unterhalten und zu unterrichten, als sich willig finden ließen zu kommen. Bald entstand ein Verkehr mit den Feuerländern bei Wollyah und 1858 brachte man 14 Eingeborne herüber nach Westfalkland. Sie machten da im äußerlichen Benehmen Fortschritte und wohnten gerne dem Gebet und Gottesdienst bei. Auch ihre Frauen wurden reinlich und zeigten Fleiß und Auffassungsgabe. Besonders versprach man sich von zwei Jünglingen viel. Die Brüder aber machten Fortschritte in der Sprache des Stamms und versuchten sich in Uebersetzungen. Im Nov. 1859 fuhr das Schiff mit neun dieser Feuerländer vor Wollyah. Ehe sie an's Land gesetzt wurden, hielt der

selbst ganz der Mission dienende Kapitän es für seine Pflicht, ihre Bündel zu untersuchen, weil Einiges fehlte. Er fand das Vermißte; die Feuerländer aber waren Alle gereizt, daß man ihnen nicht getraut hatte. In den sechs Tagen, die das Schiff vor Anker lag, kamen verschiedene Besuche; zuletzt 70 Kähne auf einmal, gegen 300 Menschen. Man sah gegenseitig nichts als Freundlichkeit. Am Sonntag sollte der Gottesdienst am Ufer gehalten werden, wozu ein früher erbautes Blockhaus der schicklichste Ort war. Der Kapitän, sein Bruder, der Steuermann, der Katechist und die fünf Matrosen gingen alle unbewaffnet an's Ufer. Im Boot blieb Niemand, im Schiff nur der Koch zurück. Aber während des Gebets wurde plötzlich ein Matrose mit der Keule niedergeschmettert. Die Andern flohen eiligst dem Boote zu, aus welchem schon die Ruder gestohlen waren, und wurden vereinzelt in wenig Augenblicken mit Keulen und Steinen todtgeschlagen. Der Koch sah dem Gemetzel vom Schiff aus zu; nur Einer, Ukokko, lief in großer Bewegung auf und ab, und rang weinend die Hände. Der Koch warf das Boot in's Wasser und ruderte unbelästigt dem andern Ufer zu. Er irrte vier Tage lang, von Beeren lebend, im Gebüsch umher, bis er wieder nach Wollyah kam und bei einem bekannten Feuerländer Aufnahme fand. Nach drei Monaten nahm ein Schiff, das gekommen war, die Vermißten zu suchen, ihn auf die Falklandsinseln zurück.

Bereits aber waren zwei Brüder von der Chrischona-Anstalt und ein englischer Geistlicher für diese Mission unterwegs, welche nun auf der nebligen Keppelinsel in Falkland die mühsame Aufgabe verfolgen, auch dem finstern

Feuerland durch Besuche auf dem Missionsschiff das Licht des Evangeliums zu bringen. Und bereits hat dieses arme Völklein seine Erstlinge geliefert. Seit i. J. 1861 der junge Ukokko die heilige Taufe empfing, sind einige Andere seinem Beispiel gefolgt, so daß jetzt mehrere verheirathete Feuerländer als Christen auf der Keppelinsel beisammen wohnen, wo ihnen täglich in ihrer eigenen Sprache das Evangelium verkündet wird. Missionar Stirling, der seit 1863 die Mission leitete, hat August 1865 vier feuerländische Jünglinge nach England gebracht, wo sie fleißig lernten, und sich gut aufführten, worauf sie (Dec. 1866) mit ihm nach Keppel zurückkehrten. Auch in El Carmen, im nördlichen Patagonien besteht nun eine Mission, deren Arbeiter auf steten Wanderzügen, meist zu Pferd mit dem unruhigen Volk in näheren Verkehr zu kommen suchen.



10. In der heißen Zone.

Guayana.

Die bedeutendsten protestantischen Missionen Mittelamerikas und der Westindischen Inseln finden sich in der Provinz Surinam in Guayana, auf der Insel Jamaica und andern Eilanden, und zwar meistens unter den Negern, denn so sehr die Missionare sich auch bestrebten, die dortigen Indianer zu Christo zu führen, so bemühten sie sich doch meistens vergebens.

Jedoch — wir zeichnen einige wahrheitsgetreue Bilder, und überlassen dem Leser das Urtheil.

Auch in Guayana, Süd-Amerika, nahe dem Aequator, fanden sich, wie an so vielen andern Orten, die Missionare der Brüdergemeinde zuerst ein, indem bereits im Jahre 1738 die Brüder Güttner und Dähne sich in abgelegener Gegend niederließen und den dortigen Indianern (Arawaken) das Evangelium verkündigten. Später rückte der begabte Salomo Schumann in der Arbeit nach, und so zugänglich erwiesen sich die Wilden, daß die Niederlassung Pilgerhut bald ein freundliches Dörfchen wurde, in welchem 80 getaufte Indianer in Frieden lebten. Später gründete man sogar noch weitere Stationen, und als im Jahre 1789 der Würtemberger J. J. Fischer nachrückte, schien die Mission sogar einen blühenden Aufschwung zu nehmen. Zum rechten Gedeihen aber kam es nicht, weil den Indianern die „feste Ordnung" nicht behagte und der „weiße Mann" sie durch den Branntwein zur Trunkenheit verleitete, so daß die Brüder nach 70jähriger Arbeit die dortige Mission einstellten. Auch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft und andere Vereine, die daselbst arbeiteten, hatten nicht viel mehr dauernden Erfolg aufzuweisen.

Dagegen erwies sich die Verkündigung des Evangeliums unter den von Afrika eingeführten Negern um so früchtereicher. Anfänglich hatten Güttner und Dähne den Auftrag, sowohl unter den Indianern, wie unter den Negern zu arbeiten. Dieselben schmachteten nicht nur unter der Geißel ihrer Herren, sondern auch unter der Knechtschaft der Sünde und des Aberglaubens. Sie hatten keinen Trost außer ihren erbärmlichen Götzen, die sie

entweder verstohlen mit aus Afrika gebracht, oder im Lande ihrer Verbannung sich selbst gemacht hatten und sorgsam verborgen hielten. Eine aus Holz geschnitzte oder aus Lehm geknetete Puppe, eine Koralle, eine Muschel, ein Federchen reichte Vielen für ihre Andacht hin; Andere wählten sich auch die Sonne, den Mond, den Ocean, eine Quelle, einen Felsblock oder eine Schlange zum Gott. Mit dieser Abgötterei wanderten auch alle die Gräuel der Unzucht, die an's Fetischwesen sich knüpfen, mit über's Meer hinüber. Wenn bei christlichen Festen die Arbeit ruhte, durchschwärmten die Neger die Nacht mit ihren wilden Heidentänzen, bis sie in der Raserei toller Sinnlichkeit ihr Leid vergessen hatten. Sonst führte der arme Schwarze ein Leben der Angst, vor der Peitsche am Tage und vor den Zaubermächten der Finsterniß. Ihnen zu entgehen, wurde der tollste Aberglaube getrieben; namentlich hofften sie auch durch lärmende Nachttänze die Geister ihrer Götter auf sich herabzuziehen.

Es zeigte sich bald, daß, um beide erfolgreich zu betreiben, die Mission unter den Negern von der indianischen getrennt werden müsse, und so ließen sich noch im Jahr 1738 einige Brüder in Paramaribo nieder, um da auf ihrem Handwerk arbeitend sehnsuchtsvoll der Stunde zu warten, da der Herr ihnen eine Thüre zu den vielen Sklaven der Hauptstadt oder der benachbarten Pflanzungen öffnen werde. Langsam schwanden die Vorurtheile der Europäer, bis selbst die Regierung ihnen Vertrauen schenkte. So konnten sie im Jahr 1767 ein eigenes Haus kaufen und zwölf Sklaven als Lehrlinge und Gesellen miethen. Diese vor Allen suchten sie nun anzufassen. Es gelang ihnen; 1776

wurde der Erstling der Neger getauft, welchem bald acht andere nachfolgten. Jetzt erbauten sie eine Kirche, die bald vergrößert werden mußte. Der Gouverneur besuchte selbst mit zahlreichem Gefolge den Gottesdienst und bezeugte seine Zufriedenheit. Um den allzugroßen Zulauf der Weißen zu verhüten, verlegten die Brüder ihre Predigt auf eine andere Zeit; verschiedene Herren aber trugen zu den Kosten einer Erweiterung der Kirche bei, in welcher sich gewöhnlich an 200 aufmerksame Zuhörer versammelten, von denen fast jeden Monat einige getauft wurden. Nach fünf Jahren war ein Gemeinlein von 277 Negern gesammelt, die alle ihre Götzen und Amulette weggeworfen hatten, indem sie auch durch die heftigsten Drohungen ihrer Herren sich nicht stören ließen.

Im Jahre 1779 lud sie auch der Besitzer der 18 Stunden entfernten Pflanzung Fairfield ein, seinen 150 Negern das Wort Gottes zu verkündigen. Als Br. Kersten während der drei Ruhetage, die ihnen dazu gegeben wurden, ihnen die Liebe des Versöhners anpries, hoben sie hoch erfreut die Hände auf und dankten Gott mit lauter Stimme, daß er auch die Schwarzen sein süßes Wort hören lasse. Solche Besuche wurden dann auf dieser und einigen andern Pflanzungen mit Segen fortgesetzt, und damit sie sich der Bekehrten besser annehmen könnten, schenkte ihnen 1785 die Regierung zur Gründung einer Missionsstation ein Stück Land am Komewyne, das von einer ehemals dort gelegenen Festung Sommelsdyk genannt wurde. Der morastige, dichtbewachsene Platz machte zwar viele Schwierigkeiten, und die beiden ersten Missionare fielen als Opfer seiner ungesunden Lage. Desto größer war der Erfolg an

den Negern, deren bis zum Jahr 1800 über 300 getauft wurden. Da sie aber nicht ohne Gefahr von ihren Pflanzungen aus dahin gelangen konnten, sahen die Brüder sich doch bald wieder genöthigt, sie vorherrschend auf jenen zu besuchen, daher Sommelsdyk wieder verlassen wurde.

In der Hauptstadt selbst ging das Werk entschieden vorwärts, so viele Verfolgungen mitunter stattfanden, da gar manche Sklavenbesitzer die Bekehrungen nur mit Argwohn ansahen. Fünfzig Jahre nach der ersten Taufe noch hatten zwar die Brüder nur auf 6 von den 500 Pflanzungen Zutritt, die damals das Land bedeckten; schon im folgenden Jahr aber durften sie das Evangelium auf 17 derselben verkünden.

Einen härteren Boden und ein mörderischeres Klima noch als unter den geplagten Sklaven Surinams fanden die Brüder unter den weiter landeinwärts wohnenden Busch- oder Freinegern, zu denen sie sich kurz nach dem Friedensschluß von 1763 gleichfalls wandten. Wie gefährlich war nicht schon der Weg zu ihnen über die tobenden Wasserfälle der obern Suriname, so zweckmäßig für diese Fahrt auch die leichten, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Korjale eingerichtet sind! Wie fieberschwanger sodann die unerträgliche Hitze, verbunden mit den von den fast senkrechten Sonnenstrahlen in den feuchten Urwaldungen erzeugten Dünsten! — Aeußerlich zwar unterschieden sich diese Freineger mit ihrer schöneren Gestalt und ihrer glänzend schwarzen Haut vortheilhaft von ihren gefangenen Brüdern; ihr roher Aberglaube dagegen hatte hier noch eine stärkere Macht. Doch auch hier, gleichwie unter den Indianern,

blühte das Werk nicht recht auf, bis es 1840 Erasmus Schmidt kräftig in die Hand nahm.

Er ließ sich in Gingeh nieder, den er den alten Namen Bambey gab. Oben auf dem Berge bei der Kirche wohnten die Christen, unten im Thale die Heiden, die Alles thaten, jene zu stören. Aber der Herr legte einen Segen auf diese Kämpfe, es ging spürbar vorwärts, selbst für's fernere Oberland eröffnete sich eine Hoffnung. Ein vom Zauberwind ergriffener junger Neger wies in seiner Begeisterung seine Landsleute auf's Ernstlichste zu Christo hin; ein älterer Zauberer ermahnte die durch ein heftiges Erdbeben erschreckten Anhänger, den Glauben der Lehrer in Bambey anzunehmen. Auch durch mancherlei Träume wurden die Neger zur Umkehr aufgefordert, und Schmidt durfte an seligen Kranken- und Sterbebetten stehen. Da starb er selbst schon nach fünf Jahren unter den heißen Thränen vieler Neger. Und nun kam wieder eine Trübsal nach der andern. In der Hoffnung, einen gesunderen Platz gefunden zu haben, verlegte man 1848 die Mission nach Gansee in der Gegend der ersten Wasserfälle, aber dieses Neu Bambey erwies sich als noch ungesunder, und ein Ruf dorthin glich fast einer Einladung zum Tode. Da zog 1850 die begabte Schwester Hartmann, die bis dahin als Wittwe auf der Holzplantage Berg en Dal gearbeitet hatte, in's Buschland, um bis zur Wiederankunft geordneter Missionskräfte dem verwaisten Gemeinlein beizustehen. Im Dezember 1751 traf Bruder Sand mit seiner Gattin dort ein, entschlief aber vor Monatsfrist. So blieb sie nun allein im Buschlande, bis sie vom Negeraussatz weggerafft wurde. „Am 30. Dezember 1853,“ schreibt ein

Bruder von Paramaribo, „ist unsere treue Mutter Hartmann selig entschlafen. Ich glaube, daß ihresgleichen wenige auf irgend einem Missionsposten gewesen sind. Wer wird es ihr nachthun, ungeheißen Jahrelang, fern von allen Weißen, mitten unter den Negern zu wohnen, ohne von ihnen recht unterstützt zu werden! Ein einziges Mal hat sie vom Buschnegerlande aus Paramaribo besucht, und dann nur auf einen Tag, um, wie sie sagte, nicht anhänglich an den Umgang mit ihren Geschwistern zu werden, und dadurch sich von ihren Negern abziehen zu lassen. Sie haben ihr das Leben nicht leicht gemacht; auch die bekehrten Neger sind doch noch Buschneger. Aber sie hat ausgehalten bis zuletzt. Als ein Bruder vom Sterben mit ihr redete, sagte sie: „Mit dem Sterben bin ich fertig; ich fürchte mich vor dem Tode nicht.“ Sie hat nur ein Alter von 55 Jahren erreicht; doch war ihr Aussehen das einer ehrwürdigen Matrone. Möchte mein Leben sein wie ihr Leben und mein Ende wie ihr Ende.“

Da hat sich nun Gott ein neues Werkzeug geschaffen. In einem schauerlichen Neste des Winti-Dienstes, in Maripaston, wurde ein junger Neger, King, durch wunderbare Träume über Himmel und Hölle belehrt, riß die Wintihäuser nieder und warf den abgöttischen Kram unter dem Jauchzen des Volks in den Fluß. Dann suchte er in der Stadt um christlichen Unterricht nach und wurde am 11. August 1861 getauft, entschlossen, hinfort nur für den Himmel zu leben. Er reiste nun im Busch herum und bewog erst den Häuptling Kalkun, sich Lehrer schicken zu lassen und ihnen ein Haus zu bauen. Van-Calker und andere Missionare fuhren hin und fanden wunderbaren Eingang.

Kalkun wurde 1864 getauft. An mehreren Orten hatte man schon die Zaubersachen weggeworfen und verlangte nach Gottes Wort; die vornehmsten Priester glaubten an Jesum. Ueberall fast war der Leriman (Lehrer) willkommen; in Gansee und Koffiekamp lebten die Gemeinden neu auf, und in immer neue Wildnisse dringt der kühne Bahnbrecher Johannes King vor, obgleich vielfach von Zauberei und Gift bedroht; und er darf erfahren, daß der Herr mit ihm ist.

Westindien.

In Westindien waren es die dänischen Besitzungen, auf welchen die evangelische Mission zuerst als der Rettungsengel unter die Negersklaven trat, der auch diesen Geplagten die Liebe Jesu verkündete. Im Herzen Deutschlands war seine Heimath. Der als Kinderei belächelte oder als Hochmuth getadelte Bund, den im Jahr 1715 der 15jährige Graf Zinzendorf in Halle mit seinem Busenfreunde Watteville zur Bekehrung solcher Heiden schloß, „an die sich sonst Niemand mehr machen würde,“ war der senfkornartige Anfang eines Werkes, das in der Folge die verschiedensten Benennungen der evangelischen Kirche zu einem Wettkampf christlicher Liebe vereinigte. Selbst das Wort des Lebens hinauszutragen hofften die beiden Jünglinge zwar nicht, denn sie waren von ihren Famlien für die große Welt bestimmt, und wußten von nichts als Gehorsamsein; aber sie trauten es dem Herrn zu, wie er einen Baron von Canstein mit Franke zusammengeführt habe, werde er auch sie die rechten Leute finden lassen.

Sechszehn Jahre verstrichen darüber. Unterdessen hatten

auf den Gütern des Grafen die schwer bedrängten mährischen Brüder eine Zufluchtsstätte gefunden. Andre heilsbegierige Seelen hatten sich ihnen angeschlossen, und durch eine mächtige Wirkung seiner Gnade hatte der Herr am 13. August 1727 alle die verschiedenen Bestandtheile der Gemeinde, die sich Anfangs nicht recht zusammenfügen wollten, beim Genuß des heiligen Abendmahls zu Einem Leibe vereinigt. Das Jahr darauf hatten Zinzendorfs Missionsgedanken bei 26 Männern der Gemeinde Anklang gefunden, und sie waren in eine Wohnung zusammengezogen, in der sie sich gemeinschaftlich für das große Werk der Heidenbekehrung ausbilden wollten.

Da führt die Krönung Christians VI. den Grafen 1731 nach Kopenhagen, und dort, in den Prunkgemächern des königlichen Schlosses, erhält sein alter Wunsch neue Anregung und bestimmtere Gestalt. Anton, der Kammermohr des Oberstallmeisters, erzählt nämlich, wie er nach schwerer Arbeit auf der Zuckerplantage oft einsam am Meeresstrande sitzend, den unbekannten Gott sehnsuchtsvoll um Licht gebeten habe über die Lehre von Jesu, von welcher in der Kirche der Europäer gepredigt, nach der aber so wenig gelebt werde. Von einem dänischen Herrn gekauft, sei er nach Kopenhagen gebracht und im Christenthum unterrichtet worden, seine in St. Thomas zurückgebliebene Schwester Anna flehe aber noch immer zu ihm, er möchte ihr einen Mann zuführen, von dem sie den Weg zur Seligkeit lernen könne.

Was Zinzendorf nach Herrnhut zurückbrachte, entzündete in zwei innig verbundenen Brüdern, Leonh. Dober und Tob. Leupold, das Verlangen, mit dem Evangelium zu

diesen Armen zu ziehen. Anton, der kurz darauf selbst eintrifft, erklärt nun freilich, ein Lehrer der Schwarzen müßte nothwendig Sklave werden, um unter den Negern zu wohnen und während der Arbeit mit ihnen zu sprechen, weil der Dienst ihnen kaum Zeit übrig ließe, förmlichen Unterricht anzuhören. Auch das entmuthigt die beiden Brüder nicht; sie erklären ihre Bereitwilligkeit, wenn den Negern nicht anders beizukommen sei, ihr Leben als Sklaven dem Dienst des Heilands aufzuopfern. Nach langem Zögern greift man endlich zum Loos. Für Leupold fällt es verneinend aus; Dober aber zieht den Spruch: „Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm.“ Nun verstummt jegliche Einrede. Dober erbittet sich den Zimmermann David Nitschmann zum Begleiter, der freudig auf den Vorschlag eingeht, obgleich er Frau und Kinder zurücklassen muß.

Jeder mit 6 Thalern Reisegeld versehen, wanderten die Erstlinge der Heidenboten am 21. August 1732 von Herrnhut nach Kopenhagen. Auch von den Frommen bekamen sie unterwegs fast nur Einwendungen zu hören. Die edle Gräfin Stollberg zu Wernigerode war eine der Wenigen, die ihnen Muth zusprach: „wenn sie euch auch todtschlagen um des Heilands willen, er ist es Alles werth.“ Der Abt Steinmetz wünschte ihnen viel Segen und schenkte Nitschmann eine Bibel, in die er die Worte schrieb: „Ich hielte mich nicht dafür, daß ich unter euch Heiden etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Neue Kämpfe warteten ihrer in Kopenhagen. Kein Schiff werde sie mitnehmen, und in den Kolonien sei gar keine Möglichkeit, den Sklaven zu predigen. Ihr Vorhaben, selbst Sklaven zu werden, sei nach den Gesetzen unausführ-

bar. Sogar Anton war anderen Sinnes geworden und nahm alles Gesagte zurück. Doch die Standhaftigkeit und Innigkeit der Brüder gewann ihnen mehr und mehr die Herzen der redlich Gesinnten, und ehrenvoll wurden sie am Ende von einigen Staatsräthen mit den Worten entlassen: „So geht denn in Gottes Namen. Unser Heiland hat sich Fischer erwählt und war selbst ein Zimmermann.“ Durch Vermittlung des königlichen Mundschenken ließ sich ein holländischer Schiffskapitän bereit finden, sie als Handwerker nach St. Thomas zu bringen. Freunde sorgten für das Passagiergeld, und am 13. Dezember langten sie glücklich auf ihrem Arbeitsfeld an.

Dort wurde keineswegs das Härteste von ihnen gefordert. Als sie eben sich über ihre erste Einrichtung beriethen, bot ihnen ein Pflanzer, dem sie ohne ihr Wissen von Kopenhagen aus waren empfohlen worden, gastlich sein Haus zur Herberge an. Am gleichen Abend redeten sie erstmals zu Negern von Jesu Christo, dem Heiland aller Welt. Freudiges Händeklopfen war die Antwort auf die Predigt, die sie in einem Gemisch von Deutsch und Holländisch hielten. Antons Schwester Anna und sein Bruder Abraham, an die jener ihnen trotz seines Wankelmuths einen Brief mitgegeben hatte, waren unter ihren ersten Zuhörern und sahen sie von Stund an als Boten des Himmels an.

Später aber hatten die Glaubensboten Hunger, Verfolgung, Elend und Jammer aller Art durchzumachen, siegten aber doch im Namen Jesu und sammelten zahlreiche Gemeinden.

Neben den Missionaren der Brüdergemeinde haben sich

die wesleyanischen Methodisten Englands um die Evangelisirung der Westindischen Insel sehr verdient gemacht, — und zwar ist der weltbekannte Dr. Coke Gründer dieser Mission. Ein Mitarbeiter Wesleys fuhr in 33 Jahren 9 Mal nach Amerika und 4 Mal nach Westindien, und hatte als warmer Vertreter der Menschenrechte der Neger an manchen Orten so bittere Feinde, daß man in Amerika sogar Meuchelmörder nach ihm aussandte. Einmal im ärgsten Sturme kam der abergläubische Kapitän in noch größere Verwirrung, als er die Missionare beten sah; er meinte, ihre Gebete ziehen die Stürme herbei. Auf Coke deutend, murmelte er unter den Matrosen umher: „Wir haben einen Jonas im Schiff.“ Ja er stürzte wüthend in dessen Kajüte, ergriff alle Papiere, die er erhaschen konnte, und warf sie in die See. Unter Faustschlägen schwur er, ihn über Bord zu werfen, wenn er sich noch einmal zu beten unterstehe. Coke aber verlor keinen Augenblick seine Seelenruhe, und der Kapitän entschloß sich endlich, die Richtung zu ändern und statt nach Canada nach Westindien zu segeln. Von diesem Augenblick an ging Alles gut, am Christfest 1786 lief das Schiff im Hafen von Antigua ein. Hier erschien Coke wie vom Herrn gesandt, denn schon vor 30 Jahren hatte ein wackerer Beamter, Namens Gilbert, die Neger seiner Pflanzung im Evangelium unterrichtet. Nach seinem Tode war das Häuflein verwaist geblieben, bis 1778 ein frommer Schiffsbaumeister Baxter die Trümmer wieder gesammelt und ein Bethaus erbaut hatte, das allmählich von mehr als 2000 Negern regelmäßig besucht wurde. Eben wollte ihm die Last zu schwer werden, als Coke ankam. Dieser mußte nun täglich zweimal Gottesdienst halten, und

die Leute ruhten nicht, bis er ihnen einen Missionar zurückließ.

Besonders liebliche Früchte erlebten die Wesleyaner von ihren zahlreichen Sonntagschulen; die Eltern wurden durch die Kinder bekehrt. Als sie im Jahr 1821 eine Missions-Gesellschaft unter ihren Gemeinden stifteten, fielen bei der ersten Sammlung als Steuer $40, meist an Goldschmuck, der als eine Reihe von Siegeszeichen des Kreuzes betrachtet werden mußte, da die Neger Westindiens gerade an diesem Putze mit besonderer Liebe hängen. — Nicht lange vorher war auf Barbados eine Empörung unter den Sklaven ausgebrochen. Die Behörden auf der Insel Antigua waren in großen Sorgen. Ein Pflanzer versammelte seine Sklaven und fragte sie, was sie von der Empörung, die er ihnen schilderte, denken? Die Antwort war: „Massa, sie dort keine Religion haben.“ Ein Neger nahm ein Buch und sagte dem Missionar: „Massa, mit diesem Buch in der Hand kannst du mehr gegen die Rebellion thun als alle Leute des Königs.“

Daß der Hunger nach dem Worte des Lebens unter diesen Negern von Jahr zu Jahr sich erhielt, beweist die Schilderung eines Missionars, der von seinem Zimmer aus den nach den Kirchen eilenden Schaaren zusah. „Ueberall suchten sie am Wege abzuschneiden; die Jungen und Kräftigen eilten den Lahmen und Schwachen vor, und die Letzteren strengten alle Kraft an, sie einzuholen. Indem ich bedachte, daß viele dieser armen Leute eben in der Mitte und Hitze des Tages ihre Hacken weggeworfen, ihr Bischen Mittagsbod liegen gelassen und ihre kurz zugemessene Rast aufgegeben hatten, brach ich unwillkührlich in den Ruf aus:

O Herr Jesu! nähre diese hungrigen Seelen mit dem köstlichen Worte von deinem Leiden und Tode; befähige deine armen, unwissenden Knechte, ihnen ihre Speise zu geben zu rechter Zeit! — Was machte auch diese armen, sinnlichen, rohen Neger so begierig nach dem einfältigen Zeugnisse von Jesu, während die gebildete Welt es als Thorheit verschmäht. Es ist des Herrn Geist, der ihre Herzen öffnet. Den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Jamaika.

Auf der Insel Jamaika, die beste westindische Besitzung der Engländer, welche gleich ausgezeichnet ist durch die Schönheit ihrer Landschaft, wie die Fruchtbarkeit des Bodens, fand die protestantische Mission fast keine Ureinwohner mehr vor, weil diese durch die Grausamkeiten der Europäer fast gänzlich ausgerottet waren.

Desto mehr gab es unter den Negersklaven zu thun.

Zwar war die Bischöfliche Kirche Englands schon frühe von Staatswegen auf der Insel gepflanzt worden, aber erst im Jahr 1824 wurde Jamaika mit seinen 22 Kirchspielen zum Bischofssitz erhoben. Vor der Ankunft des Bischofs herrschte eine unglaubliche Unordnung in den meisten Pfarreien, die an Größe und Bedeutung manches deutsche Fürstenthum noch übertrafen. Unterlassungssünden wurden kaum beachtet. Obgleich verpflichtet, auf den Wunsch der Plantagenbesitzer deren Sklaven zu taufen, nahmen sich die Pfarrer nicht die Mühe, dieselben vorher zu unterrichten. Bei der Taufe erhielten die betreffenden Sklaven einen halben Feiertag und kamen in reinen Kleidern vor ihres Herrn Haus, wo der Geistliche einem nach

dem andern einen christlichen Namen gab und ihn mit einigen Tropfen Wassers besprengte. Ein Schwarzer sagte: es war gerade, wie wenn man das Vieh zum Teich treibt; ein anderer: ich hörte da etwas von Gott murmeln und meinte, das sei wohl der Pfarrer im langen Rock. — Wenn diese Taufe sonst nichts bewirkte, so glaubten doch wenigstens manche der armen Neger sich hinfort gegen Zauberei geschützt.

Es konnte kaum ein eckelhafteres Gemengsel geben, als was diese Schwarzen ihre Religion nannten. Heiden, Muhammedaner und Katholiken waren da unter einander gemischt, Viele glaubten gar nichts, Andere kannten als Religion nur die Angst vor der feindseligen Gottheit, die in Seestürmen, Vulkanen, Erdbeben, Orkanen ihren Grimm austobe, oder die Furcht vor finstern Zaubermächten.

Aber die Gottlosigkeit und Sittenverderbniß der Weißen war fast eben so groß als die der Neger. Die meisten Pflanzer lebten in England und überließen die Verwaltung ihrer Güter sogenannten Advokaten, die dann wieder Aufseher anstellten. Von Familienleben fast keine Spur — die Ehe — verlacht; die Unzucht allgemein; Weiße und Schwarze im Pfuhl des Lasters und erstere die unerbittlichen Dränger der letzteren! Solcher Art waren die Zustände in Jamaika.

Wie auf den kleineren westindischen Insel, so gehörten auch auf Jamaika die ersten Missionare der Brüdergemeinde an. Etliche Londoner Herren, von dem Grafen Zinzendorf gewonnen, boten dazu die Hand, durch Arbeiter aus seiner Gemeinschaft ihren armen Negern die Kunde vom Heiland bringen zu lassen, nachdem sie zuvor schon sich bemüht

hatten, denselben sonstwie zur geistlichen Pflege behilflich zu sein, ohne die rechten Werkzeuge dazu finden zu können.

Die Brüder, die im Jahr 1754 nach Jamaika geschickt wurden, hatten also dort einen sehr leichten Anfang. Es wurde ihnen ein Stück Land in Karmel geschenkt, und zum Behuf ihrer Erhaltung zwei Plantagen gegründet, zu deren Besorgung sie allerdings selbst auch auf Sklavenarbeit angewiesen waren. Schon im nächsten Jahre konnten 26 Neger getauft werden, und die Zahl der Zuhörer nahm reißend überhand. Nachher zeigte sich jedoch, daß man sich mit der Taufe wohl übereilt hatte, und der Verlauf der Arbeit wurde ein langsamer und schwieriger. Die Stunde des Herrn hatte noch nicht geschlagen. In ihren einfachen Berichten deuten die Brüder die ungewöhnlichen Hindernisse, mit denen sie zu kämpfen hatten, mehr nur an, als daß sie sich in Klagen darüber ergehen. „Alle Eigenthümer und Vorgesetzte wünschen wohl treue und fleißige Neger zu haben; aber nicht allen ist damit gedient, daß sie *jeder* Sünde absterben.“ — Die Unzucht, welche auf der Insel herrschte, spottet aller Beschreibung. Es schien oft, als ob die weißen Dränger mit ihren Versuchungen gerade *den* Seelen am meisten zusetzten, welche dem allgemeinen Verderben schon entronnen waren. Wenn die Neger ihre Weihnachtsfeiertage statt mit unzüchtigen Tänzen mit Kirchenbesuch begingen, wurde ihnen jeder fernere Gang zum Missionar verboten und jeder Ungehorsam grausam bestraft. Und nachdem durch den Druck von England her die Ansprüche des Christenthums zu einiger Geltung gelangt waren, kam es wiederholt vor, daß die Plantagenbesitzer

einen kürzeren Weg wählten, um die Ausbreitung des Christenthums in ihrer Weise zu fördern, d. h. unschädlich zu machen. „Sie lassen," heißt es im Jahr 1821, „100 bis 200 Neger an einem Tage ohne vorherigen Unterricht, ja manche gegen ihren Willen, von dem Prediger des Kirchspiels taufen; dies gehört nunmehr gleichsam zur Mode. Diese Leute werden dann stolz auf den Christennamen, leben aber in ihren Sünden fort. So wurden 15 Neger, die bei uns sich zur Annahme gemeldet hatten, auf dem Rückweg von Karmel festgenommen und alsbald vom englischen Prediger getauft; der Besuch unserer Kirche ist ihnen hinfort streng verboten." Ja, sogar Abendmahlsgenossen der Gemeinde mußten sich wieder taufen lassen und gehörten fortan zur anglikanischen Kirche, welche keinen Abfall, d. h. Besuch fremder Kirchen, duldete. Ueberaus schwer war es auch, den wilden Ehen ein Ziel zu setzen. Die allgemeine „Jamaika-Mode" war ein so unsittliches Zusammenleben bei Weißen und Schwarzen, daß die Einführung der wahren Ehe einem einzelnen Missionar unmöglich war. Als im Jahr 1826 ein treuer Nationalgehilfe der Brüder endlich die Erlaubniß seines Herrn ausgewirkt hatte, sich mit einer bekehrten Negerin trauen zu lassen, und nun mit andern schwarzen Paaren zu diesem Zweck sich in der anglikanischen Kirche von Blackriver einfand, brachen die weißen Zuhörer in ein schallendes Gelächter aus. „Stimmen wurden laut, die sich darüber lustig machten, daß jetzt auch schwarzes Volk solche Ansprüche mache und sich den Weißen gleichstellen wolle, und die Aufregung wurde am Ende so groß, daß der Prediger kaum durch die ernstesten Worte die Ruhe an der heiligen Stätte herstellen konnte. Seine Zurecht-

weisung wirkte jedoch, und die Trauung konnte vollzogen werden."

Zu einem rechten Gedeihen kam die Mission der Brüder erst in den letzten 60 Jahren, obwohl sie auch vorher schon durch einzelne wahre Bekehrungen zum Ausharren ermuthigt wurden.

Auch die Wesleyaner erhoben sich zum Kampf gegen die Gottlosigkeit Jamaika's. Ihre Arbeit begann im Januar 1789 mit dem Besuch Dr. Coke's in Kingston, der sofort in befreundeten Häusern und bald auch in einem Konzertsaal laut den herrschenden Unglauben, die Sonntagsentheiligung, das unzüchtige Leben und die Vielweiberei der Geistlichen, Pflanzer und Sklaven, und ebenso das Heidendenthum angriff, das durch die unaufhörliche Einfuhr neuer Sklaven aus Afrika täglich zunehme. Anfangs hatte er nur Weiße zu Zuhörern, bald fanden sich aber auch die Farbigen ein. Natürlich ließ der Haß und Widerwille gegen diesen Zeugen der Wahrheit nicht lange auf sich warten. Einmal wurde er während der Predigt plötzlich von einem Haufen weißer Herren überfallen und hatte die Rettung seines Lebens nur dem Heldenmuth einer weißen Frau zu danken, welche sich vor den Prediger hinstellte und erklärte, sie werde einem Jeden, der sich nahe, ihre Scheere in's Herz stechen. Aber wie groß auch die Feindschaft sein mochte, Coke kümmerte sich nicht darum. Er wiederholte seinen Besuch 1791 und predigte muthig fort, und noch ehe ein Jahr verflossen war, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, ein Stück Land war angekauft und auf dem Paradeplatz eine Kapelle erbaut worden, die 1500 Menschen fassen konnte, und jetzt durch die größere Kirche ersetzt ist. Der

früher schon auf andern westindischen Inseln thätig gewesene Missionar Hammett wurde ihr erster Prediger. Schnell breitete sich das gute Werk immer weiter aus; in demselben Maße aber wuchs auch die Feindschaft. Die Gemeinde war beständigen Angriffen und Rohheiten ausgesetzt, da die Behörden sich ihrer nicht annahmen.

Im Anfang unseres Jahrhunderts kamen etliche farbige Methodistenprediger von Kingston nach Morant-Bai, und verschafften der dortigen Bevölkerung Gelegenheit, Gottes Wort zu hören. In die anglikanische Kirche hatten damals nur die Weißen Zutritt, und der Pfarrer hielt Gottesdienst, so oft es ihm bequem war. Der Herr segnete die Arbeit der einfältigen Methodisten, und Viele, sowohl Schwarze als Weiße, gelangten zur wahren Freiheit der Kinder Gottes. Allein bald genügte es den Feinden der Wahrheit nicht mehr, die Prediger zu verhöhnen, mitten in der Predigt zu stören und die betenden Sklaven grausam zu peitschen; sie ruhten nicht, bis Gesetze und Statuten zu Stande kamen, die den christlichen Unterricht der Neger verboten und viele Missionare eine Reihe von Jahren hindurch in's Gefängniß lieferten. Ja, den Pflanzern und Beamten von Morant-Bai hat Jamaika jene schmählichen Gesetze zu verdanken. Und von wie mancher himmelschreienden Gewaltthat könnten erst die Räume des Gefängnisses und des Gerichtshofs in Morant-Bai berichten!

Der Besuch des Abendgottesdienstes, zu dem allein die Sklaven abkommen konnten, wurde nun beinahe lebensgefährlich und mußte eine Zeit lang aufgehoben werden. Im Jahr 1808 kam es so weit, daß die Provinzialregierung Jamaika's die Verordnung erließ, die Neger sollen

von jedem Antheil an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen sein, und es sei den Methodistenpredigern bei schwerer Strafe verboten, dieselben im Worte Gottes zu unterrichten. Hunderte von armen Negersklaven umringten an den Sonntagen die Kirchenthüren und riefen oft unter einem Strom von Thränen aus: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen dürf! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!" Kaum aber hatte Coke in Europa davon Nachricht erhalten, als er mit den nachdrücklichsten Vorstellungen sich an das Ministerium wandte. Nach 16monatlicher Wartezeit kam ihm von diesem endlich der Bescheid zu: „Lord Bathurst empfiehlt sich dem Dr. Coke und meldet ihm, daß die gesetzliche Verordnung der Insel Jamaika, den Ausschluß der Neger vom Gottesdienst, sowie die Arbeiten der Methodisten betreffend, vom Ministerrath als ungiltig verworfen worden ist." Nun wurde die Arbeit fröhlich mit neuem Eifer wieder aufgenommen; Gottes Segen ruhte sichtbar auf seinen Knechten, und auch auf andern Theilen der Insel erstand eine Station um die andere.

Schon sechs Jahre, ehe die Methodisten Jamaika betraten, hatte in Kingston ein schwarzer Prediger begonnen, seinen Brüdern nach dem Fleisch in einfältigster Weise das Evangelium zu verkünden. Georg Liele, ein Sklave in Virginien, der von seinem frommen Herrn in Freiheit gesetzt worden war, nachdem die Glieder der weißen Baptistengemeinde, der er angehörte, ihn zur Leitung der schwarzen Gemeinde berufen hatten, kam nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges im Jahr 1783 als flüchtiger

Royalist mit einem Oberst Kirkland, bei dem er in Dienst getreten war, auf die Insel, und suchte da sogleich nach Gewohnheit von dem theuren Jesusnamen zu zeugen. Zuerst brachte er in einem kleinen Privathaus ein Gemeinlein aus vier Mitgliedern zusammen, lauter flüchtige Sklaven aus Nord-Amerika. Bald lockte seine Predigt viele Arme herzu, die oft schwer verfolgt wurden. Auf eine Bittschrift, die er bei dem Ständehaus einreichte, wurden jedoch seine Versammlungen genehmigt, so daß er einige Zeit ungehindert weiter arbeiten konnte. Bis 1791 hatte dieser treue Knecht Christi schon 400 Personen getauft, und seine Arbeit erstreckte sich bald weit über Kingston hinaus; dabei hielt er streng auf Kirchenzucht und Ordnung. Ohne irgend welche Vergütung bediente er seine Gemeinde, und zog predigend umher, um auch an anderen Orten solche zu sammeln. Daneben war er ein Pächter und hielt als Fuhrmann ein Gespann Pferde. So arm auch seine größtentheils aus Sklaven bestehende Gemeinde war, kaufte sie von ihren Scherflein dennoch östlich von Kingston ein Stück Land und erbaute darauf eine Kapelle aus Backsteinen, wozu ihr mehrere Glieder der Ständekammer behilflich waren.

In der Folge wurde Liele aber dennoch wegen einer Predigt, die er über Röm. 13, 1 gehalten, angeklagt, als ob er die Sklaven zur Empörung aufgewiegelt hätte. Er wurde mit Ketten beladen in den Stock gelegt, und durfte von Niemand besucht werden. Im Verhör wurde er zwar freigesprochen, mußte aber der Schulden wegen, die noch auf seiner Kapelle ruhten, bald wieder in's Gefängniß. Er weigerte sich, durch eine Insolvenzerklärung frei zu werden, und verharrte im Gefängniß, bis alle seine Schulden völlig

bezahlt waren. Der Gefangenwärter hatte so viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn Nachts oft seine Familie oder Kranke seiner Gemeinde besuchen ließ. So suchte er inmitten aller Trübsal und Schmach für seinen Meister treu zu arbeiten, und hat sich seinen guten Namen bewahrt bis an's Ende. Die Kirche, die dieser Schwarze gegründet hat, besteht bis auf diesen Tag.

Im Jahr 1813 folgten englische Baptisten ihren schwarzen Brüdern nach und entwickelten eine reichgesegnete Thätigkeit auf der Insel. Ein Mann aus ihrer Streiterschaar ist es hauptsächlich, dessen Name auch mit der leiblichen Befreiung der Neger für immer gleichsam eins geworden ist. William Knibb, geboren 1803 in Kettering, der Geburtsstätte der baptistischen Missionsgesellschaft (1792), hatte zur Freude der frommen Mutter sich schon im 18. Jahr bekehrt. Sein älterer Bruder, Thomas, war schon vor ihm ein musterhaft frommer Jüngling geworden. Beide Brüder erlernten die Buchdruckerei bei dem jüngern Fuller, wo sie viel von der Mission sprechen hörten. Einmal, als von der Bildung eingeborner Lehrer die Rede war, brach Thomas in Thränen aus. Nach der Ursache gefragt, antwortete er: „Wenn bereits die Eingebornen helfen, so bedarf man meiner nicht mehr, wenn ich einmal alt genug bin.“ William aber war besserer Hoffnung. „Thut nichts, Thomas,“ tröstete er; „ohne Drucker kann man die Sache nicht machen. Da können wir helfen und daneben doch auch predigen.“ Letzteres sollte Beiden gelingen.

Im Oktober 1822 segelte Thomas Knibb nach Kingston ab, William aber bereitete sich in Bristol auf den gleichen Beruf vor. Eine mächtige Anregung wurde ihm die erste

Nachricht seines Bruders aus Westindien. Nochmals prüfte er seine Beweggründe, und gelangte dabei zu der innern Gewißheit, daß der Wunsch, Christo zu dienen, der herrschende in ihm sei. „Sollte es Gottes Wille sein, daß ich gehe," sagte er, „so wird es wohl als Schulmeister geschehen. Da werde ich in meinem Elemente sein, und ich freue mich darauf. Zur Ordination wird es nicht reichen. ich habe nur wenig Predigtgaben." Er schließt den Brief mit den Worten: „Erforsche mich, o mein Gott! befähige mich, jeden Beweggrund, der in meiner Brust aufsteigt, zu untersuchen. O möge ich keiner werden, der nur das Land hindert. Welche Schmach für einen Missionar! O, der furchtbare Fluch, der über ihm hängt: wehe dem lässigen Hirten!" — Als im folgenden Jahr ihm Fuller die Trauerpost mittheilte, daß sein Bruder schon im April 1823 als ein Opfer seines Berufs in's Grab gesunken sei, antwortete er: „So will ich gehen und seinen Platz einnehmen, wenn die Gesellschaft mich senden will." Im Herbst 1824 nahm er von der kranken Mutter den letzten Abschied. Er verließ sie im Bette. Als er aber vor die Hausthüre gekommen war, hatte sie sich erhoben, um durch das Fenster ihm nachzurufen: „Bedenke, ich wollte lieber hören, du seiest im Meer umgekommen, als du habest die Sache entehrt, der du dienen willst." Im Februar 1825 gelangte er mit seiner Gattin an's ersehnte Reiseziel, wo der erste Eindruck der von der Liebe der Neger war, die dem „Massa Prediger" entgegeneilten und sich fast um die Erlaubniß stritten, etwas von seinem Gepäck zu tragen.

Neben der Schule für die armen Sklavenkinder, die Knibbs eigentliches Arbeitsfeld sein sollte, war er, obgleich

nicht hiefür ausgesendet, doch genöthigt, auch zu predigen, und von beiden Zweigen seiner Thätigkeit durfte er herrliche Früchte sehen. Die Kinder wurden zu Lehrern, indem sie jeden Abend den Ihrigen oder andern Negern mittheilten, was sie am Tage gelernt. Dadurch erwachte auch in den Erwachsenen ein Durst nach Kenntnissen, zu dessen Befriedigung Knibb eine Sonntagschule gründete. Die Armen drängten sich herein in die Kirche Christi, und er war nicht ängstlich in der Aufnahme, da er an Sterbebetten Zeuge von dem Gottesfrieden in den Herzen auch Solcher sein durfte, die er nicht ohne Bedenklichkeit getauft hatte. In Kingston, Port Royal, Savanna-la-Mar und Falmouth wirkte Knibb nach einander in der seligen Herzensverfassung, aus der er seiner Mutter schrieb: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und gießt seinen heiligen Geist aus. Oft sinke ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufze um Hilfe mit den Worten: Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige. O, wie viele sind gestorben, seit ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienender Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben. Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es dir wohlgefällt."

Der Zulauf zu der Mission wurde so groß, daß Station auf Station errichtet werden mußte, obgleich im selben Verhältniß die Feindseligkeiten gegen die Neubekehrten sich steigerten. Viele Pflanzer trieben die Sklaven auch am Sonntag auf's Feld, damit sie nicht zur Kirche konnten, sperrten sie ein, oder versuchten mit allerlei Strafen ihnen das Christenthum zu entleiden. „Unter allen Verleum-

dungen," schrieb Knibb 1831, „geht die Sache Jesu triumphirend vorwärts.

Die Verfolgung erreichte in eben diesem Jahr ihren Höhepunkt, nachdem der edle Buxton im englischen Parlament die Sklavenfrage vorgebracht und die Regierung ihren Entschluß ausgesprochen hatte, sich ernstlich mit derselben zu beschäftigen. Kaum war dies in Jamaika bekannt, als der Sturm der Leidenschaften losbrach. Versammlung auf Versammlung wurde gehalten, und das Benehmen von Parlament und Regierung als wahnsinnig, treulos, ja gottlos bezeichnet. Die Pflanzer wollten bis auf den letzten Hauch widerstehen und wenigstens ruhmvoll fallen. Am lautesten war das Geschrei: solche Beschlüsse erregen Aufruhr und Mord in den Kolonien. Auch zu den Sklaven sprachen unbesonnene Pflanzer: „Die Freiheit wird kommen, sie werden sie aus England schicken, aber vorher werde ich euch alle niederschießen, ihr schwarzen Schurken." — War es ein Wunder, daß unter den Schwarzen wie ein Lauffeuer die Sage umlief: „Die Freiheit kommt!", daß es bald hieß: „Sie ist schon da, aber die Pflanzer halten sie zurück." Die Aufregung stieg auf beiden Seiten, und als es unter den Negern endlich zum offenen Aufruhr kam, sollten die Missionare an Allem schuld sein. Mehrere derselben, unter ihnen auch Knibb, wurden in der beleidigendsten Weise festgenommen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Man mußte sie endlich ohne weitere Untersuchung wieder frei lassen, weil kein Grund zur Klage vorlag; inzwischen aber hatte ein fürchterliches Blutbad unter den armen Schwarzen stattgefunden, und viele Kapellen waren zerstört worden. — Die Rebellion war erstickt, die Insel

wieder ruhig. Die Missionare, so sehr die Pflanzer auch ihre Hinrichtung oder Verbannung gewünscht hatten, blieben und predigten, wenn auch ihre Kirchen in Trümmern lagen. Die Empörer waren nicht als Angehörige ihrer Gemeinden erwiesen worden; von Knibbs Heerde war sogar kein Einziger darunter. Die Liebe der Neger zu ihren Lehrern aber hatte sich durch deren Leiden nur erhöht. Um dieses Band zu zerreißen, gründeten die Pflanzer nun einen Kirchenverein, der den Zweck hatte, den religiösen Unterricht der Sklaven durch Geistliche der Staatskirche zu besorgen und jede andere Gemeinschaft davon auszuschließen.

Der blutige Aufruhr hatte Knibb überzeugt, daß mit der Sklaverei kein Abkommen sei, daß entweder sie oder das Evangelium in Westindien fallen müsse. Die Kerker und Gerichtshöfe, die Flammen der Zuckerhäuser und die zerstörten Kirchen riefen ihn zu einem Werke, für das er zunächst nicht in die Heidenwelt gezogen war, zur Befreiung der Schwarzen. Aufgefordert von seinen Brüdern reiste er 1832 nach England, um auf einem andern Felde den Kampf aufzunehmen. Auf die vielen Ermahnungen zu kluger Mäßigung, mit denen er selbst von seiner Committee begrüßt wurde, stand er auf mit den Worten: „Ich selbst, mein Weib und meine Kinder, wir sind ganz von der Gesellschaft abhängig. Ich landete ohne einen Heller Eigenthum, ich kann im Augenblick ein Bettler sein. Aber wenn es nöthig ist, will ich sie an der Hand nehmen, barfuß durch das Königreich gehen und den Christen in England sagen, was ihre Brüder in Jamaika leiden.“ Kein Wort mehr ward jetzt gehört von Ermahnung zu klugem Schweigen.

Nach langen Kämpfen und Mühen gelang es endlich den Freunden der Freiheit, das englische Parlament zu bestimmen, die Sklaverei aufzugeben, und wurde der 1. August 1838 dafür angesetzt.

Die Gefühle, mit denen die Negerbevölkerung Jamaika's diesem Tage entgegensah, sind nicht zu beschreiben; Kinder ausgenommen, schloß in der vorhergehenden Nacht wohl Keiner die Augen. Viele drängten sich in die Kirchen und Kapellen und erwarteten dort den anbrechenden Morgen. In einigen derselben lagen sie auf den Knieen, und erhoben sich, als die Glocke 12 Uhr schlug, mit Freudengeschrei und Jubelliedern. In andern Kapellen warteten sie stehend und fielen, als der Augenblick der Freiheit kam, auf die Kniee, um Gott ihren ersten Dank darzubringen; Alles brach in Thränen aus, und man konnte vor dem Schluchzen des Volks die Stimme des Predigers nicht hören. Andere zerstreuten sich durch Städte und Dörfer, sangen Loblieder und riefen jauchzend: „Freiheit ist kommen! Unsere Weiber und Kinder sind frei!“ Am Tage selbst füllten sie wiederum die Kirchen und Kapellen, um sich zu Gebet und Lob Gottes zu vereinen und Predigten zu hören, in denen sie besonders auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurden, neben der leiblichen Freiheit, die noch größere, seligere Freiheit der Kinder Gottes zu erlangen. An vielen Orten erregte es die Verwunderung der Weißen, daß man so gar kein Lärmen, kein Trommeln und Tanzen hörte, und ein Missionar schrieb: „Besonders fiel mir ein Umstand auf. Früher kam, wer nur einen Esel, Maulesel oder ein Pferd auftreiben konnte, reitend zum Gottesdienst, um sich zu zeigen. An jenem Tage aber kamen Alle de-

müthig zu Fuß. Sie hatten auch keine Festmahle, sondern es herrschte der größte, feierlichste Ernst."

Natürlich wurden die Feinde nur um so grimmiger. Um die Unmöglichkeit der Sklavenemanzipation aller Welt zu beweisen, suchten sie sogar künstlich Ruhestörungen hervorzurufen.

Neue Sorgen beschäftigten den Missionar. Die freien Arbeiter wollten die Orte verlassen, wo sie als Sklaven gewohnt; sie wollten nicht länger durch die Miethe ihrer Hütten von ihren Drängern abhängig sein. Sie kauften in den Bergen kleine Landstücke und bauten darauf ihre leichten Wohnungen. Dörfer auf Dörfer entstanden, und es galt nicht allein, diesen Anbau zu regeln, sondern auch Kirche und Schule den Häuflein an ihre Ansiedlungsorte nachrücken zu lassen. Es wurde die Aufgabe, Schullehrer und Gehilfen für die Predigt und Seelsorge aus der Mitte der Gemeinden zu gewinnen; denn die bisherigen Stationen blieben immer noch, weil nicht alle Neger in die neuen Dörfer zogen und nach der Emanzipation die Gemeinden überhaupt reißend schnell anwuchsen. Auch in dem neu zu ordnenden Verhältniß der freien schwarzen Arbeiter zu ihren weißen Herren hatte Knibb sich seiner Neger anzunehmen. Die Pflanzer vereinigten sich, nur sehr geringen Arbeitslohn zu geben, und gingen eine gegenseitige Verpflichtung ein, die keinem erlaubte, höher zu steigen. Wohlfeiler sollte die Arbeit durch die Freiheit werden, als sie es durch die Sklaverei gewesen war. So lange sie Sklaven hielten und sie vermietheten, verlangten sie für deren Arbeit täglich fast fünfmal so viel, als sie nun zu zahlen Willens waren. Die Neger dagegen waren natürlich geneigt, hohen Lohn zu

fordern. Knibb stellte sich zwischen Beide und drang in die Einen, billig gegen die Armen, in die Andern, nicht übermüthig zu sein. Er verlangte für Letztere das Doppelte von dem, was die Herren anboten, aber nicht die Hälfte von dem, auf was sie früher selbst den Werth der Tagesarbeit eines Negers geschätzt hatten. Durch Austreibung aus den Hütten oder hohe Berechnung des Miethzinses glaubten die Pflanzer unfehlbar ihren Zweck zu erreichen und die Neger zu ihrem Willen zu zwingen. Aber Knibb rieth den Schwarzen, sich eigene Hütten zu bauen, und half dazu. Er war sich bewußt, rechtmäßig, billig und schonend gegen die Pflanzer verfahren zu sein, da der Neger ja mit leichter Mühe auf eigenem Grund und Boden seinen Unterhalt erwerben konnte, allein auch hier wieder klagte man ihn als den Aufstifter der Schwarzen und Feind der Weißen, als den boshaften Zerstörer der Zuckerpflanzungen an.

Knibb ging jedoch muthig seine Bahn, reiste mehrmals im Interesse der Mission nach England, wanderte ungeschreckt durch Sonnengluth und Regen von Station zu Station, so innigen Herzens, so milden Geistes wie noch nie, bis mitten in seiner Arbeit ihn die Hand des Todes ergriff und er am 15. November 1845 Morgens 10 Uhr eingehen durfte zu seines Herrn Freude.

Am Abend wurde der Leichnam, von Hunderten seiner Kirchengenossen begleitet, in das Missionshaus in Falmouth gebracht. Beim Eintritt in die Stadt schlossen sich Leute aus allen Ständen dem Trauerzug an; bei der Beerdigung füllten wohl 7 — 8000 Personen Kirche und Gottesacker. Missionar Burchell, der schon ein Jahr vor

Knibb nach Jamaika gekommen war, und mit derselben Hingebung unter seinen geliebten Negern gearbeitet und gelitten hatte, ohne doch mit derselben Entschiedenheit den Kampf um ihre leibliche Freiheit aufzunehmen, hielt dem Freunde die Leichenrede über Offb. 21, 4. Dann sank auch er auf's Krankenlager. Gegen alle menschliche Erwartung erholte er sich wieder, ließ sich endlich ohne die Gattin nach Europa senden und starb bald nach der Landung.

Einige Zahlen mögen das Wachsthum des Werkes während der mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit der beiden reich gesegneten Zeugen, denen noch eine ganze Reihe anderer treuer Männer zur Seite stand, veranschaulichen. Im Jahr 1824 zählte die Baptisten-Mission dort 6 Missionsstationen; 1878 waren es deren 62 mit 51 Missionaren (worunter 27 europäische), 72 Lehrern und 52,000 Gemeindegliedern, die von jener Zeit an ihre Prediger selbst unterhielten, und dadurch die äußeren Beziehungen zur Missionsgesellschaft löβten. Der Hauptdienst, welchen letztere noch fortwährend den Jamaika-Gemeinden erweist, besteht in der Leitung des Calabar-Seminars.



11. Die Bisch. Meth. Kirche unter den Indianern.

Wunderbar sind die Führungen des Herrn! Diesen Satz darf man auch über den Anfang der Indianer-Missionen der Bisch. Meth. Kirche schreiben.

John Stewart, ein dem Trunke sehr ergebener Neger,

wurde unter Marcus Lindsey's Predigt anno 1815 in Marietta, Ohio, erweckt und bald darauf bekehrt. Er vereinigte sich mit der Methodistenkirche, und führte einen so gottseligen Wandel, daß er vielen zum großen Segen wurde. Endlich faßte er den Entschluß, den Indianern im Norden Ohio's das Evangelium zu predigen, und wanderte mit Bibel und Gesangbuch von Stamm zu Stamm. In einem Indianerdorf am oberen Sandusky fand er unter den Wyandottes einen gefangenen Neger Namens Pointer, der ihm von nun ab als Dolmetscher diente. Die beiden „Schwarzen" zogen von Hütte zu Hütte und verkündigten das Wort. Und siehe da — es brachte Frucht. Pointer wurde selbst zu Gott bekehrt und übersetzte nun die Ansprachen Stewarts mit größter Begeisterung. Später fanden sie noch einen Gefangenen unter den Indianern mit Namen Armstrong, einen geborenen Pennsylvanier, der ebenfalls zu Gott bekehrt wurde und treue Dienste als Helfer leistete. Mehrere Häuptlinge wurden bekehrt, und das Werk zog die Aufmerksamkeit der Kirche auf sich.

Stewart erhielt Lokalpredigerlizens und sammelte bald eine Anzahl Ermahner und Lokalprediger um sich, die alle am guten Werke mithalfen. Unter diesen Helfern befand sich auch Fräulein Harrietta Stubbs, die Schwägerin des Richters McLean, die, sobald sie von dem durch Stewart unter den Indianern begonnenen Werke hörte, aus ihrem freundlichen, bequemen Heim in die Wildniß eilte, um eine demüthige, treue Mitarbeiterin der „Schwarzen" zu sein.

Am 13. und 14. November des Jahres 1819 hielt der Vorst. Aelteste, James B. Finley, die erste Vierteljahrs-

Versammlung mit diesen bekehrten Indianern und den Helfern, die unter ihnen wirkten, und so mächtig äußerte sich die Kraft Gottes, daß mancher Häuptling, der nur aus Neugierde gekommen war, als erweckter oder bekehrter Sünder nach Hause ging.

Mittlerweile hatte, namentlich durch diese Missionen veranlaßt, die Gründung der Missionsgesellschaft der Bisch. Meth. Kirche (5. April 1819) stattgefunden, und nun wurde von derselben die Indianermission systematisch betrieben, indem zuerst Moses Hinkle und sodann Finley selbst als Missionare ernannt wurden.

Als Stewart 1823 im 37. Lebensjahre im Triumph des Glaubens in Folge übermäßiger Arbeiten und Strapatzen starb, befand sich die Mission bereits in blühendem Zustande. Sie hatte nicht nur unter den Wyandottes, sondern auch unter andern Indianerstämmen reichliche Früchte eingeerntet. Im Jahr 1832 wurden die Wyandottes nach Kansas versetzt, wo ein kleiner Rest derselben heute noch lebt.

Durch Bischof McKendree's Bemühungen wurde im Jahr 1822 unter den Creek-Indianern in Georgien eine Mission gegründet, welche gewißlich Früchte gebracht hat, aber auch nicht zur vollen Reife kam, weil die Creeks ebenfalls versetzt wurden.

Viel reicher an Resultaten war die Cherokee-Mission, welche von der Tennessee Conferenz im Jahre 1822 angeregt, bereits sechs Jahre darnach 800 Mitglieder der Kirche zählte, die von sieben Predigern bedient wurden. Die Cherokees waren in christlicher Civilisation weit vorangeschritten, hatten Kirchen, Schulen, eine wöchentliche Zeitung

und befanden sich auf dem besten Wege, tüchtige Bürger des Landes zu werden. Da — man sollte es kaum glauben — beantragte einer der Indianer-Agentur ihre Versetzung. Es entstanden Unruhen unter dem Stamm, die nicht eher endigten, bis anno 1841 General Scott an der Spitze von 2,000 Mann die Cherokee von ihren Ländereien drängte und nach dem Indianer-Territorium brachte. Dort haben sie sich eine neue Heimath gegründet und besitzen alle Mittel christlicher Civilisation.

Ebenso gründete die Bisch. Meth. Kirche Missionen unter den Potawatamies, Choctaws, Oneidas, Mohawks und andern Stämmen in den zwanziger und dreißiger Jahren, ja sie reichte selbst die helfende Hand dem rothen Mann, der westlich von den Felsgebirgen wohnte, und sandte 1835 Jason Lee als Missionar hinüber zu ihm, welcher Stationen gründete, die unter dem Namen „Oregon Mission" bekannt sind, welche drei bis vier Jahre lang aufs reichlichste unterstützt wurde und — weil Ländereien angekauft wurden — auch sehr viel Geld verschlang, aber wenig unter den Indianern ausrichtete, dagegen aber das Fundament für die Methodistenkirche in Californien und Oregon legte.

Gegenwärtig wirkt die Bisch. Meth. Kirche, wie aus dem nachfolgenden Bericht eines Missionars hervorgeht, vielfach Hand in Hand mit den von der Ver. Staaten Regierung errichteten Agenturen und hat in Michigan, dem nördlichen New York, südlichen Kansas, Wisconsin und Californien Indianer-Missionen mit 1,676 Kirchengliedern, 23 Missionaren, 28 Gehilfen und 12 Kirchen.

„Ich trat am 1. April 1873 mein Amt an. Seit zwei Jahren stand die Agentur unter der Leitung unserer Kirche

und Rev. John Howard von der Oregon Conferenz war eine Zeitlang hier stationirt gewesen. Allein verschiedene Ursachen hatten zusammengewirkt, sowohl seine Anstrengungen wie die des Agenten selbst, des Generals Joe Palmer, zu vereiteln. Man hatte die ganze Sache nicht von religiösem Standpunkt aus behandelt, sondern die Indianer nur mit jenem aus Furcht und Abscheu gemischten Gefühle betrachtet, das den nächsten Nachbarn dieser Reservationen so eigen ist, die selber doch Spielen und Fluchen, Sabbathschändung und blutige Händel bei sich im Schwange gehen lassen. So stellten sich mir hier mancherlei Hindernisse entgegen, die sich in anderen Indianer-Reservationen nicht fanden. Die Indianer hier, meistens Nachkommen von mindestens 10 bis 12 verschiedenen Stämmen, die früher mit einander auf dem Kriegspfade gelebt, und deren Fehden sich ganze Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbten, fanden immer neuen Anlaß zu Streitigkeiten und es kam sehr oft vor, daß 20 bis 30 derselben zugleich in einen heftigen Kampf verwickelt waren, worin sie von Messern und Knitteln, Pistolen und Flinten den ausgiebigsten Gebrauch machten. Gott sei Dank, das Evangelium hat auch hier Wunder gethan. Vor Verfluß von 2 Monaten drückten 20 bis 30 den Wunsch aus, sich als Probeglieder unsrer Gemeinde anzuschließen. Man gab ihnen genaue Unterweisung über die Verpflichtungen, die ein Christ auf sich nimmt und erklärte ihnen, daß man von ihnen erwarte, sie werden ihre alten Gewohnheiten ablegen und ein neues Leben anfangen. Alle blieben fest dabei, sich als Probeglieder der Kirche einzeichnen zu lassen."

II. Die Südsee.

1. Uebersichtliches.

Die Arbeit der Mission in Australien, diesem gleichfalls zur „neuen Welt" gehörigen Erdtheil, wo sie ihre ersten großen Triumphe feiern durfte, ist so außerordentlich reich, daß wir eine genaue Eintheilung ihrer Länder in Inseln vorausschicken müssen, um uns auf dem vielverzeichneten und weitentlegenen Gebiet nicht zu verirren. Wir reden zuerst kurz vom

A. Festland Neuholland.

Hier wohnten die Paguas, ein verwildertes, tiefgesunkenes Geschlecht, träg und gefräßig, feig und hinterlistig, in der gröbsten Unsittlichkeit und fast ohne alle Spuren einer Religion, von den Einwanderern früher geflissentlich verwahrlost und wie das Wild gehetzt. Zwar machte 1793 Samuel Marsden, Bischof der englischen Verbrecher-Kolonien in Sidney, einen Versuch zu ihrer Missionirung, doch ohne großen Erfolg, ebenso Threlkeld von der Londoner Missionsgesellschaft (1798). Aber erst den Wesleyanern Leigh, Cartwright und Tuckfield gelang es, wenigstens in ihrer Sprache zu ihnen zu predigen, auch bekamen

sie von der Regierung 10,000 Acker Land zu einer Ansiedlung, doch auch dies wirkte noch nicht durchschlagend, sowenig als die Arbeit der englisch-kirchlichen Gesellschaft unter Watson, Handt und Günther, und der Goßner-Mission (Berlin) unter Schmidt und Eipper, sowie die der lutherischen Gesellschaft (Leipzig), die nach großen Opfern fast ganz wieder aufgegeben werden mußten. Endlich wagte auch die Brüdergemeinde noch einen letzten Versuch durch Träger, Spiesecke und Hagenauer auf Ebenezer bei Adelaide (1860), wo wenigstens einige vereinzelte Früchte sich zeigten und auf der Insel Vandiemensland (Tasmanien), die fast völlig europäisirt ist, besteht ein englisches Bisthum.

B. Die Inselwelt (Oceanien)

zerfällt in drei Gruppen: einen inneren Inselgürtel, Melanesien („Schwarze Inseln" von der Hautfarbe der ebenfalls dem Paguastamm angehörigen Bewohner im Unterschied von den braunen und gelben, mit den Malayen Hinterindiens und den Mongolen des östlichen Asiens verwandten übrigen Insulanern der Südsee), und einen äußeren, der sich wieder in zwei Hauptgruppen sondert: Mikronesien („Kleine Inseln") im Nordwesten und Polynesien („Viele Inseln" im Südosten.)

1. Melanesien.

a. Neuguinea.

Dieses holländische Inselland empfing seine ersten Missionare, Ottow und Geißler, erst 1855 aus der Privatanstalt des Predigers Goßner in Berlin, doch schon 1860

erschien ein zu Makasser auf Celebes gedrucktes Gesangbuch in der Landessprache, bald darauf wurde das Evangelium übersetzt, und es besteht jetzt eine kleine Gemeinde. Auch auf den unmittelbar sich anschließenden Gruppen der Admiralitätsinseln, Neubritanien und Neugeorgien (Salomosinseln) ist erst wenig geschehen, wohl aber manch edles Leben der noch herrschenden Menschenfresserei zum Opfer gefallen. Seit 1840 aber haben die Bischöfe von Neuseeland Selwyn und Patteson auf dem Missionsschiff „Camden" alljährlich eine Rundfahrt bis in diese Gegenden gemacht, um namentlich Jünglinge in ihr Missionsseminar mitzunehmen, die den Sommer über dort lernen, Winters aber in ihrer Heimath predigen und als Einheimische öfters gesegneten Eingang finden. Auf den Louisiaden, Charlotteninseln und Santa-Cruz bestanden schwache Anfänge katholischer Missionen. Dagegen ist seit 1860 eine eigene evangelische Station auf Amota (d. i. Zuckerlaib), einem wahrhaft paradiesischen Eiland der Banksinseln, und noch bedeutender sind die Fortschritte auf den

b. Neuhebriden,

die Heimath des kostbaren Sandelholzes, aber auch der wildesten, blutdürstigen Rohheit und jetzt — einer Stätte des Evangeliums und eines aufrichtigen Christenthums, das viele „weiße" Christen tief beschämt. Schon die Missionare Geddie und Inglis von der schottischen Kirche konnten 1850 trotz vieler gefahrvollen Kämpfe bald von Siegen berichten und kaum zehn Jahre später war kein einziger Heide mehr auf der Hauptinsel Aneitum vorhanden.

Aehnlich wirkten Turner und Nisbeth auf Tana, ganz besonders aber John Williams auf Eromanga, wo er mit Missionar Harris am 20. Nov. 1839 unter den Pfeilen und Beilen der Kannibalen seinen entsetzlichen Märtyrertod fand. Aber schon das Jahr darauf brachte der „Camden“ neue Lehrer auf das Mörderland, man suchte sie auszuhungern und bald darauf durften sie das Brod des Lebens bringen. Selbst Harris' Mörder, der unmenschliche Häuptling Owiallo, wurde bekehrt. Später arbeitete Gordon im Segen weiter. Auch auf anderen Inseln, namentlich Wate, May und Mallicolo, wo früher die englischen Sandelholzhändler, die „segelnden Schurken“, durch unglaubliche Gräuelthaten die Wuth der Einwohner auf's äußerste gesteigert hatten, besonders aber auf den Schäferinseln und Aurora, dem herrlichen „Garten der Südsee“, fand das Evangelium bald willige Aufnahme.

c. Die Loyalitätsinseln,

vier prachtvolle Koralleninseln, standen früher unter der Londoner Gesellschaft, hatten aber auch, als zu Neukaledonien (Frankreich) gehörig, viel durch katholische Gegenmission zu leiden. Auf der Hauptinsel Mare predigten Nihills, Creagh und Jones bald in dichtgefüllter Kirche, auf Toka und Lifu wirkten in ähnlicher Weise Murray und Sunderland, McForlane und Baker und bald hörten Krieg, Vielweiberei und Heidenthum fast ganz auf (1860).

d. Neukaledonien,

seit 1853 französisch, forderte gleichfalls durch die Mordlust der Einwohner, besonders des entsetzlichen Blutmenschen, Oberhäuptling Matuku, der zwei eingeborene Lehrer, Sa=

mela und Apela erschlug und verspeiste so viele Opfer, daß das Missionsschiff die Uebrigen wieder in Sicherheit bringen mußte; nicht besser ging es auf der katholischen Station der Fichteninsel, durch die übrigens der protestantische Einfluß ziemlich abgeschnitten ist.

2. Mikronesien

zieht sich von den Bonininseln südlich zu den Pelewinseln, dann östlich zu den Marshallsinseln, dann wieder südlich zu den Gilbertsinseln. Die Einwohner, wahrscheinlich von China kommend, also ursprünglich Mongolen, von kräftigem gelbbraunem Körper und aufgewecktem Geiste, verehren ohne Tempel, Priester und Götzenbilder die „Geister der Ahnen", oder auch ein „höchstes Wesen" (Anis) mit unblutigen Opfern, treiben aber theilweise grausamen Sklavenfang und Sklavenhandel. Auch hier ist der Einfluß der weißen Kokonußölhändler meist höchst verderblich; die der Ladronen oder Mariannen sind fast alle katholisch, ebenso die der Carolinen oder Neuphilippinen, von Portugal besetzt. Das Evangelium brachten theils die Sendboten der Bostoner Gesellschaft, theils die farbigen Missionare der Sandwichsinseln, die allein im Jahr 1825 $50,000 dafür geopfert und 1856 ein eigenes Schiff („Morgenstern") zu diesem Zweck gebaut hatten. Jetzt blühen auf ihren Stationen Kirchen und Schulen und sogar „die christliche Presse," namentlich aber die schon 1852 von dem bekehrten einheimischen König Georg eingeführte Sonntagsfeier. Das bedeutendste Arbeitsfeld sind nun aber die zahllosen Eilande von

3. Polinesien,

die sich in umgekehrtem Zuge von Neuseeland nördlich zu den Fidschiinseln, dann östlich zu den Niedrigen (oder „Gefährlichen") Inseln, dann wieder nördlich zu den Sandwichsinseln erstrecken. Hier hat die Mission bis jetzt wohl ihre herrlichsten Früchte gebracht, ja man darf wohl sagen, in kaum 25 Jahren geradezu Alles verändert. Die Bewohner, ursprünglich malayischen Stammes, rothbraun, sehr wohlgestaltet, gelenkig und außerordentlich lebhaft, sind auch geistig hochbegabt, waren aber lange nicht die „unschuldigen Naturkinder," die man häufig in ihnen sah, welche angeblich durch die „Fesseln des aufgezwungenen Christenthums nur unglücklich gemacht werden," sondern neben aller Gutmüthigkeit grausam und rachgierig, sinnlich und wild und von außerordentlich dürftigen religiösen Vorstellungen. Dem Hauptgott Taaroa („Schöpfer") wurden blutige Menschenopfer gebracht — jetzt sind alle Hauptinseln außer den Marquesas-Inseln evangelisch-christliche Länder zu nennen.

a. Neuseeland.

Die seit 1831 in britischem Besitz befindliche Doppelinsel Neuulster und Neumünster, schon 1642 von Tasman, und 1769, nachdem sie als Massacre- (Blutbad-) Inseln lange gemieden waren, von Cook neu entdeckt, außerordentlich gesund und fruchtbar, sind von den meist tättowirten Maoris bevölkert, einem streitsüchtigen, in blutigen Fehden lebenden Volk, zwar klug und männlich tapfer, aber voll Aberglauben und namentlich dem Tabu (heiligen Bann) ergeben, wodurch Menschen, Thiere, Pflanzen, Speisen,

Häuser und Länder ganz nach Willkür der Priester dem öffentlichen Gebrauch entgegen und auf das Volk ein entsetzlicher Druck ausgeübt wurde. Aber gerade hier hat die Mission trotz vielfacher schrecklicher Kämpfe mit den Eingeborenen und den verweltlichten Kolonisten, eine durchgreifende Veränderung fast aller Verhältnisse bewirkt. Ihr Gründer war der sogenannte Samuel Marsden mit den Brüdern Hall, King, Butler und Kendall, die seit 1809 Jahre lang in täglicher Todesgefahr, namentlich von Seiten des später bekehrten mordlustigen Häuptlings Shonghi, dort arbeiteten; ebenso seit 1823 die Methodisten in Wesleysdale und die Goßnersche Gesellschaft unter Riemenschneider und Wohlers, und leider nicht ohne schlimme Folgen für den bisherigen friedlichen Fortgang des Werkes, seit 1837 auch die „barmherzigen Schwestern" des französischen Bischofs Pompellier. Doch besteht auch seit 1860 ein englisches Bisthum und Seminar in Aukland, wo schon 1857 Missionar Maunsell die Bibel übersetzte und seit 1842 Bischof Selwyn in großem Segen wirkte. Die nahgelegenen, gleichfalls britischen und von Maoris bewohnten Chathaminseln stehen seit 1843 unter der Pflege des Goßner'schen Missionars Schirmeister und seit 1861 der Methodisten.

b. Die Fidschiinseln,

früher durch unaufhörliche Rachekriege der Stämme und schreckliche Menschenfresserei fast entvölkert, zeigen jetzt großentheils das Bild eines sittlichen und christlichgeordneten Lebens. 1834 begannen hier und auf der benachbarten einsamen Insel Rotuma, zum Theil im Anschluß an die

Londoner Gesellschaft die Methodisten von den nahen Tongainseln aus durch Croß, Cargill, Calvern, Hunt, Lyth, Hazelwood, Moore und andere das Evangelium (Lotu) zu verbreiten. Immer wüthender wurden die Feinde, zerstörten Schulen, Kapellen und Missionsgebäude, und doch ging es unter haarsträubenden Gräueln immer wieder vorwärts und kam zu zahlreichen und lieblichen Erweckungen, oft von ganzen Dörfern auf einmal. Aber auch das Papstthum, von französischen Kriegsschiffen unterstützt, ist seit 1860 sehr geschäftig gewesen. Auf den

c. Freundschaftsinseln,

so genannt von den freundlich milden Sitten der gastfreien Ureinwohner, die zwar von dem wilden Mordgeist ihrer Nachbarn, nicht aber von Trägheit und roher Sinnlichkeit frei, den Sendboten der hier fast ausschließlich wirkenden Methodisten mit großer Bereitwilligkeit entgegenkamen, herrscht seit 1853, wo die „letzten Fünfzig" getauft wurden, wenigstens äußerlich, „christliche" Zucht und Ordnung und ein außerordentlich reger und opferwilliger Missionsgeist, obwohl auch hier die Katholiken sich mit aller Macht eindrängten. Auf der Hauptinsel Tonga, wohin schon 1797 die Londoner Gesellschaft ihre Boten mit dem Missionsschiff „Duff" gesandt hatte, fand das Christenthum seit Landung der ersten Methodistenprediger Thomas und Lawry (1822), die von dem geizigen Häuptling Ata viel bestohlen wurden, trotz allen Anstrengungen nur langsamen und wechselnden Erfolg, den erst die 1831 eingeführte Presse und die Gründung eines Seminars 1839 etwas hob. Um so leichter und

schneller ging es auf Hawaji, wo der entschlossene und muthig König Georg selbst ein sehr eifriger Evangelist wurde, der als Baumeister, Seefahrer, Prediger und Präsident der Mission diente, der Trunksucht steuerte und seit 1845 durch britische Vermittlung zum Oberherrn über sämmtliche Inseln ernannt, seinem Volk die ersten christlichen Gesetze gab. Auch auf Wawau fand durch die Brüder Turner und Tucker die Bibel rasche Verbreitung und von hier aus auch auf der sogenannten Wildeninsel, wo schon 1830 der früher genannte Williams vergebens zu landen gesucht hatte, und später Murray und Lawens wirkten, sowie auf der Kappelsinsel, wo sich Fürst Gogo unter Bruder Waterhouse bekehrte (1841) und Götzendienst, Vielweiberei, Kindermord und Versammlung abschaffte, später aber römische Priester einen „katholischen Musterstaat" gründeten. Wir kommen nun nach den

d. Samoa- oder Schifferinseln.

Vulkanisch, aber anmuthig gelegen, mit mildem Klima und üppiger Vegetation, wurden sie erst 1830 von Missionar Williams und Barff näher erforscht. Die Bewohner, groß und stattlich, offen und gutmüthig, lebten in patriarchalischer Gütergemeinschaft und Kasteneintheilung, ohne Bilderdienst und Menschenmord und kamen dem Evangelium außerordentlich begierig entgegen, das von Nachbargruppen aus sich langsam aber ungestört verbreitete und bald auch von Eingeborenen verkündigt wurde. Williams Schilderungen, neben den gleichzeitigen Berichten des Weltumseglers Cook, riefen in England eine wahre Begeisterung für die Südsee-Mission hervor und 1836

kamen 6 Missionare, eröffneten 1839 eine Presse, und übersetzten bis 1855 die ganze Bibel, die bald in fast jedem Hause heimisch ward; Insel um Insel und Dorf um Dorf gewannen sie dem Heidenthum ab und 1844 begann das von Turner errichtete Seminar auch in die Ferne hinaus zu wirken. Auch die

e. Harvey- oder Cooksinseln

nahmen, gleichfalls zuerst von Williams aufgesucht, aber durch blutige Fehden nahezu entvölkert, das Christenthum unglaublich schnell und leicht von den umliegenden Eilanden an. Die verbrannten Götzentempel machten Kapellen, das Kriegsgeschrei christlichen Liedern Platz, Alt und Jung lernte lesen und sammelte Missionsbeiträge. Auch unter Williams Nachfolgern, Gill, Royle, Tyermann und Bennett, sowie dem eingeborenen Lehrer Davida, erwies sich das Evangelium als Gotteskraft zur Seligkeit. Die zwei Hauptinseln Mangaja und Narotonga wurden 1823 sozusagen auf einen Schlag gewonnen; namentlich wurde letztere durch die treue Arbeit des Nationalgehilfen Papeiha und des bekehrten Häuptlings Makea, später der Brüder Pitmann und Buzakott und des Diakonen Tupe seit 1827 ein Mittelpunkt der Londoner Gesellschaft (gestiftet 1795), deren eigentlicher Missionsherd jedoch die nach ihr benannten

f. Gesellschaftsinseln

bilden, wo sie schon 1797 unter Kapitän Wilson ihre ersten Sendboten auf dem Missionsschiff in Duff in Othaiti und den oftgenannten Williams 1819 in Rajatea absetzte. Aber die Bewohner, als besonders schön

gebildet, edelsinnig und intelligent geschildert, zeigten sich in Wahrheit als leidenschaftliche, in Liebe und Haß gleich maßlose Naturmenschen, der Wohllust, wie der Mordlust gleich ergeben, wenn auch äußerlich ziemlich gesittet, und der Traum von „Inseln der Glückseligkeit und Paradieses-Unschuld" zeigte sich nirgends so sehr wie hier als Täuschung; namentlich war kein Eigenthum vor der Raublust sicher und dem Kriegsgott Oro fielen blutige Menschenopfer. Von der großen Zahl der Londoner Missionare nennen wir nur Noll, Hayward und Orsmond, Harris, Ellis und Morris, Threlkeld, Crook und Darling, McKnean und Howe, nebst dem einheimischen Diakon Mare und dem bekehrten früheren Götzenpriester Pati. In Othaiti begannen und dauerten die Siege der Mission besonders unter den drei gleichnamigen Königen Pomare I. II. und III. Eine furchtbare Empörung der Heidenparthie vertrieb die Sendboten 1837 nach Eimeo und von da sogar nach Sidney, weil auch dort das Missionshaus niedergebrannt und die Bibellettern in Flintenkugeln umgegossen wurden. 1811 kehrten sie nach Eimeo, 1815 nach Othaiti zurück, wo in einer entsetzlichen Blutnacht alle Christen ermordet werden sollten. Gottes wunderbare Rettung bewirkte aber einen solchen Umschwung, daß plötzlich aller Götzendienst wie von selbst aufhörte und seit 1816 eine gänzliche Veränderung aller Verhältnisse eintrat. Und doch wurde dieses blühende Feld eine traurige Beute des Verfalls durch die muthwilligste und frechste Zerstörung von Seiten der Jesuiten. Schon 1774 waren auf spanischen Schiffen katholische Priester gekommen, 1834 aber schickte der französische Picpusverein (Lyon) seine Sendlinge Carnet und Laval mit dem Auf-

trag, die ganze Südsee für Rom zu erobern. Sie scheuten, überall hinterlistig sich einschmuggelnd, auch die niedrigsten Mittel der Verläumdung nicht, die schöne Saat des Evangeliums wieder zu zertreten, von der jedoch noch immer ein unzerstörbarer Same übrig blieb. Von hier aus verbreitete sich dasselbe nämlich auf die Australinseln, besonders Rurutu 1820—26 durch Missionar Davis und den Katechisten Para, sowie die Goßner'schen Brüder Hones und Mahn, ferner auf den niedrigen oder gefährlichen Inseln, namentlich der Gambiergruppe, vor allem auf Aana, Crescent und Moë und auf der sogenannten Pitcairninsel, wo 1789 bis 1826 ein schiffbrüchiger Matrose, Adams, eine einsame christliche Colonie unterhielt. Nur die Marquesas-Inseln sind, obwohl die zuerst entdeckten, noch am weitesten zurückgeblieben, trotz wiederholten Anstrengungen durch Pritchard und Simpson und ihrer anfänglich guten Aufnahme bei dem König Jotete, später durch Parker, Stallworthy und Thomson. Jetzt sind sie die Beute Roms und Sitz der französischen Deportirten. Die letzte, aber bedeutendste Gruppe endlich sind die

g. Sandwichs- oder Hawajiinseln.

Auch für den Handel sehr wichtig, da sie genau in der Mitte zwischen Asien und Amerika liegen, aber gefürchtet als Sammelplatz giftigen Fiebers und gefährlicher Stürme, wurden sie schon 1786 von Amerika aus kolonisirt, aber nicht christianisirt. Die früher zahlreichen Insulaner, Kanaka's, waren am Aussterben, besonders in Folge von Trunksucht und Unzucht, voll Aberglauben und finsterem

Zauberdienst, so beteten sie z. B. den Kapitän Cook, den sie später am 15. Febr. 1779 hinterlistig ermordeten, Anfangs als Halbgott an. Auch hier sind es die drei gleichnamigen Könige Kamehameha I. II. und III., die das Werk der Mission ungemein förderten, die jedoch hier eine völlig andere Aufgabe vorfand, als sonst, nicht ein rohes heidnisches, sondern ein civilisirtes, aber völlig religionsloses Land für das Christenthum zu gewinnen. Der erste jener Fürsten, seit 1781 Alleinherrscher der ganzen Gruppe, hatte nämlich schon 1794 europäische Kultur und Sitte eingeführt, war aber 1819 selbst noch als Heide gestorben, erst sein Sohn zerstörte alle heidnischen Göttertempel und hob das Tabu auf, noch ehe ein christlicher Missionar das Land betreten hatte (der einzige Fall in der ganzen Missionsgeschichte). Erst unter seinem im Ausland christlich erzogenen Nachfolger begann das eigentliche Evangelisationswerk und zwar durch Söhne des Volkes selbst, die in Amerika das Christenthum kennen gelernt und angenommen hatten und nun bei der Rückkunst ihre Landsleute zwar nicht mehr als Heiden, aber auch noch nicht als Christen vorfanden. Erst 1820 begann die Mission der Bostoner Gesellschaft in Honolulu, wo Ellis bis 1822 das Neue Testament übersetzte und 1826 Presse und Seminar in Lahainaluna errichtete und später Bingham Steward und Richards und namentlich der blinde Prediger Paniki wirkten. Fremde Seefahrer und Kaufleute unterstützten zwar auch hier die Heidenpartei und 1829 schlichen die Jesuiten aus dem Pincus Collegium in Paris sich durch den irisch-katholischen Priester Walsh von Valparaiso (Chile) aus, ein, und selbst die

Mormonen besetzten die Insel, aber das Evangelium blieb Sieger, das Volk ist jetzt ein christliches zu nennen, besitzt eigene Bibel- und Missionsgesellschaften, Mäßigkeitsvereine, Seemannsheim und Diakonissenhaus, höhere Schulen und dergl., kurz es ist, wenn irgend eines der Heidenwelt, „ein Wunder der Gnade".



2. Tahiti und andere Inseln Polynesiens.

Wenn man von der Westküste Süd-Amerikas westlich durch den stillen Ocean fährt, so trifft man zuerst auf die östlichst gelegenen Inseln des Erdtheils, den man Australien nennt, — auf Polynesien, was, wie bereits bemerkt, so viel heißt als „viele Inseln".

Es ist eine wunderbar schöne Welt, diese Inselwelt. Als weißer Ring entsteigen die einen dieser Inseln dem tiefblauen Wasser, durch die unausgesetzte Arbeit der Korallenthierchen, deren Kalkhäuser sich bei ihrem Absterben in festes Gestein verwandeln, auf Untiefen des Meeres erbaut. Durch unterirdisches Feuer emporgehoben, streben die andern mit ihren wundersam gestalteten Berghöhen von alpenartiger Kühnheit himmelan, und dazwischen liegen stille, grüne Thäler, durch welche ein klarer, erfrischender Bach herabrieselt. Um die Berge her dehnen sich bis an's Meeresgestade fruchtbare Niederungen aus, auf welchen die Kokospalme ihr stolzes Haupt wiegt, der Brodfruchtbaum seine dunkeln Aeste ausbreitet, die schönsten Fruchtbäume

fast ohne alle Pflege gedeihen und die herrlichsten Blumen wild wachsen. Als eine Schutzwehr gegen den Anprall der Meereswellen umschließt sämmtliche Inseln, auch die vulkanischen, ein Korallengürtel, der oft nur eine kleine Oeffnung hat, durch welche eine Landung möglich ist. Außerhalb dieses Korallenriffes fällt der Meeresboden oft schnell zu einer fast unergründlichen Tiefe ab; innerhalb des Riffes ist das Wasserbecken meist seicht und die stille, reine Fluth so klar, daß man bis auf den Grund hinab alles deutlich erkennen kann. Ein buntes Gewimmel von Fischen, Mollusken, Krebsen und andern Formen von Krustaceen vollendet das Bild des fröhlichsten Lebens. Dazu herrscht ein fast immerwährender Frühling und Sommer mit der mildesten und reinsten Luft und dem klarsten blauen Himmel.

Ist es zu verwundern, wenn diese Inseln mit ihren niedlichen, halb im saftigen Grün versteckten Hütten ihren Entdeckern kleine Paradiese schienen? Dazu kam für die nach langem Irren auf der Wasserwüste an die blühenden Gestade gelangten Seeleute noch ein gefährlicherer Reiz: die sanfte Gutmüthigkeit der Bewohner, wie sie Anfangs erschien, und die verlockende Sittenlosigkeit neben der wilden Anmuth des weiblichen Geschlechts. So gewaltig wirkten auf sie alle diese Zauber, daß mehr als einmal Matrosen, Soldaten, sogar Offiziere fast unwiderstehlich hingerissen waren, sich unter diesem Volke niederzulassen und in dem vermeintlichen Paradiese Familie und Heimath zu vergessen; und so groß war der Reiz, den die Erzählungen von jenen kleinen Meeresbergen ausübten, daß die Jugend bis nach Deutschland hinein in dem Gedanken schwärmte, mit hin-

auszuziehen und im Stande der Natur ein von europäischer Ueberbildung unverfälschtes Leben zu führen, daß die Gelehrten schon zu fragen anfingen, ob jene Inseln nicht das Eden seien, worin die Menschheit ihre reine Jugend verlebte?

Bald heller, bald dunkler gefärbt, sind die Polynesier meist wohlgestaltete Leute von ungemein anmuthigen und leichten Bewegungen. Im Klettern, Schwimmen und dergleichen übertreffen sie die Europäer so weit, daß sie von einem linkischen Menschen sagen können: „Er ist so dumm wie ein Engländer.“ Auch an Geistesanlagen fehlt es ihnen nicht; namentlich zeichnen sie sich durch große Lebhaftigkeit aus. Ebenso zeigten Viele von ihnen bei ihrem Verkehr mit den Europäern auffallend viel Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Gastfreiheit; bei andern jedoch traten Rachsucht und Grausamkeit, Menschenopfer und Menschenfresserei sogleich offen hervor. Gräuliche Sinnlichkeit und Kindermord herrschten fast überall. Auf Hawaii mordete der Arme seine Kinder, weil er sie nicht ernähren mochte, die Mutter, weil ihre Besorgung ihr lästig war; der Streit zwischen Ehegatten hatte gewöhnlich den Tod eines armen Kindes zur Folge. Nur Eine Thatsache: Ein Mann aus dem Volke zankte mit seinem Weibe. Nach langem Streit ergreift er voll Wuth seinen siebenjährigen Knaben bei den Armen und Beinen, zerbricht mit einem Stoße den Rückgrat des Kindes an seinem Kniee und wirft es der Mutter zu Füßen.

Auf Tahiti wurden wenigstens zwei Drittel der Kinder gleich nach der Geburt getödtet, entweder lebendig begraben oder mit nassem Zeug erstickt, oder mit einem Bambusplit-

ter erstochen oder gliedweise zerbrochen. Hatte aber ein Kind nur 10 Minuten das Licht gesehen, so war es gerettet und wurde fortan zärtlich geliebt. Im Kindsmord ging eine geschlossene Gesellschaft, die Arois, voran. Ihr Zweck war, das Leben in allen möglichen Ausschweifungen zu vergeuden, ihr Hauptgesetz, daß jede Mutter ihr Kind ersticke oder ersticken lasse.

Die Religion gründete sich fast nur auf Verehrung und Anbetung der Seelen der Verstorbenen; namentlich standen verstorbene Könige und Häuptlinge in den Reihen der Götter. Sonst war wohl überall der Hauptgott Taaroa, der Schöpfer der Welt und der Menschen; aber ein höherer Gottesbegriff stand ihnen ferne; gefeierte Vorfahren erschienen ihn als viel wichtigere Götter. Diese waren dann gerade wie die Insulaner, zugleich gut und böse; man suchte die Ausbrüche ihres Zorns bei Unfällen und Krankheiten zu beschwichtigen, dachte aber nie daran, ihnen für erwiesene Wohlthaten zu danken. Götzenbilder oder auch gewisse Thiere wurden als Aufenthaltsorte der Götter angesehen, da und dort auch Tempel, in welchen man Menschen opferte.

Die im Jahre 1795 gegründete Londoner Missionsgesellschaft faßte sogleich den Beschluß, das Evangelium zugleich den Gesellschafts-, Freundschafts- und Marquesas-Inseln (alle zu Polynesien gehörend) zu bringen; die Kontinente waren ja damals der Mission noch verschlossen. Ein Gebetsgeist ohne gleichen war über die Missionsvereine ausgegossen, und nicht minder der Geist opferfreudiger Liebe. Binnen einiger Monate waren für die Südseemission nahe 70,000 Thaler zusammengebracht. Ein schnell segelndes

Schiff, der Duff, wurde gekauft. Die thätigste Beihilfe von allen Seiten erleichterte seine Ausrüstung. Die Personen, welche daran arbeiteten, wollten für ihre Mühe keine Bezahlung nehmen; die Assekuranz-Gesellschaft verlangte für seine Versicherung nur ein Prozent; die Zollbeamten besorgten unentgeltlich seine Legitimation, und die Lords der Admiralität bewilligten den Matrosen des Duff die Sicherheit, daß sie nicht zum Dienst auf den Kriegsschiffen sollten gepreßt werden. James Wilson, ein frommer, erfahrener Kapitän, erbot sich zur Ueberfahrt, und aus den vielen Männern, die sich zum Missionsdienst gemeldet hatten, wurden im Juli 1796 vor einer Versammlung von mehr als 8000 Menschen, 29 (darunter nur 4 ordinirte) feierlich zu ihrem Amte eingeweiht. Jeder empfing knieend aus der Hand eines Predigers eine Bibel mit den Worten: „Gehe hin, geliebter Bruder, nach diesem heiligen Worte, und verkündige den Heiden das Evangelium nach deinem Berufe, deinen Gaben und deinem Vermögen.“ Der Missionar antwortete: „Ich will es thun mit der Hilfe des Herrn.“ — Am 10. Aug. betraten sie unter einer Menge theilnehmender Zuschauer das Schiff, welches in dem Augenblicke, da die Sonne aufging, die Anker lichtete. Von seinem Mastbaum wehte eine purpurrothe Flagge, in welche drei silberne Tauben mit einem grünen Oelzweig im Schnabel gestickt waren, um von ferne zu verkündigen, daß es Friedensboten in seinem Schooße trage. — Als der Duff so unter den lauten Jubelrufen der Zuschauer absegelte, als kehrte er im Triumph von errungenen Siegen zurück, äußerte ein ehrwürdiger Diener Christi mit Wehmuth gegen einen jüngern Freund: „Ich fürchte, dies wird nicht gut

gehen; es menschelt hier zu sehr." Seine Worte waren prophetisch.

Zunächst zwar ging Alles gut. Am 12. Nov. erreichte das Schiff glücklich Rio Janeiro, und am 5. März 1797 ankerte es vor Tahiti. Die neuen Ankömmlinge wurden freundlich empfangen, und der König war gleich bereit, ihnen nicht nur eine Wohnung, sondern auch so viel Land als ihnen beliebe, zur Benützung zu überlassen. Nachdem Wilson die übrigen Brüder auf den Marquesas- und Freundschaftsinseln unter günstigen Umständen an's Land gesetzt, und die auf Tahiti Zurückgelassenen noch einmal besucht hatte, trat er die Heimreise an. Am 11. Juli 1798 traf der Duff wohlbehalten wieder in London ein, und die dortigen Missionsfreunde dankten in der Kirche für seine glückliche Rückkehr. Nach wenigen Monaten sandten sie ihn mit Missionaren und Vorräthen ausgerüstet zum zweiten Mal aus. Diesmal aber wurde er bei Rio Janeiro von einem französischen Kaper genommen und mit seiner ganzen Ladung als Kriegsbeute verkauft. Unter vielen Mühsalen kamen die Missionare allmählich wieder nach Hause. Fast gleichzeitig mit ihnen traf die Trauerpost ein, daß auf den Freundschaftsinseln drei Brüder erschlagen, die Uebrigen nach Neu-Südwales geflohen seien. Auch die Mission auf den Marquesasinseln war aufgegeben worden.

Nicht minder schmerzlich als die Freunde in der Heimath trafen diese Nachrichten die Missionare auf Tahiti, aus deren Zahl sich ebenfalls bereits 11 durch die Schwierigkeiten ihres Werks und durch persönliche Mißhandlungen entmuthigt nach Neu-Südwales geflüchtet hatten. — Bald nach Wilsons Abreise hatte nämlich die erste, überfließende

Freigebigkeit der Eingebornen abgenommen, ihre Diebstähle dagegen hatten sich gemehrt, und waren anfangs nur die beginnenden Spuren des Widerstands der heidnischen Priester gegen die Predigt des Evangeliums fühlbar gewesen, so trat man im zweiten Jahre derselben im Allgemeinen mit Spott entgegen. Das Betragen des Volks wurde am Ende so rücksichtslos, daß nur das Ansehen des den Missionaren günstig gesinnten Königs von offenen Angriffen zurückhielt. Dazu gesellten sich für die Brüder, die unter allen diesen Prüfungen treu aushielten, noch innere Anfechtungen. Ihre Zahl wurde abermals, und zwar in traurigerer Weise als das erste Mal gelichtet durch zwei Abtrünnige, die sich mit heidnischen Frauen verbanden. Wie wohl mußte es ihnen thun, als ihnen im Juli 1801 ein Schiff aus der Heimath mit den heißersehnten Briefen nebst reichlichen Lebensbedürfnissen auch Verstärkung brachte durch acht neue Mitarbeiter!

Noch waren aber die Tage der Trübsal nicht zu Ende. Zwölf Jahre lang schien es, als arbeiteten die Missionare auf Tahiti vergeblich und brächten ihre Zeit unnütz zu. Ungeachtet ihres unermüdeten Eifers, ihrer unaufhörlichen Reisen, ihrer ernstlichsten Ermahnungen, zeigte sich nirgends ein Verlangen nach Wahrheit. Keine Bekehrung wollte sich anbahnen: der Himmel schien ehern, die Erde eisern. Der grausame Götzendienst hörte nicht auf, die verheerenden Kriege wütheten fort. Der König Pomare I. starb, sein Sohn und Nachfolger Pomare II. ward im Jahr 1809 von seinen empörten Unterthanen vertrieben. Mit ihm mußten auch die Missionare die Insel verlassen, ungewiß ob sie je wieder auf dieselben zurückkehren würden. Zwei

von ihnen blieben in der Nähe des Königs, die andern schifften sich nach Sydney ein.

Das Unternehmen, das mit so großen Erwartungen begonnen und Tausende in freudigen Opfern vereinigt hatte, schien fehlgeschlagen. Triumphirend deuteten die Gegner in England auf den verödeten Missionsplatz hin, und selbst die Gesellschaft dachte jetzt ernstlich daran, ihre fruchtlosen Bemühungen für Tahiti aufzugeben. Nur einige ihrer Glieder ließen den Muth nicht sinken, unter ihnen namentlich Dr. Haweis und der Prediger Wilks. Lieber wollte er seine Kleider vom Leibe verkaufen, als in die Aufhebung der Mission willigen, erklärte der Letztere. Auf seinen Vorschlag wurden besondere Gebetsversammlungen für dieselbe eingerichtet und ermunternde Briefe an die Missionare geschrieben. Und siehe da! Während das Schiff, das diese Briefe trug, auf dem Wege nach der Südsee war, kam ein anderes von dorther nach England und brachte nicht nur die frohe Botschaft von dem gänzlichen Sturz des Götzendienstes auf Tahiti, sondern auch die weggeworfenen Götzen selbst. Die Stunde war gekommen, in der es Gott gefiel, sein Gnadenwerk auf dieser Insel zu beginnen, und zwar in solcher Weise, daß ihm allein die Ehre davon blieb.

Von nun an siegte das Evangelium auf einer Inselgruppe nach der andern und wirkte wunderbare Umwandlungen, und zwar ragt in dieser großartigen Arbeit vornehmlich John Williams hervor, den man nachmals nicht mit Unrecht den Apostel der Südsee genannt hat. Ein christlicher Glaubensheld, brennend vor Begierde, die verdüsterten Heiden zum hellen Lichte des Evangeliums zu führen, war Williams zugleich mehr als Andere befähigt, sie auch

im buchstäblichen Sinn zu lehren, ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln zu machen. Ein innerer Drang hatte ihn als Kaufmannslehrling unablässig in die Schlosserwerkstätte getrieben, wo er mit unverwandten Blicken jeden Schlag des Hammers und jeden Handgriff in der Schlosserbank beobachtete. Oft wenn die Arbeiter zu Tische gegangen waren, oder Feierabend gemacht hatten, saß er, das Schurzfell umgeschnallt, an ihren Werkbänken oder stand er vor der Esse, sich in der Arbeit zu üben, die er den Tag über ihnen abgesehen. Es dauerte nicht lange, so übertraf er manchen Gesellen an Geschicklichkeit. Diese kam ihm nun trefflich zu Statten, indem er Maurer, Schlosser, Tischler und Missionär in einer Person war und bei den Niederlassungen wichtige Dienste leistete.

Den wichtigsten Dienst leistete er jedoch der Mission, indem er die Frage, wie diese Inseln christianisirt werden könnten, durch die Aussendung eingeborener Prediger löste, und sobald mehrere Gemeinden fest gegründet waren, verlor er den Gedanken, aus diesen Missionare zu ziehen, keinen Augenblick aus den Augen.

Und nun fuhr Williams mit seinen Gehülfen von Insel zu Insel, zog Jahr aus und ein hin und her, verkündete die frohe Botschaft oft zu 2,000 bis 3,000 Zuhörern, und gründete überall Gemeinden, die er mit eingeborenen Predigern versah. Ueberall wurden Kapellen und Schulen errichtet, der Götzendienst abgeschafft. Polynesien war ein christlich-civilisirtes Land geworden, in welchem freilich noch Manches zu wünschen übrig blieb, das aber doch im Ganzen so vom Sauerteig des Evangeliums durchdrungen war, daß selbst der Naturforscher Darwin, dem gewiß keine

blinde Parteilichkeit fürs Christenthum zur Last gelegt werden kann, darüber schrieb:

„Es war ein erhebendes Schauspiel, den Nachtschatten zuzusehen, wie sie allmählich die letzten und höchsten Gipfel verdunkelten. Ehe wir uns zum Schlafen niederlegten, kniete der ältere Tahitier nieder und sprach mit geschlossenen Augen ein langes Gebet in seiner Muttersprache. Er betete, wie ein Christ es thun sollte, mit geziemender Ehrfurcht, ohne irgend ein zur Schautragen von Frömmigkeit und ebenso ohne Furcht vor etwaigem Spott. Bei unsren Mahlzeiten berührte keiner, ehe er sein Tischgebet gesprochen hatte, die vor ihm stehenden Speisen. Reisende, die meinen, ein Tahitier bete bloß, wenn die Augen des Missionars auf ihn gerichtet seien, sollten in jener Nacht am Bergabhang mit uns geschlafen haben.

„Einer der Eindrücke, die ich aus jenen Quellen geschöpft habe, als seien die Tahitier ein trübseliges Volk geworden, das in Furcht vor den Missionaren dahinlebe, war entschieden unrichtig. Von Furcht sah ich auch nicht die leiseste Spur, wenn man nicht etwa Ehrfurcht mit diesem Namen bezeichnen will. Unzufriedenheit ist so wenig ein herrschendes Gefühl, daß es gewiß schwer wäre, in Europa aus einem Volkshaufen auch nur halb so viele fröhliche, glückliche Gesichter herauszulesen wie in Tahiti.

„Im Ganzen scheint mir der sittliche und religiöse Zustand der Tahitier höchst anerkennungswürdig. So manche greifen mit großer Bitterkeit sowohl die Missionare und ihre Handlungsweise, als auch die dadurch erzielten Erfolge an. Solche Kritiker vergleichen nie den Zustand des heutigen Tahitis mit den früheren, oder auch nur mit dem unseres

Europas, sondern sie bemessen ihn nach dem hohen Maßstab christlicher Vollkommenheit. Die Missionare sollten nach ihnen ausgerichtet haben, was nicht einmal die Apostel vermochten. Da nun der sittliche Zustand des Volks diesem Maßstab nicht entspricht, werden die Missionare getadelt, statt daß man ihnen Anerkennung zollte für das, was sie bewirkt haben. Man vergißt, oder will sich nicht erinnern, daß Menschenopfer und die Macht einer götzendienerischen Priesterschaft, daß ein in keinem andern Theil der Welt bekanntes System von Ausschweifungen und Lasterhaftigkeit, daß der Kindermord — eine Folge der blutigen Kriege, in denen weder Frauen noch Kinder verschont wurden — durch Einführung des Christenthums abgeschafft und Dieberei, Unmäßigkeit und Liederlichkeit sehr vermindert worden sind. Wenn ein Reisender dies vergißt, so ist es gemeiner Undank, denn sollte es ihm begegnen, an irgend einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so wird er brünstig beten, daß doch die Lehrthätigkeit der Missionare sich dahin erstreckt haben möge."

Williams, der treue Apostel der Südsee, endete unter den Keulenschlägen der wilden Melanesier. Es war nämlich schon längst seine Absicht gewesen, auch auf den westlich gelegenen Inseln in Melanesien das Heil zu verkünden. Auf einer Generalversammlung eingeborener Lehrer rief er „Freiwillige" zum Missionsdienst in Melanesien auf. Ihrer dreißig boten sich an. Zwölf von ihnen wurden in einem feierlichen Gottesdienst dazu abgeordnet. Am 3. Nov. hielt Williams seine Abschiedspredigt auf Upolu. Es war ein ernster, tief ergreifender Tag. Am Abend kamen noch einige Brüder, um mit den Scheidenden zu beten, und

um Mitternacht umarmte Williams sein Weib und seine Kinder und sagte ihnen ein letztes Lebewohl.

Am 5. Nov. lichtete der Camden die Anker; am 16. näherte er sich den Neu-Hebriden. Auch ihren sich in ewigen Kriegen zerfleischenden Bewohnern Frieden zu bringen, war seit 9 Jahren Williams heißester Wunsch gewesen, der nur genährt wurde durch die Nachrichten von den wieder und wieder durch europäische Schiffe an den Eingebornen verübten Grausamkeiten und den dadurch erregten Rachegefühlen derselben gegen alle Weißen. Ein feierlich-ernstes Gefühl ergriff ihn darum, als er das Ziel seiner Sehnsucht endlich vor sich sah. „Eben sagt Kapitän Morgan, daß wir noch 12 Meilen von den Hebriden entfernt sind," schrieb er am Abend des 16. Nov.: „Wir werden noch eine besondere Gebetsversammlung halten. O wie viel hängt von dem morgenden Tage ab! Werden die Wilden uns aufnehmen oder nicht? Vielleicht ringst du, ringt mancher andere Bruder in diesem Augenblick mit Gott unserthalben. Ich bin in voller Erwartung und bitte um Weisheit und Treue in dem großen Unternehmen, diesen in Finsterniß schmachtenden Völkern das Evangelium zu bringen, und um den Glauben, der den Ausgang still in Gottes Hände legt. Die kommende Woche ist mir die wichtigste meines Lebens."

Montag den 18. erreichte der Camden die reizende Insel Tana, die Williams als den Schlüssel zu den Hebriden betrachtete. Ihre Einwohner gehören schon zu den eigentlichen Papuas, deren Sprache er noch sehr wenig verstand. Doch konnte er ihnen begreiflich machen, die Lehrer, die er ihnen bringe, seien „Häuptlinge Gottes" und wollen ihnen

Gutes thun. Groß war seine Freude, als die Tanesen sie mit offenen Armen aufnahmen.

Am Abend des 19. segelte das Schiff der Küste Eramangas entlang, und Williams blickte mit hoffnungsstrahlenden Augen auf dies neue Arbeitsfeld hin. Am Morgen landeten sie in der Dillons-Bai. Die am Ufer stehenden Leute gaben durch Zeichen zu verstehen, daß das Boot nicht herankommen sollte; sie griffen aber begierig nach einigen Perlen, die ihnen zugeworfen wurden. Hierauf begab sich Williams in Begleitung von Miss. Cunningham, dem Capitän Morgan und Hrn. Harris an die Küste, wo ihnen die Austheilung kleiner Geschenke das Wohlwollen der Eingebornen zu gewinnen schien. Sie entfernten sich daher eine Strecke vom Landungsplatz. Cunningham sammelte eben einige neue Muschelarten, und Williams hatte einen Haufen Kinder um sich versammelt, dem er die samoanischen Zahlwörter vorsagte, als plötzlich ein durchdringender Schrei erscholl, und man Harris aus dem Buschwerk hervorspringen und unter den Keulenschlägen der Wilden in das Wasser des Bachs fallen sah, dem er nachgegangen war. Williams lief die Bucht hinab und stürzte sich in's Meer. Zweimal tauchte er den Kopf unter, um ihn vor der mörderischen Keule zu bergen, die ein Wilder, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, emporhielt, um zuzuschlagen. Unterdessen kamen noch zwei Andere herbei. Ihre tödtlichen Streiche zerschmetterten Williams Haupt; eine Handvoll Pfeile durchbohrte seine Brust. Cunningham und Morgan, die sich in das Boot gerettet hatten, ruderten ihm mit aller Anstrengung zu Hilfe, aber der Mord war schon vollendet, ehe sie die Hälfte der Strecke

zurückgelegt hatten. Ein Dutzend Wilde schleppten den Leichnam an's Ufer und zerschlugen ihn, wie wilde Tiger sich geberdend. Die Knaben, die noch eben auf seinem Schooße gesessen hatten, schlugen mit Steinen auf die verstümmelte Leiche los, bis die Wellen sich roth färbten von dem Blute des Märtyrers. Dann schleppten sie ihn unter gräßlichem Triumphgeschrei dem Walde zu.

Die tiefgebeugten Brüder mußten von den unbegrabenen Leichen der Ermordeten scheiden, um ihre Reise nach Neu-Südwales fortzusetzen. Ganz Sydney hallte von Klagetönen wieder, als am 30. Nov. der Camden mit der Trauerbotschaft dort ankam. Der Gouverneur sandte eine Kriegsschaluppe aus, um die Ueberreste des Märtyrers von Eramanga aufzusuchen. Die Wilden gestanden, daß sie die Leiber der Erschlagenen gefressen hätten. Nur einige Knochen und die Schädel brachten sie nach vielen Bitten herbei; es waren aber nicht die Williams. Mit diesen vermeintlichen Reliquien langten die Reisenden am 24. März 1840 vor Upolu an. Bald erscholl über die ganze Insel der Schmerzensruf: „Ach Wiliamu! ach, unser Vater!" — Die Ueberreste wurden in Apia der Erde übergeben, den Grabhügel schmückt ein einfacher Leichenstein.



3. Fidschi und Melanesien.

Hatten auch die schwarzen Brüder im Westen den Apostel der Südsee erschlagen, so fanden sich andere von Gottes Liebe erfüllte Brüder, den armen umnachteten Men-

schenfressern das Heil zu bringen. Polynesien hatte ja viele eifrige eingeborne Boten, die gerne nach Westen zogen. Von dort her kamen die „braunen" Evangelisten und von England die Wesleyaner, um in diesem Lasterpfuhl das Kreuz aufzurichten.

Melanesien pflegt man diese sämmtlichen Inseln wegen der schwarzen Farbe ihrer Bewohner zu nennen; Melanesien könnte man wohl auch in andrer Beziehung noch sie heißen, denn wahrlich, wenn irgendwo auf der Erde, hat der Fürst der Finsterniß hier seinen Thron aufgeschlagen und das Menschengeschlecht zu Greueln verführt, auf die in der heiligen Schrift kaum angespielt wird. Die europäischen Entdecker dieser Inseln fanden hier statt der zuvorkommenden Gastfreundschaft der östlicheren Insulaner sofort Argwohn und Mißtrauen, und bald offenbarte sich auch der Muth und die Kriegslust der Wilden durch Angriffe auf die Schiffe und Kähne der Fremden. Das gewöhnliche Loos der Schiffbrüchigen an den Küsten Neu-Guineas läßt sich dem Bericht eines Schiffsjungen von dem Kauffahrteischiff „Charles Eaton" entnehmen, das 1834 auf einem Riffe der Torresstraße strandete. Der Kapitän mit einigen Passagieren und einem Theil seiner Mannschaft hatte ein Floß bestiegen, unser Berichterstatter mit einigen Kameraden ein anderes. „Nach Verlauf von zwei Tagen," erzählt er, „bekamen wir eine Gruppe kleiner Inseln zu Gesicht, wo sich uns ein Canoe mit 10 Eingebornen näherte, welche ihre Arme emporhoben, um zu zeigen, daß sie unbewaffnet seien, und überhaupt durch ihre Geberden freundliche Gesinnungen zu zeigen sich bemühten. Als wir ans Land stiegen, waren sie uns beim Umher-

suchen nach Trinkwasser und Nahrungsmitteln behilflich; wir waren aber durch Hunger und Anstrengung so ermattet, daß wir kaum kriechen konnten. Nachdem wir den Landungsplatz wieder erreicht hatten, warfen wir uns voll Verzweiflung zur Erde, denn aus dem ganzen Benehmen der Wilden, welche grinsend und teuflisch lachend umherstanden, war deutlich wahrzunehmen, daß sie mörderische Absichten im Schilde führten. Der erste Steuermann sprach ein Wort der Ermahnung, uns in unser Schicksal zu ergeben, und las mit Inbrunst einige Gebete aus einem mitgebrachten Gebetbuche vor, worauf wir uns Alle der Barmherzigkeit Gottes übergaben und erschöpft, wie wir waren, einschliefen. Bald aber wurde ich durch großen Lärm aufgeschreckt und sah, wie die Wilden meinen Gefährten mit Keulen die Schädel zerschmetterten."

Wie durch ein Wunder entging der Junge mit einem seiner Gefährten dem gleichen Schicksal, indem sich die Wuth der Wilden plötzlich wandte. In einiger Entfernung sah er sie dann mit gräßlichem Geheul um ein Feuer tanzen, vor dem die Köpfe der Erschlagenen in einer Reihe aufgestellt waren; die Rümpfe schwammen am Gestade, wo sie durch die Strömung der Ebbe bald fortgeschwemmt wurden. Am folgenden Tage sammelten die Wilden alle Köpfe und segelten nach einer andern Insel, auf der sich ihre Weiber befanden. Die beiden Geretteten wurden mitgeschleppt und fanden dort zwei Knaben von den Passagieren und den Schiffshund. Der ältere derselben erzählte ihnen, alle auf ihrem Floße befindlichen Personen seien bei ihrer Landung ermordet worden, bis auf ihn und seinen kleinen Bruder. Bald gewahrten sie auch die Köpfe der Gemorde-

ten an einen Strick gereiht und an einem Pfahl neben den Hütten der Weiber aufgehängt. Die Wilden tanzten jeden Morgen und Abend darum herum mit gräulichem Geschrei und wüthenden Geberden. Nach zweimonatlichem Verweilen verließen sie die Insel in zwei Abtheilungen, wobei die Geretteten getrennt wurden. Unser Schiffsjunge und das jüngere Knäblein wurden von einem mitleidigen Manne gegen Pisangfrüchte eingetauscht und von ihm und seinem Weibe auf's freundlichste behandelt, bis sie nach zwei Jahren von einem englischen Schiff entdeckt und nach Sidney gebracht wurden. Dorthin sandte dieser auch die Schädel der Erschlagenen, die er nicht ohne Mühe auf einer andern Insel erhielt. Von dem zweiten Schiffsjungen hat man keine sichere Kunde; der ältere der beiden Knaben wurde, wie man später in Erfahrung brachte, ein Opfer der Mordlust oder gar des Kannibalismus der Wilden.

Da kann es uns nicht wundern, wenn die heidnischen Hauptstädte auf den Fidschi-Inseln den wesleyanischen Missionaren als wahre Vorhöfe der Hölle erschienen. „Der Zustand der Inseln ist über alle Beschreibung schauerlich," schrieb Waterhouse. „Kriege, Todtschläge und Verheerungen sind Dinge, von denen man täglich reden hört. Wir müssen die erschütterndsten Auftritte mit ansehen. Wir sind unter Kannibalen gesessen, während sie Menschenfleisch rösteten; wir haben gesehen, wie man einen Mann für den geheizten Ofen zurüstete. Vor unsern Augen wurden einige Leute lebendig gebraten, andere grausam gequält, ihnen die Arme abgeschnitten und gefressen. Wittwen wurden erdrosselt und Grausamkeiten der empörendsten Art verübt."

Auch hier offenbarte sich die Macht des Evangeliums, aus Löwen Lämmer zu machen. Der Eindruck, den das Wort Gottes hervorbrachte, war überall ein zwiefacher. Waren die Einen geneigt, es anzunehmen, so wurden die Andern böse und feindeten die Missionare und ihre Bekehrten auf's Bitterste an. Je zahlreicher die Christen, desto wüthender wurden die Feinde. Oefters rückten diese in förmlichen Kriegszügen vor, und ängstliche Flucht der Bekehrten von einem Ort zum andern war nichts Seltenes. Auch an Zerstörung von Kapellen, Schulen, Missionsgebäuden fehlte es nicht. Unter haarsträubenden Greueln ging es indeß wunderbar vorwärts; aus stolzen Kriegern wurden demüthige Jünger Jesu, aus wilden Kannibalen begnadigte Friedenskinder und reichgesegnete Prediger der Gerechtigkeit. Da und dort traten allgemeinere Erweckungen ein, und die Erweckten bewährten sich unter allerlei Trübsal und Anfechtung.

Von so vielen Gefahren auch die wesleyanischen Missionare seit dem Beginn ihrer Thätigkeit bedroht waren, fand doch keiner den Tod von der Hand eines der Wilden, in deren Mitte sie lebten, bis man das Heidenthum und die damit verknüpften Greuel nahezu abgethan glaubte. Um so erschütternder war darum die Trauerpost, die 1867 aus der Hauptinsel Witi Lewu eintraf. Es war dort in den letzten Jahren von der Küste aus das Evangelium zu mehreren der im Innern wohnenden Stämmen vorgedrungen. Tausende hatten der alten, väterlichen Weise entsagt, mehrere Häuptlinge ausdrücklich um christliche Lehrer gebeten, und andre wenigstens sie bereitwillig aufgenommen, wenn die Missionare sie ungebeten sandten. In einem Stamme

predigte der eingeborne Lehrer am ersten Sonntag vor 7 Leuten, am zweiten vor 70, und am dritten entschlossen sich 637 Seelen, ihre Götter aufzugeben, die kleinen Tempel zu zerstören und die größeren den Lehrern zur Wohnung einzurichten. Bekehrung kann man nun freilich das nicht heißen, denn es ist weder eine tiefe Sündenerkenntniß da, noch ein rechter Einblick in das Heil Gottes. Die Leute sehen nur ein, daß im Ganzen der neue Weg besser wäre, als der alte, und wenn da ein Großer den Anfang macht, thut das ganze Dorf mit. Erfreulich ist es aber darum doch, wenn auf diese Weise ganze Dörfer und Stämme mit einem Schritt aus den Greueln des Heidenthums heraustreten.

Um die kürzlich erst zum Christenthum übergetretenen Stämme zu besuchen und auch den noch übrigen heidnischen Stämmen das Evangelium zu bringen, brach am 13. Juli 1867 Miss. Baker mit zwei Katechisten und sechs seiner Zöglinge in's Innere auf. Am 20. Juli kam die Gesellschaft in der Hauptstadt des noch heidnischen Nawose-Stammes an. Dort nahm der Häuptling sie gleich in verdächtiger Weise auf, und als sie Morgens einer hinter dem andern durch den Wald weiter zogen, schlug einer der begleitenden Heiden mit seinem Streitkolben Baker zu Boden. Da beugte der Katechist Sadrach Seileki sich über die Leiche seines weißen Bruders her, um sie zu küssen, und sagte kurz: „Wir wollen zusammen sterben.“ In dieser Stellung wurde auch er erschlagen. Ebenso fielen noch sechs andere junge Christen; nur Zweien gelang es, sich im Busch zu verbergen und auf Umwegen das Gebiet christlicher Stämme zu erreichen.

Im Jahr 1878 zählte man in Fidschi 130,000 Namenchristen, ungefähr zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung. Der Schüler in sämmtlichen Dorfschulen waren es 50,000, mit etwa 2,000 Lehrern, von denen jedoch nur ein Zehntheil gehörigen Vorbereitungsunterricht empfangen hatte. Man mußte lange zu Lehrern verwenden, wer sich nur irgend dazu brauchen ließ. Jetzt aber sucht man so viele Lehrer heranzubilden, daß die Schulen allerwärts sich auf einen höheren — dem europäischen vergleichbaren — Grad von Tüchtigkeit erheben lassen.

Das Seminar, in welchem die eingebornen Lehrer und Prediger ihre Bildung empfangen, befand sich bis zum Jahr 1873 auf der Insel Kandawu. Jetzt hat man gefunden, daß es mehr in der Mitte der Inseln stehen und Raum haben müsse, sich auszubreiten; daher wurden in Nawaloa auf Witi Lewu die hierfür nöthigen Gebäude hergestellt und eingerichtet. Am 19. März 1873 waren etwa 4,000 Häuptlinge und Unterthanen des Königs Thakombaus zur feierlichen Eröffnung des neuen Seminars versammelt. Der König hielt dabei nach Gesang und Gebet selbst eine Rede, worin er seine hohe Freude über diese Anstalt aussprach, die nicht nur dem nahen Mbau, sondern ganz Fidschi segenbringend sei; die Missionare mögen ja mit der Zeit diese Inseln verlassen, aber das Seminar können sie nicht mitnehmen, das bleibe und solle den kommenden Geschlechtern eine Lebensquelle werden.

Wenn von der Mission in Melanesien die Rede ist, darf der Missionsbischof Pätteson nicht vergessen werden. Aus guter Familie stammend und im Besitze eines bedeutenden Vermögens, hatte er auf englischen Universitäten studirt

und wurde von dem berühmten Neuseeland Missionar Selwyn zum Missionsdienst bestimmt, dem er auch mit ungewöhnlichem Eifer folgte.

Demüthig, beinahe zagend ging Patteson nach seiner Ordination zum Bischof ans Werk. Selwyn hatte sich jedoch nicht in ihm getäuscht. Belauschen wir ihn im Schooner! Es stürmt gewaltig; dann ergreift er das Steuerruder, umringt von seinen bewundernden Schülern, oder steigt er auf den Vormast, um ein Korallenriff noch zeitig genug zu entdecken; oder untersucht er, im Boot vorausgefahren, eine Lücke in der mächtigen Brandung, durch welche allein er sich dem Ufer nähern kann.

Sieh, wie er auf den Inseln landet; schwimmend, watend, auf Menschenschultern, je nach Bedürfniß, und immer mit Gaben beladen. Er nimmt keine Waffe mit, als Freundlichkeit und Gottvertrauen. Wilde umringen ihn und spannen den Bogen; da kann er heiter sagen: nur geschossen! 's macht nichts! und entwaffnet sie durch seine immer gleiche Ruhe. Jetzt stürzt ein bemalter Krieger mit geschwungener Keule auf ihn los; dem hält er einige glitzernde Angeln und Fischhaken vor die Nase, als habe er sie wie auf Bestellung für ihn mitgebracht. Die Augen der im Busch lauernden Waffenträger entgehen seinem Scharfblick nicht; aber nun weiß er ein Kind durch süße Gaben an sich zu fesseln, entlockt ihm die ersten Klänge seiner Muttersprache, die er gleich aufschreibt, und wandelt harmlos scherzend an der Gefahr vorbei.

Und nun schau' auch noch, wie er in Kohimarama, wohin seiner geschützteren Lage wegen 1859 die Anstalt verlegt wurde, unter seinen 50 Zöglingen sitzt. In 13 Dia-

lekten sanft und kreischt es um ihn her; mit einem Ermunterungswort für jeden und mit demselben Eifer, als ob es sich um die Lösung eines tiefen, mathematischen Problems handelte, lehrt er sie das A B C; er weiht sie in die Künste des Schaufelns und Hackens ein, unterrichtet sie im Typensetzen und Drucken, oder macht er mit ihnen Spiele und Leibesübungen, als triebe er sich noch als munterer Student mit seinen englischen Freunden herum, ehe er in der Missionskapelle den vielsprachigen Abendgottesdienst hält.

England hat er nie wieder besucht, ans Heirathen nie gedacht; all sein Privateinkommen warf er in die Missionskasse, während er von keiner Gesellschaft je einen Gehalt bezog. Im Jahr 1863 mußte er während einer schrecklichen Ruhrkrankheit fast alle seine Schüler pflegen und bedienen. Tag und Nacht wachte er an den Betten, wusch und reinigte die Kranken, bereitete erweichende Umschläge, mischte Arzneien. Nur sechs von den Kranken starben; doch nach wenigen Monaten kehrte die Seuche zurück und raffte andre sechs dahin. „Das schmerzt," schrieb er, „doch ist es viel leichter zu tragen, als wenn wir einmal sehen müßten, wie alte, gläubig gewordene Schüler abfallen, oder junge, eben erwarmte, wieder erkalten."

Fünfundzwanzig Sprachen hat er in 15 Jahren seinen Knaben abgefragt und mehr oder weniger abgelernt; 80 verschiedene Inseln hat er nach und nach besucht, 160 Melanesier speisten zuletzt mit ihm in seinem großen Anstaltssaal, während bereits ein ordinirter Prediger aus ihnen, Georg S a r a w i a, mit etlichen andern Paaren nach seiner Heimathinsel M o t a in der Banksgruppe zurückgekehrt und auf ihr fest angesiedelt war.

Schon seit einigen Jahren sah indeß Patteson seine Aufgabe bedeutend erschwert durch das Treiben der Sklavenschiffe, die den in Polynesien begonnenen Menschenraub nun auch auf Melanesien ausdehnten. Auch hier lockte irgend ein Kapitän Eingeborne auf sein Schiff, zeigte ihnen das Innere desselben und klappte die Luken zu; die Gefangenen führte er nach Fidschi oder Queensland und erhielt 12—15 Pf. Sterling für den Kopf. Oder etliche Insulaner wünschten, wie früher oft von Walfischfängern geschah, auf ein nahes Eiland übergesetzt zu werden. Der Kapitän zeigte sich bereit, gegen Ablieferung von Lebensmitteln ihnen den Wunsch zu erfüllen, nahm Yams und Menschen an Bord und — fuhr in's Weite. Noch ganz Anderes aber geschah. Die Weißen landeten, nahmen Weiber und Kinder weg, tödteten wer sich widersetzte, und verbrannten die Dörfer. Oder sie warfen mit Schlingen und Harpunen die Kanoes um, welche sich um das wunderbare Schiff herdrängten, und fischten die Schwimmenden nach einander auf, um sie gebunden in den Schiffsraum zu legen.

Dringend machte Patteson die englische Regierung auf diese Mißstände aufmerksam. „Mit zwei wachsamen Kreuzern vor Fidschi und Queensland," glaubte er versprechen zu können, „wäre dem steigenden Unwesen, welches alle Schifffahrt in diesen Seen mit der Rache der schwer gereizten Insulaner bedroht, gar bald gesteuert." Er selbst aber mußte erst als ein Opfer für die von andern Weißen verübten Greuelthaten fallen, ehe sein Mahnruf rechte Beachtung fand.

Auf seiner letzten Fahrt traf Patteson die Insel in großer

Aufregung über die theils durch „Arbeiter-Anwerbung", theils durch schnöden Menschenraub herbeigeführte Entvölkerung. „Wo wir früher mit Hunderten zu thun hatten," schrieb er, „finden wir jetzt nur noch Dutzende." Miss. Brooke, Pattesons Begleiter auf dieser Reise, bekam namentlich auf verschiedenen Inseln der Salomonsgruppe mancherlei von den Menschenräubern verübte Greuelgeschichten zu hören. Von Florida hatte ein solches „Fang-Fang-Schiff" kürzlich 50 Leute weggenommen. Ein Entronnener, der mit Lebensgefahr wieder auf die Insel zurückschwamm, erzählte, man habe auch des Bischofs Namen benützt, sie auf's Schiff zu locken und dort kirre zu machen, und die Eingebornen selbst fragten Brooke begierig, ob die Menschendiebe wirklich Freunde des Bischofs und der Missionare seien? Später hieß es, ein „Mord-Mord-Schiff" habe auf der Westseite der Insel geankert, wobei neun Eingeborne erschlagen wurden über dem Versuch, sich ihrer Person zu bemächtigen. „Wie kommt es doch, daß zuerst der Bisopi kam, und nun diese Schlächter?" fragte man jetzt, und die empörten Angehörigen der Ermordeten schworen, am ersten Schiffe, das ihnen in den Weg komme, Rache zu nehmen. Wie schwer ward es Brooke, auf die Frage der Geängsteten zu antworten: „Haben diese Leute die neue Religion angenommen oder nicht?"

Auf der Insel Christoval hörte Miss. Atkin, daß ein sogenanntes „Arbeiterschiff" sich nach der St. Cruz-Gruppe auf den Weg gemacht habe. Auf allen andern Inseln war es gelungen, Knaben und Jünglinge für seine Anstalt zu gewinnen, nur auf dem St. Cruz-Archipel waren ein Jahr um's andere seine Bemühungen erfolglos geblieben. Trotz

all dem aber glaubte Patteson nicht, daß seine Absichten dort mißdeutet oder mehr als sonst beargwohnt werden könnten.

Getrost segelte er am 20. Sept. 1871 auf Nukapu, eine der kleineren Inseln der Gruppe zu. Auffallender Weise ruderten keine eingebornen Kähne dem anfahrenden Schiff entgegen, doch legte man darauf kein weiteres Gewicht, — des ungewöhnlichen Winds wegen mochten die Eingebornen die Bewegungen des Schiffes mißverstehen, und da innerhalb des Korallenriffs vier Kähne sichtbar waren, ruderte Patteson mit Miss. Atkin und drei seiner melanesischen Gefährten, Stephan, Jakob und Johann, im Schiffsboot dorthin. Da gerade Ebbe war, konnte er in diesem nicht über das Riff kommen. Er bestieg also den Kahn zweier ihm von früher bekannten Häuptlinge und fuhr in diesem an's Ufer, während seine Begleiter im Schiffsboot seiner Rückkehr warteten.

Etwa drei Viertelstunden, nachdem der Bischof die Insel betreten hatte, ergoß sich aus den Kähnen der Eingebornen plötzlich ein Hagel von Pfeilen in das Schiffsboot. Mit zwei von seinen Begleitern schwer getroffen, kehrte Atkin zum Schiff zurück, um mit der dort geholten Verstärkung dem Bischof zu Hilfe zu eilen. In's Boot stiegen mit ihm der Steuermann und etliche Jünglinge, während Brooke die Pfeile aus den Leibern der beiden Verwundeten zog.

Die jetzt eingetretene Fluth trug das Boot über das Riff, aber von allen Kähnen der Eingebornen trieb nur noch ein einziger, unbemannter daher. In der Mitte desselben schien etwas wie ein Bündel zu liegen. Das Boot suchte diesen Kahn zu erreichen. Es gelang, und bald war in der

sorgfältigen Umhüllung von einheimischen Matten die Leiche des Bischofs entdeckt, während ein Triumphgeschrei vom Gestade herüberdrang. Ein Palmzweig, an dem fünf Knoten befestigt waren, lag auf seiner Brust. Die fünf Knoten bedeuteten wohl, daß sein Leben als Sühne fünf weggeschleppter oder ermordeter Insulaner genommen worden sei; was die Nukapuer mit dem Palmzweig sagen wollten, wissen wir nicht; dem christlichen Gefühl ist er jedenfalls ein liebliches Sinnbild der Seligkeit des Ueberwinders. Die rechte Seite des Hinterkopfs war völlig zerschmettert, der Schädel oben gespalten; Pfeilwunden bedeckten den Leib. Aber das friedliche Antlitz mit geschlossenen Augen schien zu lächeln, als habe der Märtyrer noch Zeit gehabt, für seine Mörder zu beten. Am nächsten Tage wurde die Leiche in die Tiefe versenkt. In seinem Testament hat der Verblichene sein ganzes Vermögen (etwa 260,000 M.) der melanesischen Mission vermacht. Nach heißen Todeskämpfen folgte dem edlen Patteson am 27. Sept. auch Atkin, und am 28. Stephan nach; Beide wurden zur See bestattet. Sein Werk ist jedoch nicht mit ihm gestorben. Andere sind in seine Bahn getreten und das Wort nimmt seinen siegreichen Lauf.



4. Neuseeland.

Fast in der Mitte zwischen der Südspitze Afrika's und dem Cap Horn und eben so weit von der Behrings-Straße entfernt, welche die Brücke zwischen der alten und

neuen Welt bildet, liegen die herrlichen Inseln von Neuseeland, das künftige Großbritanien der Südsee.

Neuseeland besteht aus zwei großen Inseln und einer kleinen, deren Gesammtfläche nahezu der Großbritaniens gleichkommt. Die Cooksstraße, entstanden durch eine Senkung oder den Einsturz eines Vulkans, wodurch die Nord- und Südinsel getrennt wurde, hat eine Breite von 2 — 3 Meilen. Eine große Gebirgskette zieht von der Nordinsel, durch die Cooksstraße unterbrochen, bis zum Südcap durch die beiden Hauptinseln und endet jenseits der Foveaux-Straße in den bewaldeten Bergen der Stewartinsel. Ihre mannigfaltigste und großartigste Entwicklung erreicht sie auf der Südinsel, wo der majestätische Mount Cook sich zu einer Höhe von 13—14,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Gewaltige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsschluchten von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, noch selten von menschlichem Fuße betretenen Gebirgslandschaft, deren Großartigkeit kaum ihres Gleichen hat.

Gegen Westen fällt dieses Alpengebirge steil ab, an manchen Punkten mit drei bis viertausend Fuß hohen senkrechten Felswänden. Kein Hafen bietet dem Seefahrer Schutz an der stürmischen Wetterseite der Insel, an der furchtbar brandenden Felsenküste. Nur an den beiden Endpunkten der Südinsel liegen vortreffliche Hafenbuchten.

Ganz anders gegen Osten, wo eine lange Reihe von drei bis sechstausend Fuß hohen Kegelbergen den Fuß des Gebirges begleitet, und weiterhin sich ein zweiter, etwas niedrigerer Zug vulkanischer Berge erhebt, an den sich ausge-

dehnte, sanft gegen das Meer abdachende Ebenen, anlehnen, während seine äußersten Ausläufer als Halbinseln hervortreten und in ihren tiefen, gegen das Meer offenen Schluchten die einzigen Hafenbuchten an der Ostseite der Südinsel bilden.

Manche Gegenden des Landes sind mit unzähligen Sümpfen bedeckt, welche das Reisen zum Theil sehr erschweren und manchmal sogar sehr gefährlich machen. Denn einige dieser Sümpfe haben eine unergründliche Tiefe von Wasser und Schlamm, und eine Abweichung von dem betretenen Pfad, der zuweilen mit Farnkraut bestreut ist, damit man ihn um so leichter finde, könnte einen in große Noth bringen. Sie sind gewöhnlich mit Schilf und Binsen bedeckt, von welchem die Eingebornen ihre Hütten und Vorrathshäuser bauen; die Sümpfe in der Nähe ihrer Wohnungen haben daher einen großen Werth für sie. Trotz der vielen Sümpfe ist das Klima Neuseelands sehr angenehm. Kein Land der Erde kennt weniger Krankheiten, und Epidemieen kommen gar nicht vor.

Der Waldboden ist ausnehmend fett, sonst könnte die unermeßliche Vegetation, welche beständig fortgeht, nicht genug Nahrung haben. Das Laubwerk ist vom Boden bis an die höchsten Gipfel der Bäume so dicht, daß das Auge nur einige Fuß weit in die schattigen Wälder eindringen und auch ein geduldiger und erfahrener Fußgänger sich durch eine Wegstunde nicht schneller hindurch arbeiten kann, als in zwei Stunden. Die Jahreszeiten bewirken keinen merklichen Wechsel im Aussehen der Wälder; sie sind im tiefen Winter so schön, wie im hohen Sommer; so wie die Blätter auf die Erde fallen, nehmen alsbald andere ihre

Stelle ein; kaum ist ein Zweig an seinem Stamme verdorrt, so tritt ein anderer, kräftigerer an seine Statt; die schönsten und zartesten Pflanzen haben den Südwind nicht zu fürchten und welken nicht in den Sonnenstrahlen, wenn auch die Sonne noch so hoch steht. Die Wälder sind so ausgedehnt und dicht, daß kein Geräusch von außen her den Wanderer auf seiner Reise stört, und die Stille wird nur von dem Gezwitscher der Vögel und dem Rauschen des Laubes im leichten Lufthauch unterbrochen. Hier findet sich kein lauernder Tiger, um auf seine arglose Beute hervorzustürzen; kein brüllender Löwe, um das Herz des Pilgers in Schrecken zu setzen; kein wildes Thier, um in der Dunkelheit der Nacht seine Raubzüge anzutreten; und die reiche Nahrung der Berge, Thäler, Hügel, Waldungen und Ebenen von Neuseeland scheint von der Hand Gottes nur zum Gebrauch des Menschen oder für zweifüßige Thiere bestimmt zu sein. Die Inseln besitzen nämlich eine sehr eigenthümliche Vogelwelt, worunter mehrere flügellose Arten, wie der kleine Kiwi (apteryx) und der ausgestorbene riesige Moa.

An einheimischen Säugethieren hatte Neuseeland nur Hunde, Ratten, Fledermäuse und eine Fischotterart. Ist die aus Europa eingeschleppte Ratte, welche die einheimische eßbare Art vertilgte, zur Plage geworden, so war dagegen bei dem Mangel an eßbaren Thieren die Einführung des Schweins, das sich seit Cooks Zeiten so unglaublich vermehrt hat, daß man in unbewohnten Thälern verwilderte Schweine in ungeheurer Menge beisammen findet, eine große Wohlthat für die Neuseeländer.

Die Bewohner der Insel, die Mu a r i s, gehören zu der

großen Völkergruppe der Polynesier, die sich durch ihren schönen, regelmäßigen Körperbau und hellbraune Hautfarbe, sowie durch Unternehmungsgeist und Bildungsfähigkeit vortheilhaft von den dunkeln Papuas Melanesiens unterscheiden. Seit Tasman 1642 die Insel zuerst besuchte, haben sich ihre Bewohner durch ihr kriegerisches Wesen und die Lust zum Morden bei den Seefahrern einen bösen Namen erworben. Denn obgleich es in Neuseeland nie wilde Thiere gab, war es doch in der That ein wildes Land. Wie die vom Winde gerollten Meereswogen waren die Bewohner seiner Volksstämme immer in Unruhe, und der Krieg in seiner grausamsten Gestalt herrschte überall. Da war keine Sicherheit für Eigenthum oder Menschenleben.

Die Religion der Neuseeländer war aus den widerwärtigsten und abgeschmacktesten Ceremonien zusammengesetzt. Götzenbilder fand man bei ihnen zwar keine, aber ihr Aberglaube war außerordentlich groß. Sie glaubten an die Existenz eines höchsten Wesens oder an den „unsterblichen Schatten", welchen sie „Atua" nannten. Viel richtigere Vorstellungen hatten sie aber von dem bösen Geist Wiro, dem Fürsten der Finsterniß. Sie sagten, er sei ein Lügner und ein Vater der Lügen, verführe die Menschen zum Ehebruch und zur Unzucht, zu Mord und Menschenfresserei, zu Diebstahl, Zauberei, Selbstmord und allen Lastern; ja es gebe keine Sünde, die er nicht dem Menschen eingebe. Er lache, wenn die Menschen weinen; er freue sich, wenn sie betrübt seien und tanze, wenn sie sich zum Krieg rüsten.

Es ist schon bedenklich, daß die Neuseeländer mit dem bösen Geist um so viel besser bekannt waren, als mit dem

guten; und noch ein schlimmeres Zeichen ist es, daß sie bei alle dem keinen Augenblick zauderten, alles das Böse zu thun, das sie doch selbst als ein Werk des bösen Geistes anerkannten. Für Gesetz und Hoffnung fand sich in der Sprache der Neuseeländer nicht einmal ein Wort. So dürfen wir uns also nicht wundern, wenn Stolz, Unwissenheit, Grausamkeit und Wollust ihre hauptsächlichsten Eigenschaften waren. Ihre Naturtriebe waren sehr stark; sie ruhten nicht, bis sie eine Beleidigung gerächt hatten; auf der andern Seite fand man aber bei ihnen, wie bei andern wilden Nationen, auch den Trieb der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten in hohem Grade.

Neuseeland war schon im Jahr 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt worden, und es waren nachher noch viele andere europäische Schiffe hingekommen, aber von mehreren wurde die Mannschaft umgebracht und aufgefressen, und Alle brachten eine gleich traurige Schilderung der Eingebornen mit, so daß am Ende sich Jedermann fürchtete, auf der Insel zu landen. Heißhungrig sahen die Maori's auf jedes vorübersegelnde Fahrzeug. Da lernte der im Jahr 1794 zum Kaplan der Strafkolonie in Neu-Südwales ernannte Samuel Marsden einige neuseeländische Häuptlinge kennen, die durch den Gouverneur King veranlaßt worden waren, sich für einige Zeit daselbst anzusiedeln, um die Sträflinge in der Flachsbereitung zu unterrichten. Marsden war von dem verständigen und edlen Benehmen der beiden Neuseeländer so überrascht, daß er sich von da an vornahm, sein Möglichstes zu thun, damit diese ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten nach edelste, ihren Sitten nach aber rauheste und blutgierigste

aller wilden Nationen aus ihrer Versunkenheit emporgehoben würde. Aber er war damals noch mit vielen andern frommen Männern der irrigen Ansicht, die Leute müßten erst civilisirt werden, ehe sie Christen werden könnten. So bestand denn der Anfang der Mission darin, daß man eine Anzahl frommer Handwerker aussandte, die sich unter den Eingebornen niederlassen und sie in den wichtigsten Kenntnissen und Handgriffen des civilisirten Lebens unterrichten sollten. Nachdem sie die Maorisprache erlernt hätten, sollten sie dann ihre übrige Zeit auf die religiöse Belehrung der Eingebornen verwenden.

Als die Gesellschaft, die am 25. August 1809 England verlassen hatte, voll glänzender Hoffnungen nach Port Jackson kam, wurde sie dort mit der Nachricht empfangen, daß vor Kurzem wieder die Mannschaft eines englischen Schiffes grausam ermordet und von den neuseeländischen Kannibalen aufgefressen worden sei. Freilich hatten sich vorher die Matrosen anderer englischer Schiffe viele Ungerechtigkeiten gegen die Maoris zu Schulden kommen lassen, deren letzte Greuelthat jetzt verschiedene Wallfischfahrer zu rächen suchten. Dabei mußten die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, und in Folge dieser beklagenswerthen Vorgänge waren die Eingebornen in einem solchen Zustand der Erbitterung, daß die Ausführung des wohlwollenden Vorhabens nothwendig verschoben werden mußte.

Im Jahre 1813 schien es endlich möglich, die Mission in Neuseeland zu beginnen. Nachdem Marsden noch manche Kämpfe bestanden hatte, schiffte er sich im November 1814 mit einer Gesellschaft von 34 Personen, worunter auch einige neuseeländische Häuptlinge, auf einer kleinen Brigg

ein, die er auf sein eigenes Risiko angekauft hatte. Er fand eine herzliche, freundliche Aufnahme. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er zwischen den Bewohnern der Inselbai und den Whangaroastämmen, die sich in blutigem Kampf aufrieben, eine freundliche Uebereinkunft zu stiften suchte. Trotz der dringenden Vorstellungen seines treuen Freundes, des Häuptlings Ruatara, faßte er den muthigen Entschluß, sich zu den heranziehenden Feinden zu begeben. Ruatara schickte sich an, die Gefahr mit ihm zu theilen, und schritt unerschrocken voran, um den Whangaroahäuptlingen auseinander zu setzen, daß einige weiße Männer eine Verhandlung mit ihnen eröffnen möchten. Nach ein paar Augenblicken banger Erwartung und inbrünstigen Flehens zum Herrn trat aus dem Haufen der Whangaroakrieger eine Frau hervor, die eine rothe Matte um ihren Kopf schwang und herüber rief: Naromai! Naromai! (kommt hierher!) Das war ein Sinnbild friedlicher Absichten, und die Fremdlinge traten hinzu. Die Besprechung begann, und als die Nacht einfiel, wurde angeordnet, daß Marsden an der Seite eines der wildesten Häuptlinge schlafen sollte. Er hatte sein Vertrauen auf den lebendigen Gott gesetzt und wurde damit nicht zu Schanden. Am folgenden Morgen wurde der Versuch der Friedensstiftung zu Ende gebracht. Mehrere von den Häuptlingen begleiteten Marsden auf sein Schiff, wo sie nach einem reichlichen Frühstück einen Bruderbund mit ihren früheren Feinden schlossen, und sich verbindlich machten, nichts zu thun, was den Missionskolonisten zuwider wäre. Am folgenden Tage wurde an der Inselbai ein Platz für die Missionsniederlassung ausgesucht. Durch das Zeugniß

derjenigen Häuptlinge, welche Marsdens Gastfreundschaft in Port Jackson genossen hatten, war sein Name bereits hinlänglich bekannt, und das Volk schaarte sich um ihn her mit den wärmsten Aeußerungen achtungsvoller Zuneigung. Von dieser Zeit an zog Marsden immer und immer wieder nach Neuseeland und führte der Mission neue Arbeiter zu.

Im Jahre 1823, als er seinen vierten Besuch machte, während zugleich methodistische Missionare sich in Whangaroa selbst niederließen, wurde bereits die dritte Missionsstation Paihia angelegt, gleichfalls an der Inselbai. Die Missionare wohnten im ersten Jahre unter einem Hause von Baumzweigen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war die Hütte von zügellosen Leuten umlagert, welche der Reiz der Neuigkeiten, die sie hier sahen, herbeigelockt hatte, und die sich durch keinen Zaun abhalten ließen, nach Belieben in die Hütte hinein zu gehen oder ihren Kopf durch den Laden hinein zu strecken. Einige Knaben und Mädchen ließen sich bei den Missionaren nieder; aber es geschah häufig, daß sie in den Busch gelaufen waren, wenn man ihrer bedurfte, oder daß sie in der Nacht mit Kleidungsstücken, Kochgeschirren und dergl. davon sprangen.

Ueberhaupt hatten die Missionare mit Mühseligkeiten und Gefahren aller Art zu kämpfen. Einer der wildesten Häuptlinge wollte einmal, vielleicht um sich einen guten Braten zu verschaffen, einen seiner Sklaven umbringen. Miss. King, ein gar kleiner, schwächlich aussehender Mann, that sein Möglichstes, ihn daran zu verhindern. Allein Tareha ließ sich in seiner blutdürstigen Absicht nicht stören, und als ihm der gute Missionar zu viele Umstände machte, nahm er ihn plötzlich unter den Arm, trug ihn ganz ruhig

fort, und setzte ihn im Missionshaus nieder. Noch viele andere Geschichten werden von der Furcht erzählt, welche dieses wilde Ungeheuer in den ersten Jahren der neuseeländischen Mission den Sendboten einflößte. Aber der Herr bewahrte seine Diener vor diesem schrecklichen Menschen, so daß ihnen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt wurde. Im Jahre 1725 durften sie als die Erstlingsfrucht ihrer Arbeit einen alten Häuptling taufen, der den Namen Christian Rangi erhielt.

Der 3. Januar 1835 war der denkwürdige Tag in der Geschichte Neuseelands, an dem die erste Buchdruckerpresse an's Land gebracht wurde. Sie war für Paihia bestimmt; aber gleich auf dem Sand mußte der Buchdrucker Alles auseinander legen, um es den Eingebornen zu zeigen, die ganz außer sich vor Entzücken waren und von allen Seiten her die Hände nach ihm ausstreckten. Sie tanzten, schrieen, warfen sich im Wasser herum und ließen den wildesten Ergüssen der Freude ihren Lauf. Ueber die ganze Insel herrschte eine mächtige Bewegung der Gemüther, und Häuptlinge von entfernten Stämmen kamen herbei, um Lehrer und Bücher zu holen. — Von der Mühe, die sich's Manche unter ihnen kosten ließen, in den Besitz dieser Schätze zu kommen, zeugt folgende Geschichte, die uns Missionar Brown erzählt. Er erhielt auf einer Missionsreise den Besuch eines alten Häuptlings Namens Karoro, den er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der alte Mann erinnerte ihn an das letzte Gespräch über das Christenthum, das er mit ihm gehabt, und erklärte, erst seit Kurzem sei er überzeugt, daß der Diener Christi Recht gehabt habe. „Ich selbst,“ sagte er, „habe meine beiden

Söhne von dem Eintritt in die christliche Kirche abgehalten; aber jetzt möchte ich gerne für sie und mich drei Testamente haben." Um seine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, sagte der Missionar zu ihm: „Wenn du mit mir in mein Haus in Tauranga gehen willst (ein Weg von 130 Meilen hin und her), so sollst du sie haben." Karoro willigte ohne Weiteres ein. „Es war ein trüber, nasser Morgen, an dem ich mich auf den Heimweg machte," fährt Brown fort, „aber mein alter Freund Karoro stellte sich dennoch zu meiner großen Verwunderung ein; seine Kleidung bestand aus einer rohen Matte, die um die Lenden mit einem ledernen Gürtel festgebunden war; in der Hand trug er einen langen Speer. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Sturm heftiger wurde. Der alte Häuptling, um dessen unbedecktes Haupt die schönen grauen Locken im Winde flatterten, wandte sich zu mir und sagte: „Als ich noch Priester war, habe ich oft dem Wind und Regen die Stirn geboten." Er lief den ganzen Tag mit merkwürdiger Rüstigkeit neben mir her, eine Strecke von 22 Meilen, und meinte, als sich Jemand darüber wunderte: „Das Herz ist's, was Kraft gibt."

Schon im Jahr 1822 hatte sich die Missionsgesellschaft der Wesleyaner in England angetrieben gefühlt, an dem wichtigen Werke der Erleuchtung und Bildung Neuseelands Theil zu nehmen, und ihre Sendboten arbeiteten nun in der herzlichsten Eintracht mit denen der kirchlichen Missionsgesellschaft unter den Eingebornen. Da und dort begann es zu tagen in dem einst so finstern Land, und die Missionare durften manche liebliche Frucht ihrer Arbeit sehen. Manchmal gelang es ihnen, wenn ein Vernichtungskampf zwischen

zwei feindlichen Stämmen drohte, denselben ganz zu verhüten oder doch wenigstens dem Blutvergießen ein früheres Ende zu machen.

Neuseeland ist durch den Dienst dreier protestantischer Missionen, nämlich der kirchlichen Gesellschaft und der Methodisten auf der Nordinsel und der Norddeutschen Missionsgesellschaft (besonders auf der Süd-Stewartsinsel), innerhalb eines Menschenalters ein christliches Land geworden. Doch wird die Freude über diesen großen Sieg des Evangeliums durch Manches getrübt. Einmal gehört hieher das Eindringen katholischer Missionare (seit 1838). Zwar klagt einer von ihnen: „wir sind zu spät gekommen,“ er meint nämlich: nach der Bibel! Auch ist von den Jesuiten nicht viel zu befürchten, weil die englische Regierung diese Inseln vor den sonst in der Südsee üblichen Gewaltstreichen der Franzosen schützt, und die Eingebornen von ihren ersten Berührungen mit französischen Seefahrern her einen heftigen Widerwillen gegen diese „Wiwis“* haben. Immerhin aber haben die Katholiken einen Viertheil des Maoris für sich gewonnen, und scheinen sich neuerdings mit dem Rest des Heidenthums in der Weise verbunden zu haben, daß sie dem Nationalstolz der Maoris möglichst schmeicheln. Auch klagen die Insulaner selbst zuweilen: warum habt ihr uns mehr als Ein Christenthum gebracht?

Dann wurden die Maoris in viele Schwierigkeiten verwickelt, seit sich im Jahre 1837 in England eine Gesellschaft bildete, um jenes fruchtbare Land zu kolonisiren, worauf bald die britische Besitznahme folgte. Darüber befiel die

* So heißen sie die Maori wegen ihres oui.

Missionare ein wahrer Schrecken, denn sie fürchteten die Ausrottung der Eingebornen in Folge des Einströmens der Fremden. Doch ließ sich die Sache nicht mehr abwenden, und es galt nur, die Rechte und Interessen der Maoris möglichst zu sichern. Durch das Dazwischentreten der Missionare wurde dies so weit erreicht, daß 572 Häuptlinge zu Waitangi mit der britischen Regierung 1840 einen Vertrag abschlossen, in welchem sie die Oberherrschaft über die Inseln an die Königin von England abtraten, jedoch unter der Bedingung, daß ihre bisherigen Rechte auf den Besitz des Bodens geachtet werden. Dies geschah, und der erste Gouverneur der Kolonie, Kapitän Hobson, kaufte alles Land, dessen er bedürftig war, um billige Preise. Bald aber gab es Streitigkeiten mit zudringlichen, unverständigen Ansiedlern, und es kam zu blutigen Kämpfen, zuerst im Juli 1843, da zwanzig Europäer unter den Aexten der Maoris fielen. Das englische Parlament setzte sich über den obigen Vertrag hinweg und reizte dadurch das Nationalgefühl, als dessen Vertreter sich der Häuptling Heki erhob und 1845 die englischen Truppen zurückschlug. Wäre er nicht ein Christ gewesen, so hätte damals den auf Neuseeland zerstreuten Weißen ein schneller Untergang gedroht. Aber die Missionare hatten so viel Einfluß auf die Eingebornen, daß diese ihre Vortheile nicht benützten, sondern sich mit einem billigen Vergleich begnügten.

Weiter kam im Jahre 1851 das Goldfieber von Australien herüber und entführte dem schwachbewohnten Lande einen Theil seiner Ansiedler; die aber blieben, merkten bald, wie leicht sich jetzt ihre Ernten in Gold verwandeln ließen, und wurden schnell wohlhabend. Eine neue Ver-

suchung für die Maori-Christen, und zwar eine schlimmere als irgend eine der früheren! Das Geld cirkulirte überall in Masse; und gottlose Ansiedler suchten es den schwachen Eingebornen in Branntweinschenken, die sie überall eröffneten, abzunehmen. Wenn auch einige Häuptlinge das „stinkende Wasser“ streng verboten, fielen doch Viele in Trunkenheit. Andere suchten es den Europäern in Vervielfachung ihrer Bedürfnisse gleich zu thun, und lernten sparen und — geizen. Etliche wollten schnell reich werden, und wagten sich in Unternehmungen, die ihre Kräfte überstiegen, kauften Schiffe, um ihren Waizen selbst auf den besten Markt zu führen, oder verbanden sich mit Europäern zu Handelsspekulationen. Ein weltlicher Sinn nahm überhand; die begabtesten Insulaner sahen mit Bewunderung, wie weit es die Weißen gebracht haben, und zogen dem stillen, innern Wachsthum des Geistes die äußerlichen Früchte der Civilisation vor. Europäische Unsitten und Laster wurden leichter angenommen, den Predigern dagegen weniger Aufmerksamkeit geschenkt. „Die Frauen werden eitel und stellen gern ihren Reichthum zur Schau, die Männer sind in irgend welche Liebhaberei vernarrt. Viele leiden wohl Hunger, um nur ein schönes Pferd zu kaufen; ein Wettrennen geht ihnen über Alles. Die maorischen Damen haben gleichfalls Gefallen an einem lustigen Galopp und prangen gleich ächten Engländerinnen in Amazonenkleidern.“ — Unleugbar hat nach dieser Schilderung die junge Maorikirche ihre erste Liebe verlassen.

5. Neuholland.

Also nennt man das Festland des australischen Welttheils, das übrigens auch oft mit „Australien" bezeichnet wird. Noch sind es nicht hundert Jahre, daß die Engländer den Anfang zur Kolonisation desselben machten; jetzt beläuft sich seine Bevölkerung auf mehr als 1½ Million Seelen. Der Ostküste entlang reiht sich an die älteste Provinz Neu-Südwales mit ihrer blühenden Hauptstadt Sydney, im Norden die Provinz Queensland, im Süden die von Viktoria mit der Hauptstadt Melbourne an. Westlich von Viktoria ist die Provinz Süd-Australien mit der Hauptstadt Adelaide erstanden; durch weite Länderstrecken von ihr getrennt, nimmt den äußersten Südwesten des Landes die Provinz West-Australien mit der Hauptstadt Perth ein. Durch Uebersiedlung von Thieren und Verpflanzung von Gewächsen aus andern Gegenden, sowie durch die Auffindung ergiebiger Goldfelder ist Australien nun eines der reichsten Länder der Erde geworden, wimmelnd von den schönsten Heerden großen und kleinen Viehs. Die Genüsse und Bequemlichkeiten der europäischen Heimath mit tausend Schätzen, die das Land nie zuvor gesehen, sind dort jetzt einheimisch wie bei uns.

Den armen Eingebornen kam von all diesem Aufschwung freilich wenig zu gut. Chokoladebraune bis erdschwarze Australneger, zeigten sie sich an den Küsten von fast erschreckender Gestalt mit abgemagerten Gliedern, herabhängenden Bäuchen, niedrigen Stirnen, großen, weit abstehenden Augen, breiten Mäulern, struppigen Haaren und wil-

dem Gesichtsausdruck; im Innern fand man später auch wohlgestaltete, fleißige und kräftige Stämme. Ihre geistigen Fähigkeiten taxirte man anfangs so nieder, daß man Schädel von ihnen nach Europa schickte, um sie untersuchen zu lassen, ob sich nicht ein Geschlecht von Blödsinnigen daraus erkennen lasse. Sie gehen in der Regel ganz nackt und nähren sich von den eckelhaftesten Dingen, wie Gewürme, Schlangen, Maden; doch fangen sie auch Fische und jagen Känguruh und Opossum. Der Trägheit und dem Schlaf sind sie äußerst ergeben, und dabei höchst unreinlich. Von einem andern höhern Wesen als dem bösen Geist, den sie sehr fürchten, wissen sie nichts. Die wandernden kleinen Stämme, in welche sie sich gruppiren, liegen beständig mit einander im Streit; kannibalische Bräuche herrschen bei manchen. Bei Nacht haben sie ausgelassene Tanzfeste um ein Feuer herum, ein grausiger Anblick für den Fremdling.

Man denke sich das Loos dieser Elenden, als die Europäer, und zwar zuerst deportirte Verbrecher ankamen. Es wiederholten sich die Schändlichkeiten und Barbareien, welche überall vorkommen, wo Weiße mit Wilden zusammentreffen. An den Küsten hatte man mit den Eingebornen bald aufgeräumt; sie mußten sich in's Innere flüchten. Wo sie sich hervorwagten, waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher, besonders wenn sie als begehrliche Wilde auftraten. Weil dann je und je ganze Banden von Verbrechern aus ihren Stationen ausrissen und in den Binnenwäldern ein Räuber- und Mörderleben führten, litten darunter am empfindlichsten die armen Eingebornen. Aber auch die freien Kolonisten übten namenloses Unrecht an

ihnen; sie mißbrauchten sie auf's Schändlichste und vergifteten sie durch Unzucht und Branntwein, ja mitunter auch buchstäblich durch Arsenik im Mehl.

Wohl gab es einzelne Statthalter, welche die schwarze Bevölkerung vom Untergang zu retten und zu einem geordneten Leben heranzubilden suchten, allein lange Zeit schien all das ein hoffnungsloses Beginnen. Nach jahrelanger Aufnahme und wohlwollender Behandlung von Seiten der Weißen, konnten eines Tages Alte wie Kinder mit weggeworfenen Kleidern wieder in den Busch zurückrennen und Schlangen und Würmer verzehren, selbst Solche, die in London gewesen waren und überraschende Geistesanlagen gezeigt hatten.

Fast ebenso hoffnungslos wie die Civilisationsbestrebungen schienen lange Zeit hindurch die Missionsversuche unter den schwarzen Wilden. Schon der 1793 zum Kaplan der Verbrecherkolonie in Sydney berufene Marsden, dann nach ihm Methodisten, Anglikaner, der Londoner Missionar Threlkeld, Lutheraner und Goßner'sche Brüder mühten sich Jahre lang ab, dem verkommenen Geschlecht das Evangelium zu bringen; ihre Anstrengungen scheiterten aber theils an der unbezähmbaren Wanderlust der Wilden, theils an dem verderblichen Einfluß gewissenloser Ansiedler, und so wandten sie in der Folge ihre Thätigkeit hauptsächlich den weißen Kolonisten zu. In weiße Familien aufgenommene oder in kleine Schulen gesammelte schwarze Kinder machten indessen hin und wieder die erfreulichsten Fortschritte, und endlich war es den Sendboten der Brüdergemeinde beschieden, auch an diesen Aermsten die Wundermacht des Evangeliums bewährt zu sehen. Auch

ihnen blieben tief niederschlagende Erfahrungen übrigens nicht erspart; die 1850 angelangten Brüder schifften sich 1856 sogar entmuthigt wieder nach Europa ein. Zwei Jahre darauf aber wurde die Mission wieder aufgenommen und die Brüder Spieseke und Hagenauer siedelten sich an der Wimmera, nahe der Westgrenze Viktorias an, wo sie einen warmen christlichen Freund fanden. Im Januar 1859 begaben sie sich mit zwei Schwarzen auf den Platz, auf den ihre Hütte zu stehen kommen sollte. Nachdem derselbe abgesteckt war, fielen sie auf ihre Kniee und flehten um den Segen Gottes, dann legten sie Hand an, um den ersten Baum zu ihrem Bau zu fällen. Bald kamen noch einige andre Schwarze herbei und halfen ihnen bei der Arbeit. Noch ehe der Bau fertig war, sah Hagenauer sich nach einigen Schülern um. In dem nahen Lagerplatz, wo eben jetzt eine Anzahl schwarzer Familien ihre Blätterdächer aufgeschlagen hatte, fand er drei Jünglinge am Wasser sitzend. Einer derselben, der 16jährige Bony, ließ sich willig finden, zum Unterricht zu kommen. Vor allem mußte der Junge sich gründlich waschen, dann kniete Hagenauer nieder und betete um den Beistand des Herrn, hierauf begann der Unterricht. Bony ließ sich über alle Erwartung gut an. Etliche Tage darauf standen auch die beiden andern Jünglinge horchend in einiger Entfernung. Hagenauer zeigte ihnen, wie sie sich kämmen und waschen müßten, um auch zur Schule zu kommen, und richtig! sie stellten sich am andern Morgen ein. Während Hagenauer so mit der Jugend das A B C trieb, konnte Spieseke, der schon ein wenig mit der Sprache der Eingebornen bekannt war, bereits anfangen, den Erwachsenen das Evangelium

zu verkünden. So heidnisch und unheimlich es auch in ihrem Lager aussah — die meisten Gesichter waren bemalt und selbst die Haare beschmiert, besuchten doch die Männer wenigstens die Gottesdienste und verhielten sich dabei still und andächtig. Nacht für Nacht aber gingen ihre schauerlichen Tänze um helllodernde Feuer fort, und ehe man sich's versah, fuhr der Wandergeist wieder in die unstäten Menschen, so daß sie eines schönen Morgens bis auf einen einzigen Mann sämmtlich wie weggeblasen waren. Allmählich jedoch kehrten sie zurück und Etliche bauten sich Hütten aus Baumrinde neben dem Blockhäuschen der Brüder.

Fast wie ein Traum erschien es Spieseke, als er 1860 aus dem Munde eines dieser Schwarzen die Worte vernahm: „Ich weiß nicht, wie mir ist; ich habe über meine Sünden geweint; in der letzten Nacht habe ich laut geschrieen; als ich jetzt zum Fluß ging um Wasser zu holen, dachte ich wieder und dachte und dachte, wie unser Heiland in jener Nacht in den Garten ging und da betete, bis sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde fiel — und das geschah für mich." Es war ein begabter Jüngling Pepper, der so sprach. Er hatte schon einmal die Hoffnungen der Brüder getäuscht, darum konnten sie sich zuerst nur mit Zittern freuen. Aber dennoch war es nicht Traum, sondern Wirklichkeit: der Herr hatte einem Erstling dieser Aermsten Buße gegeben zum Leben!

Peppers Landsleuten blieb nicht lange verborgen, was in ihm vorging, denn er fing bald an von dem zu reden, was sein Herz erfüllte. Die Wilden machten keine Einwendungen gegen das, was er vorbrachte, sondern sagten, es gefalle

ihnen ganz gut. Eines Abends begaben die beiden Brüder sich zu ihnen, um noch eine Versammlung zu halten, was sie in Ermanglung eines passenden Lokals im Freien zu thun pflegten. Da fanden sie zu ihrer Ueberraschung etliche 50 Eingeborne um ihren Pepper geschaart, der ihnen aus der Fülle des Herzens den Weg des Heils verkündigte. Als er seine Lehrer gewahr wurde, hielt er bescheiden inne, fuhr dann aber, von ihnen ermuntert, fort, und Spieseke machte den Schluß mit Gebet. Der 12. August 1860 war der feierliche Tag, an dem der nun fertige Betsaal durch Peppers Taufe eingeweiht wurde. Etwa 20 Weiße waren herbeigekommen, der erhebenden Feier anzuwohnen und das heilige Abendmahl mit den glücklichen Brüdern zu genießen.

Unter den Schwarzen aber begann sichs nun zu regen: es kam ein Lebensodem in die Todtengebeine, und bald konnten noch andre Glieder in die Gemeinde des Herrn aufgenommen werden. Die wunderbare Kunde erregte unter christlich gesinnten Kolonisten freudige Theilnahme; es bildete sich ein eigener Verein zur Unterstützung der Missionsstation, der die Brüder den Namen Ebenezer gaben; die Regierung gewährte ihnen ein Stück Land zur Ansiedelung ihrer Schwarzen und vorerst auch einen jährlichen Geldbeitrag zu deren Unterhalt.

Jetzt zählt die Gemeinde in Ebenezer gegen 80 Seelen, und eine neue, größere Kirche ist am 1. Januar 1875 eingeweiht worden. Viele weiße Freunde nahmen an dem schönen Feste Theil und freuten sich des Gedeihens der aufblühenden schwarzen Ansiedlung. Allgemeine Anerkennung fand dabei sowohl der Geschmack des Missionars als die

Geschicklichkeit der Eingebornen, von welche der glücklich vollendete Bau zeugte. Die größte Bewunderung aber erregten die von den Schwarzen, namentlich auch von den Kindern eingeübten Arien und Musikstücke, welche Abends vorgetragen wurden. Ein schwarzes Mädchen, das erst seit einem halben Jahre Schulunterricht genoß, spielte sehr hübsch das Harmonium. „Alles, was wir sahen und hörten," schrieb einer der Festgäste in eine Zeitung, „war ein Antrieb, Gott zu danken für das, was hier geschehen ist, und geeignet, die Theilnahme an dem Missionswerk neu zu beleben."

Auf die Bitte englischer Freunde gründete Hagenauer 1864 in Gippsland eine zweite Station Ramahyuck, und auch hier durfte er liebliche Früchte seiner Arbeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit sehen.

Die eigentliche Missionsarbeit geschieht in dreierlei Weise: Predigt des Evangeliums für die Erwachsenen, christliche Erziehung der Kinder und Gewöhnung von Jung und Alt an nützliche Beschäftigung. Dem entspricht auch die Tagesordnung auf den Stationen.

Geduldsarbeit aber bleibt der Dienst an den Eingeborenen natürlich auch auf diesen gesegneten Stationen noch immer. Die 1866 im Innern begonnene Mission mußte wegen der feindseligen Haltung der Wilden, die wiederholt das Leben der Brüder bedrohte, 1869 wieder aufgegeben werden. Und wie mancher Stamm, mag in Folge der europäischen Einwanderung von allerhand Krankheiten betroffen, dahin siechen, ehe auch nur ein ferner Klang von der Botschaft des Heils zu ihm gelangt! Doch ist es tröstlich zu wissen, daß in allen fünf Kolonien nachgerade eine

menschliche Behandlung der Wilden zur Herrschaft kommt und man hoffen darf, auch die noch zu entdeckenden Stämme im Norden und Westen werden die Zunahme christlicher Gesinnung bei den Eingewanderten zu genießen bekommen und mit dem einzigen Heilmittel für ein aussterbendes Geschlecht schneller bedacht werden.

III. Afrika.

1. Uebersichtliches.

Der dunkle Erdtheil ist dies noch heute im doppelten Sinne des Wortes, als Hauptwohnsitz der schwarzen Rasse und als das, trotz der großen Nähe von Europa und der bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten Bemühungen der bedeutendsten Reisenden und Naturforscher mit Ausnahme der Küstenstriche im Innern fast noch gänzlich unbekannte und von der Sonne des Evangeliums kaum erst angeleuchtete Land. Derselbe bot von jeher und bietet noch heute den Bestrebungen der Mission eben so große und schwierige, wie durch begründete Hoffnung auf reichen Erfolg, wie ihn bereits die bisherige Arbeit hatte, besonders lockende und lohnende Aufgaben dar. Und zwar hat sie sowohl bei den Kaukasiern der nordafrikanischen Staaten, die nur durch das Mittelmeer vom südlichen Europa getrennt, frühe schon für das Christenthum gewonnen, später aber eine Beute des Muhammedanismus geworden sind, wie den heidnischen Afrikanern äthiopischen Stammes an den übrigen Uferländern und selbst bis in das Innere hinein zu wirken versucht und noch nicht

aufgehört zu wirken. Indessen ist der Islam durch seine eigenen, die Wüstenkaravanen begleitenden Missionäre vielfach auch zu den „Söhnen Hams" selbst durchgedrungen, und hat sich bei zahlreichen muhammedanischen Negern festgesetzt, die der Ausbreitung des Evangeliums sich mit der wilden Wuth des Fanatismus entgegenstemmen. Im übrigen sind die schwarzen Stämme, insbesondere je mehr sie dem Innern angehören, den niedrigsten Formen des Heidenthums, dem Fetischdienste, ergeben und außerdem durch den entsetzlichsten Sklavenhandel auch sittlich aufs tiefste gesunken. Wir reden zuerst von den kleineren Missionsgebieten in den Ländern Muhammeds und der durch ihn ausgerotteten alten christlichen Kirche, also von

A. Nordafrika.

1. Die Berberei

umfaßt die vier westlichen Staaten Tunis, Algier, Tripolis und Fez mit Marokko, das Land der alten Karthager, die Kornkammer Roms, die blühende Stätte der altchristlichen Kirche unter Cyprian, Augustin u.s.w., seit 429 durch die Vandalen, seit 647 durch die Araber gänzlich verwüstet, so daß das Christenthum selbst dem Namen nach erlosch und der Islam zu voller Herrschaft kam, besonders bei den räuberischen Ureinwohnern, den Kabylen, den seßhaften Mauren und nomadisirenden Beduinen, während die Juden 1492 von Spanien aus einwanderten. Die Mission begann bei den Letzteren, z. B. durch die Judenmissionare Ewald (seit 1832 in Tunis), Markheim, Levi, Wolf und Ben Oliel (seit 1848 in Gibraltar), wäh-

rend in Algier seit 1838 ein französischer, in Marokko seit 1860 ein spanischer Bischof für Rom arbeiten; eine protestantische Pfarrei besteht nur in Bona, einer Hafenstadt Algiers für evangelische Kolonisten, deren sich Genf und Basel, namentlich aber auch die Methodisten von Malta aus, annahmen. Erfolgreicher war das Werk im Osten, in

2. Egypten,

wo schon bei den alten Kopten das Christenthum Wurzeln schlug, aber gleichfalls vom Muhammedanismus fast gänzlich verdrängt wurde und seither nur noch in einzelnen Klöstern, besonders in den Wüsten am rothen Meer, ein kümmerliches und dem todten Formenwesen der griechisch-katholischen Kirche verfallenes Dasein fristet. Die Patriarchen wohnen in Kairo und Alexandrien. Hier siedelte sich aber auch die römische Kirche an, in dem schon während der Kreuzzüge gegründeten lateinischen Patriarchat, noch mehr durch den Jesuitenorden, der sich der Kopten wie der Muhammedaner zu bemächtigen suchte. Unter den Letzteren arbeiteten evangelischer Seits zuerst die Herrnhuter, seit 1752 besonders der Arzt Dr. Hoker und der Schreiner Br. Danke, die sich in Behnesse bei Kairo niederließen, ferner die Methodisten seit 1825 von Alexandria aus (Miss. Macbrair) und die Sendboten der Londoner Judengesellschaft, seit 1847 namentlich durch den getauften Juden Lauria aus Jerusalem, hauptsächlich aber die englisch-kirchliche Gesellschaft, welche die Basler Brüder Kruse, Linder und Müller entsendete, um die türkischen Frauen und Mädchen durch das Evangelium zu befreien, freilich bis jetzt

ohne besonders große Erfolge. Doch ist auch die belebende Rückwirkung auf die koptische Kirche schon ein großer Segen. Auch die schottische und amerikanische Mission wirkte erfolgreich durch Dr. Lansing und den Missionsarzt Ferris, besonders durch Büchervertheilung auf den Nilbooten, sowie Schulbildung unter den Kindern. Selbst in dem benachbarten Arabien, dem eigentlichen Stammland des Islams, konnte trotz des furchtbaren Christenhasses wenigstens Einiges geschehen, namentlich durch die Engländer in Aden und den deutschen Gelehrten Miss. Reichard in Yemen. Als egyptische Provinzen sind endlich auch die Länder Darfur, Kordofan und Sennar mit der Hauptstadt Chartum zu nennen, wo unter der schwarzen heidnischen Bevölkerung theils die Kopten, theils der katholische Marienverein von Wien missioniren. Damit sind wir nun bereits vorgerückt zu

B. Ostafrika.

1. Abessinien,

oder Habesch, das alte Aethiopien, die Heimath des „Kämmerers von Mohrenland" und der Königin Kandace, war früher gleichfalls christlich. Die Einwohner sind semitischen Stammes, wie die Araber, jetzt fast alle Muhammedaner, doch auch noch mit Resten der heidnischen Urbevölkerung und zahlreichen Juden (Falascha's) vermischt und bilden die drei Reiche, Tigre, Amhara und Schoha. Die im ganzen Lande gleichfalls noch zerstreuten koptischen Christen, zu denen auch der Oberherr, der sich seit 1855 Kaiser Theodoros nennt,

gehört, haben eine nur höchst äußerliche, trotz Fasten, Möncherei und Selbstpeinigung, sogar mit offenkundiger Sittenlosigkeit verbundene Religion, die ihnen selbst die Theilnahme am entsetzlichsten Kinderhandel und an furchtbaren Vernichtungskriegen gegen die benachbarten Gallas gestattet. Darin brachten auch frühere katholische Missionsversuche der Jesuiten (1626) und Franziskaner (1714), obwohl sie das Volk zum Theil „in den Schooß der römischen Kirche zurückführten," keine wesentliche Aenderung hervor. Die protestantische Mission begann 1826 von London aus durch Kugler und Gobat (nachher Bischof in Jerusalem), welch Letzterer bis zur Hauptstadt Gondar vordrang, später durch Isenberg und Kraft (1834) und den im Missionsseminar zu Bombay von Dr. Wilson vorbereiteten eingeborenen Gehilfen Gebru (1855). Ueber 8000 Bibeln wurden verbreitet, auch Schulen gegründet, namentlich aber gelang es der Pilgermission von St. Krischona bei Basel, kleine evangelische Kolonien anzulegen, mit dem Plane, den ganzen Nil entlang 12 solche Stationen auf je 50 Stunden Entfernung zu errichten (die sog. „Apostelstraße").

2. Die heidnischen Küstenländer.

a. Das Gebiet der Gallas.

Diese wilden heidnischen Stämme, die sich übrigens selber Ormos, d. h. die Starken, nennen, leben zwar nicht an der Küste selbst, die vielmehr von dem nahen Arabien aus bevölkert ist und türkisch Somali, arabisch Adschan oder Adal heißt und deren Bewohner daher der türkischen Religion und Herrschaft angehören, sondern mehr im Innern, in das sie nach Art einer Völkerwanderung immer

tiefer einzudringen suchen, und so eine feste Mauer gegen das Weiterschreiten des Islam bilden. Aber sie zeigten sich ebenso unzugänglich auch gegen das Christenthum, das ihnen schon 1853 Harms von Hermannsburg (in der Lüneburger Haide) aus auf seinem eigenen Missionsschiff „Kandace" umsonst zu bringen versuchte; seine Sendboten durften nicht einmal landen. Merkwürdiger Weise haben sich jedoch selbst hier noch einzelne zersprengte Trümmer der uralten christlichen Kirche erhalten, die wenigstens zeigen, wie weit sie einst verbreitet war.

b. Die Zankebarküste

mit den wichtigen Inseln Zanzibar, Pembe und Mombas, ursprünglich gleichfalls von den Arabern besetzt, welche auch hier unter den Küstenbewohnern (Suahelis) den Islam verbreiteten, kam zeitweilig unter portugiesisch-katholische Herrschaft, für deren ostafrikanischen Handel sie den Mittelpunkt bildete. Unmittelbar hinter den Tiefländern steigen die von heidnischen Negern bevölkerten Höhenzüge auf, wo 1834 die schon genannten Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft Krapf und Rebmann sich niederließen und unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren vorzudringen versuchten. Sie brachten die erste damals ganz unglaubliche Kunde von den großen See- und Schneegebieten unter dem Aequator, die später Livingstone bestätigte, und glaubten sogar einen Missionsweg bis nach Westafrika eröffnen zu können, was aber ebenso mißlang, als die gehofften raschen Erfolge ihrer Predigt. Doch hat die letztere in Verbindung mit dem Einfluß Englands wenigstens so viel ge-

fruchtet, den schrecklichen Sklavenfang abzuschaffen (1860). Weiter südlich liegt

c. Die Mozambiqueküste,

gegenüber von Madagaskar, gleichfalls mit früheren portugiesischen, jetzt werthlos gewordenen Niederlassungen (Tete, Sena, Sofala und Kilimani) und einigen wenigen, leider sehr schwach gebliebenen Missionsanfängen des englischen Bischofs McKenzie auf den Comoroinseln (1861).

3. Madagaskar

dagegen hat eine eigene reichgesegnete Missionsgeschichte. Die Bewohner der Insel (Sakalavas) kamen wie die des benachbarten Mauritius nacheinander unter portugiesische, holländische, französische und englische Herrschaft, welch letzterer es gelang, in der Hauptstadt Tananarivo durch den gewandten Agenten Hastie das Volk und den hochsinnigen König Radama 1817 für die Abschaffung des Negerhandels zu gewinnen. Bald begann auch von London aus die Mission, die schon in Port-Louis auf Mauritius sich unter Le Brun (1814) festgesetzt hatte und nun (1819) unter Jones die ersten unglaublich raschen Fortschritte auf Madagaskar machte, in Predigt, Schule und Bibelverbreitung. Aber die heidnisch gebliebene Königin Ranawalona unterdrückte sie wieder aufs grausamste (1835—1839), die Missionare mußten sich zurückziehen, nur der muthige Jones hielt trotz Kerker und Hunger bis zum blutigen Märtyrertode in Tamatawe aus. Da wurde bei einer großen Erweckung mitten unter den Greueln ihr einziger Sohn Rakorto bekehrt und ein standhafter Ver-

theidiger seiner verfolgten Glaubensbrüder. Die meisten derselben fanden in Mocka auf Mauritius Schutz und die Mission setzte sich von dort aus fort. Ja der dortige kühne Prediger Ellis konnte es sogar wagen, wieder nach Madagaskar zurückzukehren (1852), und mit dem Tode der Königin 1861 wurde auch dieses Land wieder frei für das Evangelium, freilich auch für die Jesuiten, die unter Lambert und Jouen schon 1845 von der Insel Bourbon aus sich eingeschlichen hatten.

C. Südafrika

ist die Heimath von drei gleich tief gesunkenen Nationen: der Betschuanen im Innern an den Quellen des Oranje, der Kaffern oder Zulus an der Südostküste und der in viele Stämme (Namaqua's, Damara's, Koronna's, Griqua's u.s.w.) zerfallenden Hottentotten im Westen bis zur Mündung des genannten Flusses. Die letzteren sind gelbbraun, die übrigen dunkelschwarz, alle aber gehören zum Negerstamm und waren nahezu ohne alle Spuren von Religion, selbst ohne Opfer, Götzenbilder und Fetische, nur dem Doppelwesen Pora (gut) und Kora (bös) dienend und an eine Seelenwanderung glaubend, die zum Theil auch eine Art göttlicher Ahnenverehrung erzeugte. Dafür herrschten finsterer Aberglaube, Zauberei, entsetzliche Wollust und Grausamkeit, bis zur Menschenfresserei gesteigert, Roheit und Fühllosigkeit. Ihre wilde Mordlust hat dort verhältnißmäßig mehr kostbare Menschenleben gekostet, als sonst irgend ein anderer Missionsposten. Bei einzelnen Stämmen findet sich die Beschneidung, viel-

leicht ein Recht früheren Islams. Die Reihe der Missionsgebiete eröffnet im Osten

1. Das Zululand und Natal.

Die Zulus (=Vagabunden, Tramps), ursprünglich ein fremder eingewanderter Stamm, warfen sich bald zu Herrschern über die früheren Bewohner, die Kaffern auf; besonders ihr tapferer Häuptling Tschaka (=Feuerbrand), der sich 1828 mit den ersten englischen Kolonisten in Port Natal verband. Sein blutdürstiger Bruder und Nachfolger Dingan ließ den ersten holländischen Missionar Retief mit 70 Genossen beim Mahle erschlagen (1837), daher heute noch der Ort Weenen (Weinen) heißt, und ebenso furchtbar wüthete dessen Bruder und Nachfolger Panda (1840) gegen die christlichen Boers (=Bauern) in Natal, bis sich dieselben, die anfänglich eine holländische Republik gebildet hatten, unter die Oberhoheit der englischen Kapkolonien stellen mußten und unter ihrem Schutz namentlich auch durch Zuzug aus Deutschland sehr stark vermehrten und seither für Kultur und Mission einen außerordentlich günstigen Boden bieten. Letztere hatte schon 1835, der uns schon von dem fernen Patagonien her bekannte Kapitän Gardiner, begonnen, ihm folgte (1841) Grount von der Bostoner Gesellschaft, 1845 Schröder von der schwedischen und der amerikanische Methodist Allison, doch schien lange Zeit alles umsonst zu sein, bis 1858 den Hermannsburger Missionaren und 1860 Robertson die Gründung von Stationen unter den Zulus gelang, während es unter den Schwarzen in Natal viel leichter ging, da sie die unerhörten Verfolgun-

gen jener Unmenschen sozusagen dem Evangelium in's Netz trieben und schon das Zusammenwohnen mit den Weißen nicht ohne heilsamen Einfluß bleibt, so daß das Land wenigstens äußerlich bald völlig christianisirt sein wird. Besonders gesegnet ist die Berliner Mission in Emmaus und Neudeutschland unter den wilden Buschmännern, die Hermannsburger in Neuhannover, die des englischen Bischofs Dr. Colenso (1864) aus der Kapstadt, der eine förmliche Musterstation errichtete und leitet und die der Methodisten bei der Hauptstadt Pieter Maritzburg. Im Zusammenhang mit dem Werk an der Küste steht auch das im Inneren, im großen Reich der Matebelen, das sich nördlich bis zum Zambese erstreckt und namentlich Livingstones Forschungs- und Arbeitsgebiet wurde, wo auch sein Schwager Helmore und ihr gemeinschaftlicher Schwiegervater, der greise Dr. Moffat, im Segen wirkte, ebenso Missionar Price unter dem Stamm der Makololo, sämmtlich im Auftrag der Londoner Gesellschaft, und sämmtlich außer Livingstone selbst zuletzt die Opfer fieberartiger Seuchen. Noch weiter westlich sind

2. Die Betschuanen und Transvaalrepublik.

Die gleichfalls in mancherlei Stämme getheilten, aber überall dieselbe Sitschuanasprache redenden Betschuanen stehen in der Bildung etwas höher als die Kaffern und Zulus, haben auch festere Wohnsitze und sind namentlich weit friedlicher gesinnt. Aber in sittlicher und religiöser Beziehung stehen sie eben so tief, doch zeigten sie wenigstens einiges Verlangen nach Missionaren. Gleich-

wohl hatten diese bis jetzt fast überall einen sehr schweren Stand, da das Land durch Einwanderung fremder kriegerischer Stämme sehr zu leiden hatte, namentlich der Griquas (=Mischlinge), Koronas und der wilden Buschmänner, ganz besonders aber der unter dem grausamen Zulukönig Mosele eingedrungenen blutgierigen Basutos. Doch auch die wenigstens dem Namen nach christlichen Boers, die sich 1835 von Natal aus hier ansiedelten, weil ihnen dort die englischen Gesetze den Negerhandel verboten, und nach Moseles Ueberwindung in einem furchtbaren Vernichtungskampfe in Leidenburg festsetzten und von hier aus allmählich einen gänzlich unabhängigen Staat gründeten, waren den Betschuanen äußerlich und innerlich höchst gefährlich, und besonders sind ihnen die Missionen ein Dorn im Auge, weil sie fürchten, sie werden ihnen diesen verderblichen Einfluß schmälern, und sie an England verrathen. Dennoch ist wenigstens ein vielversprechender Anfang gemacht worden. So unter den Griquas und Koronas schon 1813 durch Campbell, 1825 durch Dr. Philipps von der Kapstadt aus und 1841 durch Missionar Priemer in Friedensau, von der französischen Evangelisationsgesellschaft. Auch die eigentliche Betschuanenmission, von Campbell und J. Kock schon 1801 begonnen, erfreute sich sogar des Beifalls des Königs Matibe und wurde von Read, Moffat, Hamilton und Edwards fortgesetzt, besonders in Alt- und Neu-Lattaku, wo selbst europäischer Tauschhandel blühte, und namentlich Moffats Schwiegersohn Fredoux seit 1832 arbeitete. Auch Livingstone wirkte hier im Segen, unterstützt von dem einsichtsvollen König der Baku-

mas, dem später von ihm getauften Fetschele, in Kolobeng, bis in seiner Abwesenheit die Boers unter ihrem abenteuerlichen Anführer Prätorius sengend und brennend die ganze Station vernichteten (1852). Indessen gelang es auch den Hermannsburger Brüdern und einigen Berliner Missionaren 1860 unter den Bakonis in Rietklooft sich festzusetzen. Weiter südlich finden wir

3. Die Basutos und Oranjerepublik.

Letztere, gleichfalls ein holländisch=englischer Freistaat, liegt zwischen dem Oranje und seinem Zufluß, dem Vaal, durch den sie von der Transvaalrepublik getrennt ist. Die ursprünglichen Einwohner waren gleichfalls die Betschuanen, sind aber längst auf das Hügelland der „blauen Berge" verdrängt, während die flache fruchtbare Stromebene von den kriegerischen Basutos unter ihrem König Moschesch besetzt wurde. Zu ihnen gesellten sich auch hier die Koronas und Griquas (Halbeuropäer) von Südwesten her, dann vom Kap aus wirkliche Europäer, die schonungslos immer weiter vordringend 1835 eine Kolonie, dann einen Freistaat errichteten, der zwar 1846 unter englische Oberhoheit kam, sich jedoch durch den schon genannten Prätorius wieder unabhängig machte und seit 1852 blieb. Die Missionare fanden hier, wo noch manche alten frommen Boers lebten (Nachkommen der reformirten Holländer und französischen Hugenotten, die um des Glaubens willen hatten fliehen müssen), Duldung, Hilfe und Schutz, ebenso Anfangs bei König Moschesch freundliche Aufnahme, bis ein ausgebrochener Krieg mit den Basutos den Stationen

Beersabe und Moria ein Ende machte. Unter den Griquas hatten schon 1801 die Londoner Missionare Anderson und Kramer erfolgreich gewirkt, später Kolbe in Philippolis (1835) und die Methodisten in Plattberg (1860) und ebenso unter den Koronas die Berliner Mission in Bethanien (1834), jetzt eine Regierungsstation, in Puiel, Hebron und Saaron, sämmtlich am Vaalfluß. Noch bedeutender ist die Arbeit der Pariser Gesellschaft unter den Basutos seit 1835, die, früher Menschenfresser und Rinderräuber, jetzt nahezu gänzlich evangelisirt sind; der Hauptmissionar war Dr. Casalis (1844); auch die Methodisten breiteten sich in dem nun vollständig christlich gewordenen Lande aus. Abermals weiter südlich liegt

4. Das Kaffernland,

in das britische und freie Kaffernland zerfallend, jenes an die Kapkolonie im Westen angrenzend und unter ihrer Oberaufsicht stehend, dieses östlich an Natal mit seinen noch freien Bewohnern sich anschließend. Die wilden und grausamen, starken und kriegerischen Kaffern, meist als Nomaden in bienenkorbförmigen Hütten wohnend, deren 20—30 zusammen einen sogenannten Kraal bilden, wurden nach drei furchtbaren Eroberungszügen 1835, 1845 und 1854, in denen sie stark zusammenschmolzen, größtentheils vollends von England unterjocht, doch zugleich auch einigermaßen civilisirt und für die Mission zugänglich gemacht, welche ausdrücklich unter britischem Schutze steht und für die sich allmählich viele Herzen öffneten. Dr. van Kemp, ein holländischer Arzt, der durch den plötzlichen Tod seiner Gattin und Tochter 1791 gründlich be-

kehrt worden war, wagte sich zuerst dreimal zu den wilden Kaffern 1816, ihm folgten Read und Williams und die durch sie bekehrten Eingeborenen Mankanna, Soga, Sikanna und Jan Tzatzoe von der schottischen Station Chumie (1826), von Brownley gegründet, und später der deutsche Missionar Kaiser von Halle, von der holländischen Station Knappshope 1835. Ganz besonders aber zeichneten sich die Methodisten in Wesleyville (1823) und Mount Coke (1826) durch unerschrockenen Muth unter allen Stürmen, Gefahren und Ueberfällen aus, ja sie gründeten dort sogar das Watson Institut, die Berliner Gesellschaft aber aus den Resten der „deutschen Legion" Bethel, Wartburg, Petersburg und Emmaus (1837—1843) und die englische Hochkirche 1854 einen Bischofssitz in King Williamstown. Auch haben sich sämmtliche Gesellschaften zu einer gemeinsamen Bibelübersetzung geeinigt. Unter die noch ganz unkultivirten „freien Kaffern", besonders die wilden Tambukis, wagten sich blos die muthigen Methodisten unter Butterworth (1827), der, dreimal ausgeplündert und abgebrannt, Clarkebury gründete, von wo aus das Licht weit und hell in die Finsterniß schien, namentlich durch Missionar Thomas, der 1855 von einer Räuberbande ermordet ward.

5. Die Kapkolonie

bildet endlich die Südwestspitze des Continents und ist seit 1806 in Händen Englands, das die holländischen Boers vertrieb. Vor den letzteren wohnten hier die Hottentotten, braungelb, mit wolligem Haar, dicken Lippen und

Köpfen, träg, stumpf, unreinlich und gefräßig, kurz absto-ßend im höchsten Grade, die von denselben oft wie das Wild in die nahen Wälder gejagt wurden. Ihre Nach-kommen sind die immer noch den Kolonisten höchst gefähr-lichen wilden Buschmänner. Außerdem wohnen dort noch viele Neger, die als Freie von Westafrika herüber-kamen, als 1838 England die Sklaverei daselbst aufhob, ferner muhammedanische Malajen aus Hinter-indien, ja selbst Chinesen, die Reste der früheren hol-ländischen Legion und viele 1700 um ihres Glaubens wil-len geflohene französische Protestanten. Mit der Mission machte schon der Gründer der Kapstadt (1648), der fromme Holländer Johann van Riebecke, den Anfang, der aber nicht recht gedeihen wollte. Selbst der holländische Missionar Böring (1709) und sein gro-ßer Nachfolger, der berühmte Ziegenbalg, der auf der Heimreise aus Indien hier landete, erlagen hier ihrer Auf-gabe, völlig entmuthigt durch die Mißerfolge, denn bis 1737 war noch nicht ein einziger Hottentotte bekehrt. Jetzt erst begann die Arbeit der Herrnhuter durch Br. G. Schmidt, und nahm bald einen erfreulichen Aufschwung im sogenannten Baviensklooft, mußte aber schon 1744 wieder mit dessen Heimreise abgebrochen werden und konnte erst 1792 wieder beginnen. Ihre neue Station Gnadenthal wurde trotz alles Widerstandes der Boers eine Segensquelle für die ganze Gegend, zu der die heils-begierigen Seelen von weiten Entfernungen her kamen und die bald ihre reichen Lebenswasser in das dürre Land ergoß. Die Gemeinden auf 13 Hauptstationen mit 31 Predigern und Schullehrern können sich selbst erhalten und haben auch

seit 1838 ein besonders Seminar und Hospital unter Br. Peterleitner, sowie eigene Missionen unter den Fingus, Tambuktis und Aschantis. Neben ihnen wirkt am eifrigsten die Londoner Gesellschaft, die schon 1798 den bereits genannten Dr. van Kemp nebst den deutschen Brüdern Holländer und Kicherer absandte, die 1804 die erste Station in Bethelsdorf errichteten. Am meisten Widerstand leisteten die trotzigen Reste der vertriebenen Hottentotten, die Buschmänner, bei denen besonders Edwards, Anderson und Kramer missionirten (1799) unter steten Entbehrungen und Todesgefahren, besonders unter dem treulosen Häuptling Vigilant, dem betrügerischen Propheten Stephanus und dem berüchtigten Räuberfürsten Jonker Afrikaner. 1813 gründeten Campball und Smith die Stationen Gracehill und Pakaltsdorf (1819 schon durch einen Missionar Jänecke's colonisirt), ganz besonders aber trug der rastlose Eifer Dr. Philipps, der 30 volle Lebensjahre (1819—49) mit äußerster Anstrengung und großen Gefahren und Entbehrungen unter den Hottentotten arbeitete, das meiste zu ihrer allmählichen Hebung bei und schuf der Mission festeren Boden, selbst unter den wilden Gonaquas unter ihrem Führer Andreas Stoffler, bei denen Missionar Read wirkte (1831). Auch in der Kapstadt selbst, wo namentlich der Islam sich außerordentlich verbreitete, und unter den dort wohnenden Malajen geschah sehr viel durch Dr. Philipps, jedoch nur mit langsamem Fortschritt. Viel rascher griff die Rheinische Gesellschaft 1829 ein durch 20 Missionare, die sie auf einmal aus Barmen als Kolonisten sendete, sie haben 1847 auch das benachbarte

Klein-Namaqualand im Norden in Angriff genommen, besonders Schwelen und Wimmer, hatten aber dort unsäglich viel von den fremden Einwanderern an den Kupferminen des Oranje zu leiden, und selbst unter den wildesten Buschmännern haben diese „Helden des Evangeliums" Stationen errichtet, namentlich Amandelbaum, Stellenbosch und Wupperthal. Auch die Baptisten (1840 in Grahamstadt), namentlich aber die Methodisten schlossen sich an; die Pariser Gesellschaft hat unter Bisseux schon 1829 in Beaufort begonnen, und die Berliner hat die Stationen Zoar, Sarepta und Amalienstein. Wir fügen dem noch bei, was im Groß-Namaqualand jenseits des Oranje und unter den stammverwandten Namanas und Damaras, der ursprünglichen Heimath der Orslam und ihres schon genannten verwegenen Königs Jonker Afrikaner, zunächst gleichfalls durch die Londoner Missionare, die Brüder Christian und Augustin Albrecht (1805) geschah, sowie durch Engelbrecht und Ebner in Pella und Bethanien 1813, wo sich selbst jener wüthende Freibeuter bekehrte (1816), auf dessen Kopf die Regierung einen Preis gesetzt hatte und der jetzt für sie und die Mission seine ganze Energie aufbot. Ferner kamen 1807 die Methodisten, deren Missionar Cook seit 1843 anfangs noch im Verein mit den Rheinischen Brüdern, später von ihnen getrennt in Fooles Fountain (seit 1853) zu wirken sucht. Letztere arbeiteten besonders unter den Hereros, denen schon Miss. Kundsen 1854 die Bibel übersetzt und 1857 Hahn und Rath mit dem irischen Elephantenjäger Green sich genähert hatten, aber ohne großen Erfolg, da auch hier die

schlimmen Einflüsse der nahen Kupferbergwerke fast alles wieder untergruben. Stationen: Schappmannsdorf an der Wallfischbai und Neubarmen, von Miss. Krönlein 1859 gegründet. Damit sind wir bereits ein gutes Stück weit in

D. Westafrika.

Wir kommen zuerst, immer weiter nach Norden gehend, nach

1. Niederguinea,

bis zum Kongo, aus Angola und Benguela bestehend, schon 1578 von den Portugiesen erobert und katholisirt, aber so, daß das Christenthum jetzt mit dem krassesten Heidenthum gemischt erscheint und Desu (=Jesus) als der Hauptgötze verehrt wird, selbst am Bischofssitz Lorando. Protestantische Mission ist blos bei den schwarzen Arbeitern der Inseln Ascension, Anobom und St. Helena durch Missionar Frey aus Indien seit 1844. An der Bay von Biafra ferner, jenem innersten Winkel des Golfs von Guinea, mit der schönen früher spanischen, jetzt englischen Insel Fernando Po, woselbst die Londoner Gesellschaft eine Station hat, ist seit 1846 eine schottische Mission durch Missionar Weddell im Gang, die selbst den König Eyo vom Stamme der Efiks gewann, doch nur vorübergehend; ebenso im Land Bimbia eine Baptistenmission (1841) durch Missionar Merrik unter den Isubus, denen er die Bibel übersetzte. Endlich arbeiteten auf der spanischen Insel Koristo die amerikanischen Prediger Mackay und Simpson seit 1851 von Liberia aus, und ebenso auf den alten berüchtig-

ten Sklavenmärkten, den Inseln Amboise, Kongo und Loango nicht ohne günstigen aber freilich nicht bleibenden Erfolg, und schließlich in derselben Gegend bis hinunter zum Kap Lopez evangelischer Seits (1853) der Bostoner Missionar Wilson (1843) aber auch katholischer Seits die sehr eifrigen „Brüder vom heiligen Herzen der Maria" in Bordeaux (Frankreich), so daß jener nicht recht vorwärts kam, trotzdem daß ihm später auch der deutsche Missionar Wolf zu Hilfe kam, der unter den Bengas am Calabar- und Gabunfluß sich niederließ. Aber weiter in das noch gänzlich unerforschte Innere hinein fehlt noch jede Verbindung. Den einzigen Weg bildet der 1831 durch Missionar Lander entdeckte Unterlauf des Niger, d. h. der Vereinigung der beiden schon längst bekannten Flüsse Quorra und Tschadda, an dem sich 1841 sofort die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft festsetzte, durch die Missionare Taylor und Crowther in Onitscha. Hier beginnt nun

2. Oberguinea

a. mit der Beninküste und Joruba.

Die Küste selbst von einem wilden, despotisch regierten Negerstamm bewohnt, bietet noch nichts für die Mission, wohl aber das unmittelbar hinter ihr liegende volkreiche Jerubaland, früher von den muhammedanischen Fullathas bewohnt, die es durch entsetzliche Religionskriege fast zur Wüste verwandelten. Die Reste der heidnischen Urbewohner sammelten sich 1825 in Abeokuta (=unter dem Felsen) unter König Khodeka, wohin 1840 auch christliche Negerkolonisten von Sierra Leone kamen. Damit begann die Mission. 1842 kam Miss. Freeman (Me-

thodist) und Townsend, ein eingeborener Katechet, nebst den beiden schwarzen Christen William und Crowther, die aus Abeokuta stammten, und nun als Prediger zu ihren Landsleuten zurückkehrten. Mit ihnen wirkte auch der deutsche Missionar Gollmer trotz vielfacher Angriffe der Götzenpriester (Babbalamos) und der umliegenden Heidenstädte, besonders Lagos, das aber, 1853 von England erobert, die Feindseligkeiten einstellte. Die Mission ist eine sehr viel versprechende und die Stationen im blühendsten Zustand, auch äußerlich durch bedeutenden Handel, und sogar eine andere früher feindliche Heidenstadt Ibadan ist jetzt der Mittelpunkt des Christenthums.

b. Die Sklavenküste und Dahome,

am Ufer durch zahlreiche Lagunen (Sümpfe) höchst ungesund, war von jeher der Hauptschauplatz der grausamsten Sklaverei. Die Hauptmärkte Porto Nuovo und Badagri wurden 1861 von England geschlossen und dafür die Mission eröffnet, die sich namentlich auch in's Innere, in das Reich Dahome, erstreckte, wo der ganz aus Menschenschädeln erbaute Königspalast in Abome genügend von der Roheit und Wildheit der Bewohner zeugt. Und doch zeugte selbst hier das Evangelium des Friedens Sieg um Sieg, zuerst unter dem Berliner Missionar Wolf (1842), dann unter den Basler Brüdern und dem Methodisten Freeman (1846), endlich auch unter den Sendboten der Londoner Gesellschaft. Die Zahl der Bekehrten ist trotz aller Hindernisse nicht unbedeutend und stets im Wachsen.

c. Die Goldküste und Aschanti

zeigen ebenfalls zahlreiche und gesegnete Missionsfelder.

Die Küste ist wegen ihres Goldreichthums ebenso gesucht und von Europäern bevölkert, als wegen des Fieberklimas gefürchtet, aber schrecklicher noch ist das Land der blutgierigen Aschantis, Hauptstadt Kumassi. Kolonien sind in Akra (portugiesisch, schon 1452) Kap Coast und Jamestown (englisch), Elmina (holländisch) und Christiansborg (dänisch). Hier begann auch die Mission der Brüdergemeinde 1736 durch den in Kopenhagen theologisch-geschulten Mulatten Christian Protten (1769). Ihr folgte die Londoner Mission 1751 durch den in England erzogenen Neger Guagua (1766) und 1834 die Methodisten mit der erfolgreichen Arbeit Dunwalls und des schon genannten Freeman, gleichfalls eines bekehrten Mulatten, der sich zuerst mit Chapman nach Kumassi wagte und zwei Aschanti Prinzen bekehrte und nach England brachte. In Christiansborg begannen aber 1828 auch die Basler Missionare, besonders Andreas Riis, der das Negerdorf Akrofong zur blühenden Station erhob, namentlich mit Hilfe bereits christlicher Neger und Jamaika, die als Kolonisten einwanderten (1843). Hier wurde auch die Bibel in die Otschisprache übersetzt, und dann die weitere Station Aburi gegründet, später auch nach U-su und Abakobi, wo das Christenthum gewaltige Fortschritte machte, besonders als die dänische Kolonie 1852 in englische Hände kam, obwohl dies auch wieder große Feindseligkeiten von Seiten heidnischer Stämme und Häuptlinge hervorrief. Auch die Greuel des Sklavenfangs sind noch nicht völlig überwunden, trotz aller gesetzlichen Maßregeln und von Kumassi her droht immer wieder der alte böse

Feind. Gleichwohl hat das Christenthum tiefe Wurzeln im ganzen Land und Volk geschlagen, auch unter den benachbarten Ga=, Akra= und Fantistämmen, wo Missionar Widmann in Odumase wirkte.

d. Die Elfenbeinküste und Kap Palmas

ist bereits gesunder und fruchtbarer, namentlich in den reich bewässerten üppiggrünen Savannen (Waideländern), auch die Einwohner, meist Grebos, sind nicht so kriegerisch. Am Kap Palmas besteht eine Kolonie der amerikanischen Marylands Gesellschaft (1831) für Freineger mit streng durchgeführten Temperenzgesetzen und eine Mission der Bostoner Gesellschaft (1835) unter dem thätigen John Leighton Wilson, die aber später an die englisch=kirchliche Gesellschaft des Bischofs Payne in Cavalla überging. Auch in St. Andrews ist begonnen.

e. Die Pfefferküste und Liberia

ist von den Veys, Days, Krus und Bassas und anderen Negerstämmen bewohnt; seit 1817 aber befindet sich daselbst eine Freineger=Kolonie, von Amerika aus gegründet, besonders von den Quäkern in Philadelphia, um den nach Aufhebung der Sklaverei in Westindien verkommenen Schwarzen in ihrem alten Vaterland eine neue Heimath zu gründen, mit der Hauptstadt Monrovia und unter dem farbigen Präsidenten Roberts, der zugleich durch den dem Christenthum geneigten Agenten Aschmun acht Basler Brüder 1828 einladen ließ und damit die Mission begründete. 1839 folgten die Baptisten und Methodisten, die sich in der ganzen Kolonie festsetzten und sie zu einem hoffnungsreichen Arbeitsfelde machten.

f. Auch von Sierra Leone

gilt dasselbe. Es hat flaches fruchtbares Uferland und dicht hinter demselben beträchtliche Höhenzüge und Urwälder. Hier wirkten schon 1797 die Londoner und schottische Gesellschaft, besonders durch Brundon und Greig, unter den Suchus und Bagus in Fallangia und Domingia am Pongas, und die farbigen Missionare Duport und Wilkinson unter den Golas, Kondos und Kurankos, besonders in Yonguru, wo namentlich Nylander arbeitete, später auch die englisch-kirchliche Gesellschaft durch die bekehrte Negerfamilie Chaulker, auf den Bananeninseln und in Good Hope (1871) durch Missionar Thomson († 1848) und die deutschen Brüder Hänsel und Schlenker, die auch unter den muhammedanischen Mandingos in Magbeli zu wirken suchten, doch ohne großen Erfolg, da der wilde Stamm der heidnischen Kosohs sie fortwährend hinderte, nur der eingeborne Prediger Wiltshire hielt Stand (1860). Um so bedeutender ist die merkwürdige, schon 1787 durch die sogenannte afrikanische Gesellschaft in London gestiftete Freinegerkolonie Sierra Leone selbst, welche den im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg unter Englands Fahne fechtenden Negern eine Zufluchtsstätte zu bieten bestimmt war. In der Hauptstadt Freetown begann die Londoner Gesellschaft 1804 ihr Werk durch Johnson und Düring, das bald in fast wunderbarer Weise aus den kleinen Anfängen einer Abcschule heraus sich entwickelte, und später sich besonders durch Miss. Wilhelm (1834) fortsetzte, freilich auch durch viel Abfall, Niederlagen und entmuthigende Hindernisse hindurch.

Auch die Methodisten (1816) siedelten sich an, freilich auch die Katholiken (1858). Die Hauptbedeutung der Kolonie besteht darin, daß von hier aus bekehrte Neger in ihre alte Heimath unter die verschiedensten Stämmen und Sprachen ausgehen und der Mission den Weg bahnen. Endlich in

g. Senegambien,

das bereits wieder an die Saharawüste angrenzt, herrscht noch immer der Islam unter den sogenannten Marabuts (Religiöse) mit entsetzlichem Fanatismus, das Heidenthum dagegen unter den sogenannten Fullahs mehr im Innern. An den Küstenstrichen wohnen Franzosen, Portugiesen und Engländer, wo Miss. Dart (1820) vorübergehend arbeitete, besonders auf den Inseln St. Louis und St. Mary mit der Hauptstadt Bathurs, dann auch die Quäker, namentlich durch die unermüdliche Lehrerin Hannah Kilham († 1832). Mehr Bestand hatte die Mission der Methodisten in Barrowtown und Berwicktown, obwohl auch hier Einer um den Andern ins Grab sank, eine Beute des hier besonders mörderischen Klimas. 1831 drangen sie unter dem wackeren Fox und Linden noch tiefer ins Innere ein und errichteten 1847 sogar ein Institut für Häuptlingssöhne, auf der Insel Mackerthy im Gambia. Auch Missionar Reichard hatte ein gesegnetes Feld unter den Fullahs in Timbo und Sego (1857) von Sierra Leone aus begonnen, das bis in die Gegenwart seine herrlichen Früchte trägt.

2. Der Sklavenhandel.

Ein Land der Sklaverei war Afrika schon seit undenklichen Zeiten. Der Fluch der Knechtschaft lastet von Alters her auf ihm in den verschiedensten Formen. Knechtische Furcht vor dunkeln Zaubermächten in allen Herzen, despotische Gewalt des Häuptlings über seine Unterthanen und des Mannes über seine Weiber, das Loos der Leibeigenschaft als Erbtheil von wohl drei Viertheilen seiner Bevölkerung — das ist das düstere Bild, das allenthalben in diesem Land der Sonne dem Reisenden begegnet. Vergleichungsweise mild mag zwar mit Recht an manchen Orten die Lage der im Hause eines Mannes geborenen Sklaven genannt werden, aber Knechtschaft bleibt sie doch immerhin. Kriegsgefangene oder um Geld erhandelte Sklaven haben ohnedies keinerlei Schonung zu erwarten, und wie viele sind nicht dieser Unglücklichen! Die Zahl der Sklaven bestimmt das Ansehen, den Reichthum eines Mannes; für Sklaven kann jeder beliebige Artikel eingehandelt werden. Wie sollten daher wilde, kriegerische Stämme um dieser Waare nicht so gut wie um anderer Beute willen förmliche Raubzüge unternehmen? Und wie nun, wenn sich ihnen für dieselbe plötzlich neue Absatzquellen eröffneten, erwünschtere Tauschartikel zeigten, als je zuvor?

Dieser Fall trat ein, als die Portugiesen anfingen, von den längst an Menschenhandel gewöhnten Negerstämmen erkaufte Sklaven auf den Zuckerpflanzungen der von ihnen kolonisirten westindischen Inseln zu verwenden, und kurz darauf auch die Spanier für ihre Besitzungen in der neuen Welt solcher Arbeiter begehrten. Von nun an erschallte

Afrika das ganze Jahr hindurch vom Getöse des Kriegs und dem Jammergeschrei seiner Bewohner. Was seine Despoten vor Allem wünschten: Branntwein, Schießpulver und Flinten, das brachten ihnen die Schiffe der Weißen; und was diese verlangten, wurde ihnen dagegen geboten: Männer, Weiber und Kinder. Auch Tabak und Eisenwaaren waren den afrikanischen Machthabern willkommen. Um diese Kostbarkeiten sich zu hohen Preisen zu verschaffen, überfiel nun ein Häuptling den andern, raubte der Fürst selbst seine Unterthanen weg, verhandelte sogar der Vater seine Kinder. Plötzlich sieht ein Dorf, eine Negerstadt sich umringt; das Geschrei des Angriffs erschallt um Mitternacht; Feuerbrände fliegen in die friedlichen Wohnungen; die geängsteten Bewohner fliehen hinaus; die Starken werden niedergemetzelt, weil sie schwer zu fangen sind; die Alten und Kranken müssen sterben, weil sie keinen Gewinn abwerfen; aber Weiber, Töchter und Söhne ergreift der erbarmungslose Feind und schleppt sie fort nach der Meeresküste. Zwar ist durch die Aufhebung der Sklaverei in den englischen Kolonien in Brasilien und den Ver. Staaten und durch das energische Auftreten Englands, welches das Verbot des Sklavenhandels durchsetzte, diesem abscheulichen Treiben Grenzen gesetzt worden. Aber immer noch treibt der Sklavenhändler sein schreckliches Gewerbe in jenem finstern Erdtheil, immer noch werden arme Menschen, dem Vieh gleich, in Heerden nach Egypten, Kleinasien und Asien getrieben, um daselbst verkauft zu werden. Der Fluch Afrikas ist noch nicht erloschen und wie schrecklich derselbe, wie furchtbar das Schicksal der armen Sklaven, davon gibt folgende wahrheitsgetreue Schilderung Zeug-

niß: „Der Fuß je eines Sklaven," erzählte der berühmte Afrika-Reisende Mungo Park, „wird an den nächsten Fuß seines Nachbarn mit einer schweren Kette gefesselt. Die Kette wird von ihnen, damit sie gehen können, an einem Riemen getragen. Um den Hals haben je vier Sklaven einen Riemen, der sie zusammenbindet. Bei Nacht kommen noch Ketten an Hände und Hals. Wenn in Kähnen gefahren wird, liegen sie mit zusammengebundenen Händen und Füßen auf dem Boden. So zieht man unter der glühenden Sonne Afrika's oft einen Tag lang hin ohne einen Bissen Brod, einen Tropfen Wasser. Bald hier, bald dort sinkt ein armes Weib, ein schwaches Mädchen nieder. Da erschallt die Riemenpeitsche, um die Ermatteten aufzujagen, und in namenlosem Schmerz raffen sie die letzten Kräfte zusammen und schleppen sich weiter, bis endlich die Natur überwältigt ist. Gurgel ab! ist jetzt das Geschrei der Karawane, und es gilt noch für Menschlichkeit, daß der Führer dem Hinsinkenden die Kehle durchschneidet. Oft müssen die Weiber noch Schläuche und Säcke tragen, immer ihre kleinen Kinder auf dem Rücken schleppen. Nicht selten reiten die Führer, ihre nie rastenden Peitschen in der Hand, und treiben die Neger durch den heißen Sand im Trabe vor sich her. Niedersinkende erhalten Schläge, bis sie aufstehen; Kranke werden mit glühenden Eisen gebrannt. Geht das Wasser nahe zusammen, ehe das Reiseziel erreicht ist, so scheidet man die schwächsten Sklaven aus und läßt sie in der Wüste zum Verschmachten, während die Andern weiter ziehen. Hunderte, ja Tausende von Skeletten bleichen in der grausigen Einöde und verkünden dem Wanderer das Wehe und den Jammer Afrika's. Am Orte des Handels

angelangt, wird eine Auswahl vorgenommen. Der Unbrauchbaren, die der Käufer nicht will, ist oft eine zu große Zahl, um sie frei im Lande zu lassen. In Badagry wurden 750 derselben auf einmal in Kähne gebracht, in die Mitte des Stromes gerudert und dort mit gebundenen Händen und Füßen einer nach dem andern in's Wasser geworfen. In Loango wurde eine Schaar unverkaufter Neger in's Freie versammelt und in größter Ruhe einer nach dem andern mit einer Keule todtgeschlagen. Mit herzzerreißendem Flehen bitten sie oft den Kapitän eines Sklavenschiffes, sie mitzunehmen, weil die nicht Verkauften sehr häufig in Schaaren, aber ohne Nahrung eingekerkert bleiben und Hungers sterben, indem ihr Unterhalt dem Händler zu theuer wäre. Da sieht man sie, von den Ketten schrecklich verwundet, von greulichem Ungeziefer gequält, wie Thiere auf die Waide gelassen, wo sie alte Knochen und allerlei häßliches Gewürm, selbst bloße Erde verschlingen, um den nagenden Hunger zu stillen."

3. Ein Lichtpunkt.

In diesem bodenlosen, schrecklichen Elend sind es verhältnißmäßig nur wenige Lichtpunkte, welche das Herz erquicken und die Hoffnung nähren. Ueber den an den Küsten angelegten Missionen ist namentlich Sierra Leone ein solcher heller Lichtpunkt. Es ist ein Garten Gottes inmitten der weiten geistigen Wüste, und seit dem Jahre 1807 eine Besitzung der englischen Krone.

Stolz erheben sich ihre scheinbar fast senkrecht aus dem Meer aufsteigenden Bergpyramiden, während rings umher an der weiten, flachen Küstenlinie Westafrika's dem sich nähernden Seefahrer die schlanken Palmen aus dem Meere zu waschen scheinen, weil er ihre wehenden Kronen schon lange gewahr wird, ehe die gelbe Sandfläche des Gestades hinter den Wellengipfeln auftaucht. Sierra Leone wurde sie von ihren Entdeckern, den Portugiesen, wegen der mächtigen Brandung genannt, die wie mit Löwenstimme das äußerste Kap umbraust. Der Sierra-Leone-Fluß, aus dem Port Lokko und Rokelle entstanden und an seiner Mündung mehr einem breiten Landsee ähnlich, trennt den Nordrand der Halbinsel vom Lande der Bullom-Neger und umfluthet schöne Eilande, wie Tasso, Gambia und Banca, lauter frühere Stätten des Sklavenhandels. Hoch hinauf an den Bergen ist das Land prachtvoll bewaldet; an den Ufern des Stroms und am Saum der herrlichen Buchten, wie in den kleinen Flußthälern bietet es dem Anbau zwar nur beschränkten Raum, aber ungemein üppigen Boden dar. Neben Reis, Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Brodfrucht und Yams gedeihen darauf die edelsten Südfrüchte und die feineren Gemüsearten.

Hier ist bekanntlich unter der treuen Pflege einer wohlwollenden Regierung und unter der hingebenden Sorgfalt christlicher Missionare ein Negerstaat von befreiten Sklaven aufgeblüht, der von dem bestgeordneten christlichen Gemeinwesen in Europa sich bald nur noch durch die Farbe seiner Bewohner unterscheiden wird. Neben dem europäisch gekleideten Schwarzen ist darin wohl auch noch die einfache Tracht der Eingebornen zu sehen, zu der kein großer Vor-

rath von Kleidungsstücken gehört; Andern merkt man's an, wie sie eben jetzt anfangen, sich aus der Barbarei zu erheben und so gut sie's verstehen auf Civilisation loszusteuern. Doch hat weitaus der größte Theil der gegen 50,000 Seelen zählenden Negerbevölkerung der Kolonie hierin schon sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. Sucht hin und wieder noch ein vermummter Egun-Mann bei seinen bis jetzt heidnisch gebliebenen Landsleuten sich als Bote abgeschiedener Geister Gehör zu verschaffen, so ist meist auch schon ein Christ in der Nähe, um, sobald der Lärm der Trommeln vorüber ist, ein gutes Wort anzubringen. Welch eine verschwindende Minderheit die Heiden bilden, erhellt schon aus den statistischen Angaben des Jahres 1860, nach denen unter einer Bevölkerung von 41,624 Seelen sich nur noch 3,351 Heiden und 1,734 Muhammedaner befanden. Ein liebliches Zeugniß vom Stand der Christengemeinden aber ist es, daß, nachdem zuerst die Schulen von der Missionskasse auf die Gemeinden übertragen worden waren, im Jahr 1861 neun Gemeinden der englisch-kirchlichen Mission so vollständig organisirt werden konnten, daß sie auch ihre Kirchen und eingebornen Prediger nun mit einer jährlichen Ausgabe von $5,000 selbst erhalten. Seither wird die junge Kirche sich ihrer Verpflichtungen immer ernstlicher bewußt und kommt mit offenen Herzen und Händen denen entgegen, welche sie mit Wort und Lehre bedienen. Dabei vergißt sie nicht, daß sie eine Missionskirche ist, und also zur Mitarbeit an der Ausbreitung des Evangeliums berufen. Früher wurden die Gelder des Missionshilfvereins innerhalb der Kolonie verwendet; 1866 aber beschloß man, dieselben hinfort für direkte Missions-

arbeit in den Nachbarländern Quiah, Bullom und Scherbro zu bestimmen; ja es ist im Werke, der eingebornen Kirche von Sierra Leone ein Missionsgebiet, wo ihre Arbeiter ohne Hilfe europäischer Missionare das Evangelisationsgeschäft treiben können, ganz zu überlassen. Selbst die Kinder bleiben im Liebeseifer für die Heiden nicht zurück. Früher pflegten dieselben mit den Erwachsenen zum Missionsfest zu kommen; jetzt reicht der Raum der Kirche in Freetown nicht mehr für Alle. Da haben denn am 4. Dez. 1865 in derselben 1,350 Kinder ihr eigenes Missionsfest feiern dürfen. Sie haben auch ihre besondern Missionsvereine und suchen Geld zusammenzubringen, um einen Missionsposten im Mendi-Lande zu gründen, da ihrer Viele dort noch heidnische Eltern und Verwandte haben.

Die Kolonie ist in vier Distrikte getheilt und zählt etwa zwanzig größere Ortschaften mit vielen Filialen. In Freetown, dem nördlichsten derselben, sind außer der gleichnamigen Hauptstadt noch Wilberforce, Furahbai, Kissey und Wellington zu nennen. Südöstlich und südlich davon liegen im Flußdistrikt Hastings und Waterloo; im Bergdistrikt Leicester, Gloucester, Regent, Charlotte, Bathurst; im Seedistrikt der Küste entlang endlich York und Kent.

Weiße hielten sich in Sierra Leone im Jahr 1860 nur 131 auf. Wie der Handel aus ihren Händen schon größtentheils in die der Schwarzen übergegangen ist, so füllen Neger und wohl unterrichtete Farbige aus Britisch-Westindien allmählich auch die meisten Stellen in der Verwaltung der Kolonie aus. Schon seit mehr als zwanzig Jahren besteht in derselben eine zuverlässige farbige Landwehr,

ja vor mehr als zwanzig Jahren schon gaben schwarze Geschworne ihre Urtheilssprüche in einer Weise ab, daß der oberste weiße Richter wiederholt seine Anerkennung darüber äußerte. Eltern, die vor 25 Jahren als nackte Wilde in Sierra Leone an's Land gesetzt wurden, verwenden zum Theil jetzt jährlich 75 Dollars auf den Unterricht ihrer Kinder. In der unter einem farbigen Rektor stehenden höheren Schule, die hundert Schüler zählt, wird in der obersten Klasse Latein und Griechisch, Mathematik und Astronomie gelehrt. Von den 23 Zöglingen, die im Jahr 1865 daraus entlassen wurden, sind fünf Schullehrer geworden, andere gehen auf Kriegsschiffe, um die Schifffahrt zu erlernen, während die meisten bei Kaufleuten in die Lehre treten, einige wenige auch in England ihre Studien vollenden. Minder erfreulich ist, daß das unter der Leitung der kirchlichen Mission stehende Seminar in Fourah-Bai nur eine äußerst geringe Zahl von Zöglingen hat, die sich auf den auch in Sierra Leone nicht sehr einträglichen Prediger-beruf vorbereiten. Doch danken wir Gott für den Segen, den er auf die opferreiche Arbeit von zwei Menschenaltern gelegt hat!

Aber, wie ist denn diese Kolonie entstanden? Dies ging also zu:

Vor achtzig Jahren war die Halbinsel Sierra Leone nur wenig bevölkert. Gegenüber am Festlande fand ein Treiben der Stämme vom Innern nach der Küste statt, das wie eine Völkerwanderung im Kleinen wirkte. Ob die tief in's Innere gedrungenen Sklavenkriege und dadurch neu entstandene Herrschaften, oder ob der von Norden und Osten her sich immer weiter ausbreitende Muhammedanismus

mehr Theil an dieser Erscheinung hatte, ist bis jetzt nicht ermittelt. Genug, die von Innen treibende Macht der Nationen durchbrach die Völkerschichten längs der Küste und ließ von denselben nur zerstreute Trümmer übrig, während tiefer im Innern sich meist unter moslemischen Gewaltherrschern massige Reiche aus zusammengeschmolzenen Völkern bildeten.

Unter diesen Umständen ersah sich in London ein scharfes Auge den Punkt, von wo eine mächtige Gegenwirkung ausgehen sollte gegen den Pesthauch des Sklavenhandels, der über Afrika hinwehte. Als es im Jahr 1772 dem unermüdlichen Menschenfreund Granville Sharpe gelungen war, die Freiheit der Schwarzen, die in England lebten, vor Gericht zu erkämpfen, gab es in Kurzem deren an 400, die als Sklaven hergekommen und nun von ihren Herren, die sie nicht mehr nach Belieben behandeln durften, weggejagt, nicht wußten, wovon sie leben sollten, und in den Straßen Londons herumbettelten. Da reifte in Sharpe der ihm von einem mit West-Afrika genau bekannten Freunde nahegelegte Gedanke an eine freie Neger-Kolonie in Sierra Leone, wo leicht ein Landstrich zu kaufen war. Sein Plan fand Eingang bei der Regierung, die mit den schwarzen Straßenbettlern nichts anzufangen wußte, und sie wurden mit freigebiger Staatsunterstützung dorthin gebracht. Aber welcher Troß von Menschen war das! Sie wurden nur noch schlechter durch die sechzig Weißen, die mitgingen, worunter Weiber vom schlechtesten Rufe. Kein Wunder, wenn unter einem durch Fieber aufreibenden Klima, bei verworfenem Wandel und einer Arbeitsscheu, die so weit ging, daß sich Viele nicht einmal Hütten bauen mochten,

die Zahl der Ansiedler bald auf die Hälfte schmolz. Als ihnen nur noch die Wahl zwischen Hungertod und Arbeit blieb, rafften sie sich wohl auf, jedoch blos um zu verkaufen, was ihnen die im Jahr 1783 in's Leben getretene Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels mitgegeben hatte, und den Erlös zu vertrinken. Darauf verließen Viele die Halbinsel, um in den nahen Sklaven-Faktoreien als Schreiber und dgl. ein Unterkommen zu suchen. Die Räubereien der Zurückgebliebenen erbitterten einen benachbarten Häuptling so, daß er 1789 die unbeschützten Gebäude anzündete und von der ganzen Ansiedlung Nichts übrig ließ. Ein anderer Häuptling erbarmte sich des elenden Häufleins, das sich zu ihm rettete.

Es gehörte der Muth und die Ausdauer eines Sharpe dazu, nach solchem Anfang das Unternehmen nicht aufzugeben. Er bildete eine Sierra-Leone-Gesellschaft, in deren Eigenthum 1791 die Kolonie überging. Dem Gouverneur Falconbridge gelang es, die Verhältnisse wieder so zu ordnen, daß außer hundert Europäern, die zuerst einen tüchtigen Zusatz bilden sollten, eine Anzahl derjenigen Neger dahin gewiesen werden konnte, die im amerikanischen Kriege tüchtig auf der englischen Seite mitgefochten hatten und nun nach eingetretener Unabhängigkeit der Provinzen nicht der republikanischen Rache überlassen bleiben durften. Sie waren in Neu-Schottland und auf den Bahama-Inseln gesammelt. Ihrer 1100 schifften mit Freuden aus dem rauhen Klima des nördlichen Amerika nach der afrikanischen Halbinsel über. Mangel und Krankheit lichteten zuerst ihre Zahl, dann aber fing die Kolonie an zu blühen und versprach eine Festung gegen das Sklavenwesen an der Küste

Afrika's zu werden. Kein Wunder, daß der Haß der Sklavenhändler sich gegen sie wandte. Aber durch welches Werkzeug! Durch eine Flotte des französischen National-Convents, der so schön über Menschenrechte und gegen Unterdrückung zu deklamiren wußte, der seine zujauchzende Freude über die Pflanzung ausgesprochen, sie unter seinen Schutz gestellt und diese Flotte zur Zerstörung des Sklavenhandels ausgesendet hatte! In England gebaute, nach englischer Weise aufgetakelte Schiffe mit englischen Flaggen und englisch verkleidete Matrosen eröffneten die Beschießung der neu erbauten Stadt Freetown, und schossen noch fort, auch als der Statthalter längst die Waffenstillstandsflagge aufgezogen hatte. Die Kolonisten flohen auf's Land oder in die Wälder, die Behausung der Leoparden. Als sie zurückkehrten, fanden sie alle Bücher zerrissen, besonders die Bibeln mit dem ärgsten Hohn zertreten, die Druckerpressen zerschlagen, wissenschaftliche Sammlungen vernichtet, die physikalischen Aparate zertrümmert, die Arzneiwaaren unbrauchbar gemacht, die Kirche geplündert und Kanzel, Uhr und Bücher zerstört. Nachher brannte, von den Barbaren angezündet, die Stadt noch nieder. Auch die Schiffe der Compagnie wurden weggenommen, und sogar die mitgebrachten Briefe geraubt. Man hatte zur Verbesserung des Klimas bereits Stunden weit Wälder ausgehauen. Vernichtet schien jetzt auf einmal der durch mühselige Arbeit erworbene Wohlstand, vernichtet alle Bedeutung der Kolonie, an welche schon fern wohnende afrikanische Häuptlinge Gesandtschaften um freundlichen Verkehr geschickt und ihre Kinder zur Erziehung gesendet hatten. Die Negerhäuptlinge zeigten in dieser Noth bessere Herzen,

als die große Nation und als die christlichen Sklavenhändler. Während diese das Mögliche thaten, die Lage der bedrängten Kolonisten noch zu verschlimmern und die Pflanzung nicht wieder aufkeimen zu lassen, kamen jene den Nothleidenden zu Hilfe.

Der Muth der Direktoren der Sierra-Leone-Gesellschaft war bewundernswerth. Sie rüsteten neue Schiffe aus, sandten Hilfe und Vorräthe aller Art, und nach vier Jahren stand die Stadt schon wieder mit 300 Häusern, mit schönen öffentlichen Gebäuden und Werften, etwas besser gegen Ueberfälle geschützt und von 1,200 Menschen bewohnt da. Unter solchen Kämpfen, unter großer Selbstverleugnung und mit vielen Opfern baute die Gesellschaft Hand in Hand mit den Missionsfreunden, die für Missionare sorgten, fort, und also ist Sierra Leone geworden, was es heute darstellt.

Im Jahre 1807 übernahm die britische Regierung die Oberleitung der Kolonie und sandte von nun an alle Sklaven, die sie den Sklavenschiffen und Sklavenhändlern abnahm, dorthin.

4. Madagaskar.

Kaum ein anderes Missionsfeld Afrikas, oder der Welt, hat so viel Früchte und andererseits so viel blutige Opfer aufzuweisen, als die Insel Madagaskar.

Diese zu Afrika gehörende Insel liegt östlich vom Festlande und ist von diesem nur durch die Straße von Mo-

zambique getrennt. Sie hat einen größeren Flächeninhalt als Spanien und ist die drittgrößeste Insel der Welt mit 4 — 5 Millionen Einwohnern, deren Zahl jedoch früher bedeutend größer war. Vom Meere aus stellt sie sich dem Auge als ein gewaltiges Amphitheater mit grünen Riesenstufen dar. Rings um die Insel läuft wie ein breiter Saum die fruchtbare, aber ungesunde Küstenebene her. Das von großen Hochflächen durchzogene Innere ist wenig bekannt. Die Pflanzenwelt ist eine überaus reiche, und wilde Thiere finden sich nicht, dagegen ist das Wildschwein und Krokodill sehr zahlreich vertreten.

Den Ueberlieferungen der Eingeborenen nach waren die Ureinwohner des Landes das negerartige, zwerghaft kleine Geschlecht der Wazumbas. Die jetzige Bevölkerung scheint ihren Ursprüngen nach verschiedenen, vorwiegend aber malaischen Stämmen anzugehören, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Mischvolk gestalteten, welches im Wesentlichen nur eine Sprache, und zwar die malaische redet, die aber doch bedeutende Verwandtschaft mit den Gallazungen verräth.

Auch Madagaskar schmachtete, wie ganz Afrika, unter dem furchtbaren Fluch der Sklaverei. Jährlich wurden Tausende aus ihrem Vaterlande getrieben, um es nie wieder zu sehen. Die fünfzig das Volk beherrschenden Häuptlinge führten des Menschenhandels wegen beständig unter einander Kriege.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts aber unterwarf der mächtigste dieser Häuptlinge beinahe alle andern, gründete ein auf Militärdespotismus sich stützendes Königreich und nannte sich Radama I.

Unter seiner Regierung begann die Londoner Missionsgesellschaft (1798) den Samen des Evangeliums auszustreuen, indem sie Dr. Van der Kemp, den sie nach Süd-Afrika sandte, beauftragte, auch für Madagaskar das Möglichste zu thun. Aber erst im Jahre 1818 wurden die zwei ersten für Madagaskar bestimmten Boten Jones und Bevan dorthin abgesandt.

„Die Madagassen zu Christen zu machen?" rief der Gouverneur einer dortigen französischen Niederlassung aus. „Unmöglich! Sie sind nur Thiere und haben nicht mehr Vernunft als das liebe Vieh. Die Franzosen haben es lange genug unter ihnen versucht und konnten keinerlei geistige Begabung entdecken."

Die Hauptstadt des Landes, Antananariwo, liegt etwa 25 Meilen landeinwärts auf einen hohen Granit- und Basaltrücken, der sich 500 Fuß über die umliegende Ebene erhebt und so steile Wände hat, daß einen fahrbaren Weg dort hinauf zu führen kaum möglich ist. Hierher kam 1820 die aus einem englischen politischen Abgesandten und dem Missionär Jones bestehende englische Gesandtschaft, um mit Radama I. zu unterhandeln. Ersterer sollte einen Vertrag für Abschaffung des Sklavenhandels, letzterer die Erlaubniß zur Gründung von Missionsstationen bezwecken.

Wie freuten sich die Missionsfreunde, als im Frühjahr 1821 bei dem Jahresfest der Londoner Mission ein französisch geschriebener Brief Radama's vorgelesen wurde:

„Meine Herren!

„Als zwischen mir und dem Gouverneur Farquhar der Vertrag in Betreff der Abschaffung des Sklavenhandels auf Madagaskar abgeschlossen wurde, begleitete Missionar Da-

vid Jones den britischen Commissär und langte in der Hauptstadt meines Reichs an in der Absicht, meine Erlaubniß zu erhalten, sich nebst andern Missionaren in meinen Staaten niederlassen zu dürfen. Nachdem ich mich genau nach seinem Auftrag erkundigt hatte, habe ich demselben mit großen Vergnügen meine Einwilligung ertheilt, da Ihr Missionar mir volle Gewährleistung dafür gegeben hat, daß die Männer, welche Sie aussenden, keinen andern Zweck haben, als auf dem Wege der Ueberzeugung mein Volk zu erleuchten, und demselben nicht mit zwingender Gewalt, sondern durch milde Ueberredung die Mittel zu zeigen, wie es durch die Annahme des Evangeliums Christi glücklich werden kann.

„Ich ersuche Sie daher, meine Herren, mir so viele Missionare zu schicken, als Sie für zweckmäßig erachten, zugleich aber auch geschickte Handwerker, damit meine Unterthanen ebenso gute Handwerker als Christen werden. Ich verspreche denselben alle Sicherheit und Achtung. Vor Allem werden Männer erfordert, die im Stande sind, mein Volk in der christlichen Religion und in nützlichen Arbeiten zu unterrichten. Ich wünsche sobald als möglich eine günstige Antwort zu erhalten. Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung und Liebe."

Ueberbracht wurde dieses Schreiben von Prinz Ratafe, Radama's-Schwager, der zehn Jünglinge nach England begleitete, die dort ihre Ausbildung empfangen sollten. Sie wurden von der britischen Regierung der Sorge der Missionsgesellschaft übergeben, welche auch die erbetenen Missionare (d. h. einen, sammt vier Handwerkern) alsbald mit dem heimkehrenden Ratafe aussandte. Schon das

Jahr vorher war dem einsamen Jones von Mauritius aus Missionar Griffiths mit seiner Gattin zu Hilfe geeilt.

Das Volk, unter dem sie Alle vereint nun ihre Arbeit beginnen sollten, stand den äußeren Lebensbedingungen nach keineswegs auf der untersten Stufe der Gesittung. Es verstand sein treffliches Eisen in einfachen Schmelzöfen zu Waffen und Ackergeräthen zu verarbeiten und nährte sich von Ackerbau und Viehzucht. Die Wohnungen waren in den verschiedenen Provinzen verschieden; man fand deren von der einfachsten, mit Baumzweigen bedeckten Erdhütte, die ihre Bewohner nicht einmal vor Wind und Regen schützte, bis zum nett eingerichteten Hause. Trotz des warmen Klima's war die Kleidung der Eingeborenen anständig, bei manchen sogar reich. Sie bestand bei allen Klassen der Bevölkerung aus der Lamba, einem bei den Männern über die linke, bei den Frauen über die rechte Schulter geworfenen Tuch, das lose über die Kniee herabhing. Das theils grobe, theils ungemein feine Gespinnst verschiedener Arten von Seidenraupen wurde mit glänzenden einheimischen Farben gefärbt und auf einfachen Webstühlen indischen oder arabischen Ursprungs manchmal in wirklich schönen Zeichnungen zu den Gewändern der Reichen und Vornehmen verwoben. Die Mittelklassen trugen bei Tag Zeuge aus einheimischer Baumwolle oder einer sehr dauerhaften Hanfart, die ihnen Nachts zugleich als Decken dienten. Die zähen Fasern der majestätischen Rofia-Palme lieferten die Kleidung der Sklavenbevölkerung, die zur Arbeit oft nur ein Tuch um die Lenden band.

Ist der Maßstab für die Civilisation eines Volkes aber nicht in solchen Aeußerlichkeiten, sondern vielmehr in seinen

Gesetzen und deren Strafbestimmungen zu suchen, so waren die Madagassen dennoch im vollen Sinn des Worts Barbaren. Die Gebräuche gesitteter Nationen fanden sich zwar bei ihnen in der Bestellung von Richtern und in öffentlichen Gerichtsverhandlungen, worin der Kläger und der Angeklagte sammt ihren Zeugen einander gegenüber gestellt wurden; allein das war selten mehr als bloße Form, denn es fehlte durchweg an den Eigenschaften, die allein einer solchen Einrichtung ihren Werth verleihen. Ein Gefühl von der Heiligkeit des Eids, Achtung vor der Wahrheit, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit im Urtheil gehörten zu den seltenen Ausnahmen. Nicht einmal die einfachste Rechtsform aber begleitete die Vollziehung des Gottesurtheils durch den Absud der giftigen Tangena-Nuß. Es genügte, daß ein Mensch einen Feind hatte, der ihn der Zauberei beschuldigte, weil er nach seiner Habe trachtete, um diese furchtbare Probe über ihn zu verhängen. Bei der Bereitung des Gifttranks herrschte solche Willkür, daß das Gottesurtheil sehr leicht in ein sofortiges Todesurtheil verwandelt werden konnte. Nach ungefährer Schätzung mußte etwa ein Zehntheil der Bevölkerung sich der Tangena-Probe unterziehen, die der Landesfürst als Oberpriester bisweilen auch als Landesreinigung, wodurch die Bösen ausgeschieden werden sollten, über ganze Dörfer und Distrikte verhängte. Wohl 3000 Personen fielen jährlich meist in der Blüthe des Lebens dieser Geisel zum Opfer und ließen ihre Angehörigen in Schmach und Elend zurück; denn Hab' und Gut des dem Gift Erlegenen fiel den Richtern und Wahrsagern anheim. Seine Wohnung wurde von der Erde vertilgt. — So wohlwollend und aufgeklärt Radama sonst war, kannte

er, wenn er sich beleidigt fühlte, doch keine Achtung vor dem menschlichen Leben. Ein Sklave hatte einst das Mißgeschick, an der königlichen Tafel eine Schüssel zu zerbrechen. Radama hieß einen neben ihm stehenden Offizier den Mann hinausführen und sorgen, daß ihm nicht zum zweitenmal ein solches Vergehen begegne. Er ging und kehrte kurz darauf mit der Meldung zurück, der Schuldige sei todt. — Von empörender Grausamkeit waren die verschiedenartigen Todesstrafen, welche die Gesetze auf vierzehnerlei Verbrechen setzten, unter welch letzteren Verrath eine Hauptrolle spielte. Langsames Verbrennen bei schwachem Feuer, Geiselung, Kreuzigung und Aushungerung waren die schwereren, Durchspießung, Enthauptung, Erstickung in einer mit siedendem Wasser gefüllten Grube und Hinabschleudern in einen Abgrund die leichteren Todesarten. Die Hinrichtung eines Verbrechers war ein Festtag für Alt und Jung, und die Gewöhnung an den grausen Anblick menschlicher Qualen wirkte furchtbar verhärtend auf alle edleren Gefühle.

Das Erste, was die Missionare thaten, war natürlich die Erlernung der Sprache, die erst dem Munde der Eingebornen abgelauscht werden mußte, um ihnen nachher in geschriebener Form zurückgegeben zu werden. Dann machte man sich an die Abfassung von Elementar-Schulbüchern und die Uebersetzung der Evangelien. Der Schulunterricht spielte zunächst die Hauptrolle, seit am 8. Dezember 1820 die erste Schule eröffnet war. Der König schätzte denselben als ein Mittel zur Beförderung des Volkswohls so hoch, daß er zuerst die Kinder seiner eigenen Familie den Missionaren zuschickte, und dann seinen Unterthanen befahl, seinem Bei-

spiel zu folgen. Im Lauf von zehn Jahren traten so in der Hauptstadt und ihrer Umgebung gegen 100 Schulen in's Leben, die von wohl 5000 Kinder beider Geschlechter durchlaufen wurden.

Jedoch verstrichen Jahre, ohne daß es auch nur zu einer Bekehrung kam; doch hatten die Missionare den ermuthigenden Eindruck, einstweilen den Boden für ein künftiges Gnadenwerk bereiten zu dürfen. Die Volksreligion war nicht jenes fest abgeschlossene System, das in andern Ländern der Verkündigung des Evangeliums oft so mächtige Hindernisse in den Weg legt. Es bestand keine erbliche Priesterkaste, die seinen Anforderungen hätte gegenüber treten müssen. Die Gunst des Herrschers und der hervorragendsten Männer des Landes sicherte die Missionare vor jedem äußern Widerstand, und mehr und mehr durften sie auch von Seiten des Volks ein liebendes Vertrauen erfahren, das bewies, wie man ihre Wirksamkeit zu würdigen anfing, so gut, als das Verdienst der Engländer um die Unterdrückung des Sklavenhandels.

Im September 1822 hatten sich sämmtliche Glieder der Missionsfamilie, die in der Heimath verschiedenen christlichen Bekenntnissen angehört hatten, zu Einer Kirchengemeinschaft vereinigt und dieß durch die gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls besiegelt. Die verschiedensten Christen, die sich in Zukunft hier zusammen fänden, sollten, wenn sie nur dem Evangelium gemäß wandelten, als Glieder und Brüder anerkannt werden, damit in wahrhaft evangelischem Missionsgeist die Frucht der Gerechtigkeit im Frieden gesäet werde. Der Tod war wiederholt in ihren Reihen eingekehrt, aber nachrückende Brüder hatten die

Lücken ausgefüllt. Und jetzt nahte die Zeit, da sich die liebliche Aussicht eröffnete, auch eingeborne Miterlöste in die kleine Gemeinde aufnehmen zu dürfen. Zu Ende des Jahres 1827 wirkte der Geist Gottes sichtbar so kräftig an die Herzen von etwa fünfzig Eingebornen, daß Missionar Johns sie als reif zum Taufunterricht betrachtete und sich die Erlaubniß dazu vom König erbat, der sich bis dahin mehr erschreckt als erfreut gezeigt hatte, wenn irgendwo eine entschiedenere Hinneigung zum Christenthum hervortrat und den Aerger der Götzenbewahrer wachrief.

Die Bitte wurde gewährt. Es war eine der letzten Handlungen Radama's, der (27. Juli 1828) erst 36 Jahre alt starb. Er hatte, während die Missionare in seiner Hauptstadt und deren Umgebung ihre Friedenssaat ausstreuten, bald mit Wohlgefallen die Fortschritte ihrer Schüler in äußeren Dingen verfolgt, bald auch sich in entlegenen Provinzen blutige Lorbeeren geholt. Mit Schmerz bemerkten dabei die Missionare, wie er, statt dem Evangelium näher zu kommen, sich mehr und mehr dem Trunke und einem ausschweifenden Fleischesleben ergab. Als dann (8. Okt. 1826) der wackere Hastie starb, schien vollends sein Schutzgeist von ihm gewichen zu sein. „Ich habe viele meiner Leute, gute Soldaten und Offiziere vom höchsten Adel verloren, aber dieß ist nichts im Vergleich mit dem Verlust Andrian-Asys" (Fürst Hastie's), schrieb er damals an den Gouverneur von Mauritius, und er hatte Recht. Nun sank er immer tiefer und kürzte namentlich während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Tamatawe sein Leben durch nächtliche Gelage ab. Er hatte sein Land dem milden Strahl des Evangeliums geöffnet aber nicht sein Herz.

Radama hatte zu seinem Nachfolger den im Unterricht der Missionare herangewachsenen Prinzen Rakotobe, seinen 18jährigen Neffen bezeichnet; und mit hoher Lust blickte das Volk zu dem hoffnungsvollen Jüngling empor. Am Hofe jedoch gab es eine altheidnische, den Neuerungen der vorigen Regierung gründlich abgeneigten Partei. Mit ihrer Hilfe gelangte Ranawalona, eine von Radama's vielen Frauen, durch Bestechung und Gewaltthat zum Thron.

Kalte Grausamkeit bezeichnete von Anfang an ihre Schritte. Ihre erste That war die Ermordung der königlichen Prinzen. An Rakotobe kam die Reihe zuerst. Vor seinen Augen grub man sein Grab. Er bat um Zeit zu beten und wurde dann erstochen. Sein Vater Rataffe war der nächste, den die Spieße durchbohrten. Seine Mutter, Radama's Schwester, mußte den Hungertod leiden. Ihre betagte Mutter sandte man in eine Fieberregion und gab ihr etwas Nahrung, um ihre Leiden zu verlängern. Wachen umgaben und erschreckten sie von Zeit zu Zeit durch die Nachricht, der Scharfrichter sei da, oder durch die Frage, ob sie lieber im Hause oder im Freien hingerichtet werden wolle? So starb sie an Angst, Fieber und Hunger langsam hin. Ihr Bruder Andrianilana wurde erstochen, Radama's Bruder Ratafikia zu Tode gehungert. Acht Tage brauchte es, den starken Mann zu tödten; bis zum fünften hörte man sein Jammergeschrei. Nachdem sein Stöhnen verstummt war, öffnete der Hauptmann der Wache das Fenster, um zu sehen, ob er todt sei; sprechen konnte er nicht mehr, schien aber mit flehenden Geberden um den Tod zu bitten. Der Hauptmann war ergriffen, durfte

aber seine Qualen nicht enden, da königliches Blut eigentlich nicht vergossen werden durfte. Doch wurde von Radama's zwei Vettern der jüngere niedergestochen, während der ältere auf eine der Comoro-Insel entkam, wo er 1841 starb.

Jetzt kam es an die Freunde der Königin. Der Offizier, der am meisten zu ihrer Thronbesteigung geholfen, ihr Liebling, dem sie einst versprochen hatte, ihn wegen keines Verbrechens je am Leben zu strafen, wurde durch den Neid der Höflinge zum Tod gebracht. Man munkelte, er strebe nach dem Besitz der Krone, und im trunkenem Zustande sprach sie sein Todesurtheil. Aber furchtbare Angst quälte sie von nun an Tag und Nacht. Mehrmals wurde sein Leichnam ausgegraben und zuletzt verbrannt. Seine Gattin und eine Sklavin wurden erdrosselt.

Nicht lange, so nahm das Blutvergießen größere Maßstäbe an. Ranawalona fürchtete die Ueberfälle von Häuptlingen, die Radama's Oberherrschaft nur gezwungen oder gar nicht anerkannt hatten. Ihnen zuvor zu kommen, sandte sie zwei Heere aus, ließ Dörfer überfallen und die friedlichen Einwohner schlachten. Weiber und Kinder wurden als Sklaven die Beute der Soldaten. An einem Ort warf man die Männer gebunden auf zwei Tage in eine Grube und dann kreuzigte man sie rings um's Dorf. Die Weiber und Töchter erklärten rund, sich nicht als Sklaven fortschleppen zu lassen, nachdem man ihre Männer, Väter und Brüder gemordet, so wurden sie erstochen. In einem Bezirk sollen 7000 Männer mit gebundenen Händen wehrlos abgeschlachtet, 13,000 Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht worden sein. Da sah man kleine Mädchen auf dem Marsch von den Soldaten mit den Speeren getrie-

ben, man sah Mütter mit letzter Anstrengung ihrer Kräfte die Kinder tragen, bis sie niedersanken und die Speere ihrem Leiden ein Ende machten; man sah andre von ihren Kleinen gerissen und beide an verschiedene Käufer gegeben. Man nimmt an, Ranawalona habe in den ersten 10—12 Jahren ihrer Regierung 100,000 ihrer Unterthanen geopfert. Viele unterlagen der Tangena-Probe, da die Königin eine solche Landesreinigung für nothwendig hielt. Auch die von Radama abgeschaffte Ermordung an Unglückstagen geborner Kinder kam wieder in Schwang.

Die Missionare wurden jedoch von diesem schrecklichen Weib zunächst nicht belästigt. Sie hatten sogar in dieser Zeit freie Hand in Antananariwo. Am 22. Mai 1831 bestätigte Ranawalona die von Radama ertheilte Erlaubniß zur Gründung einer eingebornen Christengemeinde. Gleich am folgenden Sonntag (29. Mai) ertheilte Missionar Griffiths zwanzig Erstlingen die Taufe. Andere folgten, darunter manche frühere Hauptstützen des Götzendiensts, die sich als Wahrsager Geld und Ansehen erworben hatten. Immer weiter breitete sich unter den Hörern des Worts ein Geist ernsten Forschens aus. Neben den öffentlichen Gottesdiensten mehrten sich die Gebetsversammlungen in Privathäusern; Leute jedes Rangs, von den Sklaven bis hinauf zu den Gliedern des königlichen Hauses kamen unter den Einfluß des Evangeliums. Auch in ferne Provinzen waren schon Samenkörner der Wahrheit getragen worden durch christliche Offiziere, deren Sanftmuth und Milde sich wie ein Lichtstreifen durch die in Ranawalona's Kriegen verübten Thaten der Finsterniß zieht. Die aus der Missionspresse hervorgehenden heiligen Schriften strömten als Bäch-

lein lebendigen Wassers in's Land hinaus, aus denen Jeder, der selbst daraus zu schöpfen gelernt hatte, auch Andere schöpfen lehrte. Wer lesen konnte, bemühte sich, der Lehrer seiner Freunde zu werden; ein neues Volk war in der Geburt. Auf 10—15,000 schätzt man im Ganzen die Zahl der Jünglinge, die bis zum Jahr 1835 die Missionsschulen besuchten, und auf 30,000 die der lesenden Madagassen.

Ein solches Werk mußte ja nothwendig den Grimm des Fürsten dieser Welt reizen. Bald begannen auch die Götzenbewahrer der Königin die Gefahr der neuen Religion, der Aenderung der Sitten, des bedrohlichen Eindringens englischer Weise vorzuhalten. Sie selbst war roh, unwissend, liebte die Götzen, fürchtete wohl auch in bösem Gewissen die geistige Macht des Evangeliums. Schon ein halbes Jahr, nachdem sie die Erlaubniß zur Taufe ihrer Unterthanen ertheilt hatte, nahm sie dieselbe für alle in Civil- und Militärdienst der Regierung Stehenden wieder zurück. Unter dem Vorwand des Gehorsams gegen das von Radama erlassene Verbot geistiger Getränke war schon einen Monat zuvor die Feier des heiligen Abendmahls untersagt worden, das die Christen fortan mit Wasser begingen. Gegen das Ende des Jahres wurde das Verbot der Taufe von den Regierungsbeamten auf alle Unterthanen ausgedehnt; als Christen bekannte Offiziere degradirte man. Immer drohender mehrten sich die Anzeichen eines nahenden Sturmes, die Missionare und ihre 200 Bekehrten aber verdoppelten nun im Gefühl, wie kurz vielleicht die ihnen gegönnte Frist noch sei, ihre Anstrengungen, die angefaßten Seelen noch fester zu gründen und in möglichst viele Herzen den ersten Strahl der Wahrheit zu werfen.

Zu Anfang des Jahres 1835 sollte der Sohn eines hohen Beamten am Götzenopfer der Königin theilnehmen. Er verweigerte es, denn er war ein Christ. Das erregte große Erbitterung am Hof, da auch der erste Minister erklärter Feind der Christen war. Ranawalona waren fortan alle Angeber derselben willkommen, und schon Ende Januars wurde bei dem obersten Richter eine förmliche Anklage gegen die Anhänger der neuen Lehre erhoben, des Inhalts:

„1. Sie verachten die Götzen. 2. Sie beten immer. 3. Sie wollen nicht schwören, sondern nur einfach bejahen. 4. Ihre Frauen sind keusch. 5. Sie beobachten den Sabbath als einen heiligen Tag."

Schönes Zeugniß ihrer Feinde, die, wie einst die Neider Daniels keine Sache zu ihnen zu finden wußten, ohne über ihren Gottesdienst. Die Königin aber war darüber gewaltig aufgeregt. Konnten Diejenigen, welche damit anfingen, die Landesgötzen zu verachten, nicht zuletzt auch dahin kommen, sie, die sichtbare Göttin Madagaskars, mit Geringschätzung zu betrachten? Das Christenthum war in ihren Augen nun nicht mehr blos eine Mißachtung der Volksreligion, sondern ein politisches Vergehen. Als sie am folgenden Sonntag mit ihrem Hofstaat an einer der Kapellen vorbeikam, in welcher die Gemeinde gerade sang, äußerte sie: „Diese Leute werden nicht aufhören, bis einigen von ihnen der Kopf abgeschlagen ist." Etliche Tage darauf ließ sie sich ein Verzeichniß der Häuser geben, in welchen Gebetsversammlungen gehalten wurden. Sie schwur, sie werde die Besitzer jener Häuser zum Tode bringen, und schien so aufgebracht, daß ihre Umgebung kaum zu reden wagte. Doch ergriffen einige ihrer Räthe das Wort für die Christen.

Einer erkühnte sich sogar zu sagen: „Ich habe sie jahrelang beobachtet und keine aufrichtigeren, fleißigeren, zuverlässigeren Leute gesehen als sie. Sie haben auch mehr Erkenntniß als die meisten Andern. Deine Vorfahren, o Königin, haben großen Werth auf treue Unterthanen gelegt. Ich fürchte, der Schade wird dein sein, wenn du etliche der jungen Leute tödtest, welche den Unterricht der Europäer genossen haben. Dieß sind meine Gedanken, o Frau, und ich kann sie nicht verbergen, was immer daraus entstehen mag.“ Ranavalona schien besänftigt, doch bald gewann eine andere Stimme ihr Ohr.

Ein Häuptling von Rang begehrte eine Audienz und verlangte von der Königin einen blanken, scharfen Speer. Auf die Frage wozu, erwiderte er: „Ich habe die Schmach gesehen, welche den Göttern, den Hütern des Landes, durch den Einfluß der Fremden angethan wird, und wie durch ihren Unterricht und ihre Bücher die Herzen des Volks von den Sitten der Väter und von der Königin abgewendet werden. Schon haben die Fremden viele Adelige am Hof und im Heere für sich gewonnen, auch viele Bauern und Schaaren von Sklaven. All dieß ist nur Vorbereitung. Auf ihren Wink wird ein Kriegsheer aus ihrer Heimath kommen und das Land in Besitz nehmen, was nicht schwer halten wird, denn das Volk ist seiner Regierung bereits entfremdet und den Ausländern geneigt. Dieses Unglück will ich nicht erleben; darum, o Königin, fordere ich von dir einen Speer, um mein Herz zu durchbohren.“

Außer sich vor Schmerz und Wuth, schwieg Ranavalona eine Weile; dann erklärte sie, sie wolle dem Christenthum ein Ende machen, und sollte es auch alle Christen das Leben

kosten. Vierzehn Tage lang hüllte sich nun der Hof in Trauer; die Musikbande feierte, alle üblichen Lustbarkeiten unterblieben. Ein banges Warten der kommenden Dinge ergriff alle Klassen der Bevölkerung. Offenbar überlegte man sich im Palast die wirksamsten Maßregeln zur Ausrottung des Christenthums.

„Herr, hilf uns, wir verderben!“ lautete am 26. Febr. 1835 der Text, über den in der Kapelle von Ambatonakanga gepredigt wurde, als ein Bote der Königin die Missionare abrief, um in Griffiths Wohnung eine Mittheilung derselben in Empfang zu nehmen. Dort überreichte ihnen der erste Minister folgendes Schreiben: „Ich kann nicht gestatten, daß die von meinen Ahnen getroffenen Einrichtungen verändert werden. Ich schäme und fürchte mich nicht, die Weise meiner Ahnen aufrecht zu erhalten. Und was den Gottesdienst betrifft, sei es am Sonntag oder an andern Tagen, und die Ausübung der Taufe und das Bestehen der Gesellschaft (sie verstand darunter die Gemeinde), so sind diese Dinge meinen Unterthanen nicht erlaubt. Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften aber werden meinen Unterthanen nützlich sein; lehret sie das, denn das ist gut.“

So war also mit Einem Schlag der öffentlichen Verkündigung des Worts ein Ende gemacht! Vergeblich reichten die Missionare in aller Ehrerbietung ihre Gegenvorstellungen ein; jene Predigt über den Angstruf der Jünger auf dem sturmbewegten Meer war die letzte in dem alten Kirchlein und für jetzt auf ganz Madagaskar.

Kaum dämmerte der Morgen des 1. März, so verkündete der Donner der Kanonen den Anbruch des Tages, auf den die Königin eine allgemeine Volksversammlung zusammen=

berufen hatte, um ihren Unterthanen ihren Willen kund zu thun, die wehrlosen Jünger Jesu zu strafen. Mindestens 100,000 Personen hatten sich dazu eingefunden, und 15,000 Kriegsleute bildeten Spalier. Aengstlich erwartete die schweigende Menge Ranawalona's Botschaft. Endlich erschien der Oberrichter und verlas ein langes Edikt, das befahl, die alten Bräuche treu zu befolgen und alles Neue zu meiden, und schließlich verlangte, daß Alle, welche die Taufe empfangen, Gebetsversammlungen gehalten, Sklaven lesen gelehrt, oder auch nur die Gottesdienste der Christen besucht hätten, sich freiwillig den Richtern stellen sollten, um ihr Vergehen zu bekennen. Wer dieß nicht thun und doch einer näheren Verbindung mit den Missionaren überwiesen würde, sollte sein Leben verwirkt haben. — Versuche, die Zurücknahme dieser letzteren Verordnungen zu erlangen, hatten nur die Folge, daß statt eines monatlichen nur ein achttägiger Termin zur Selbstanklage gewährt und überdieß die Auslieferung der Bücher befohlen wurde.

In den ersten Tagen war der allgemeine Schrecken so groß, daß Niemand die Missionare zu besuchen wagte. Viele Neue Testamente ꝛc. wurden ausgeliefert, manche mit Thränen und tiefem Schmerz; Viele verbargen aber auch ihre Schätze, verscharrten sie in den Boden oder brachten sie sonst an sichere Plätze. Nicht wenige drängten sich in jener denkwürdigen Woche herzu, um ihre Namen in die aufgelegte Liste einzutragen und die Königin um Gnade anzuflehen. Einige sagten den Missionaren offen: „Da Gott uns nicht schützen will, können wir auch thun, was uns gefällt," und kehrten in's Heidenthum zurück. Andere erklärten den Beamten: „Wir haben nichts Böses gethan

und beabsichtigten in unsern Gebeten nichts gegen die Königin und ihr Reich. Wir beteten zu dem Gott des Himmels und der Erde um Beglückung ihres Landes." Mit Lebensgefahr schlichen Etliche sich bei Nacht in die Wohnungen ihrer Lehrer, um sich durch Gebet und Betrachtung des Wortes zu stärken.

Am 9. März wurde eine zweite Volksversammlung zusammenberufen, um den Spruch über die Christen zu vernehmen. Die Richter erschienen mit dem königlichen Dekret in der Hand. „Ihr habt den Tod verdient," redeten sie diejenigen an, die sich selbst angegeben hatten, „aber ihr verdankt euer Leben den Bitten des Volks von Imerina. Diejenigen unter euch, welche Ehren und Würden besitzen, sollen sie verlieren; die schuldige Menge aber, die keinen Ehrengrad hat, muß von jedem Distrikt einen Ochsen und einen Thaler als Buße entrichten." — So verloren 400 Offiziere und Adelige ihren Rang, der mit andern Bußen Belegten waren es etwa 2000.

Nachdem die Missionare nochmals vergeblich versucht hatten, die Königin zur Milderung des ihnen gestellten Verbots zu bewegen, verließen die meisten von ihnen das Land. Ihr durch Unterweisung ihrer Unterthanen in rein äußeren Dingen zu dienen, wenn sie ihnen jede geistliche Einwirkung wehrte, und sie dadurch gewissermaßen zu Knechten der Tyrannen zu machen, erkannten sie nicht als ihre Aufgabe. Doch blieben Johns und Baker noch zurück, um wenn nicht durch Worte, so doch durch ihre Gegenwart das Häuflein der Gläubigen zu ermuthigen. Ihre Kapellen waren geschlossen, ihre Schüler zerstreut, ihre Diener und Setzer ihnen genommen; sie fühlten, daß auch ihres

Bleibens nicht mehr lange sein werde. Mit äußerster Anstrengung aller Kräfte aber arbeiteten sie nun darauf hin, ihren Bekehrten wenigstens das ganze Wort Gottes als ihres Fußes Leuchte zurück zu lassen, wenn sie sie nun ohne jede menschliche Stütze allein der Pflege des Erzhirten übergeben müßten. Sie machten sich selbst zu Setzern und Druckern, und unter Gottes Segen gelang es ihnen, das Werk zu vollenden. Johns übersetzte daneben auch noch Bunyans 'Pilgerreise', die in der nun folgenden Trübsalszeit neben der Bibel und einer kleinen Liedersammlung das theuerste Kleinod der madagassischen Christen wurde. Im Juli 1836 verwies Ranawalona die beiden noch zurückgebliebenen Missionare des Landes.

Schweren Herzens hatten die europäischen Friedensboten ihre eingebornen Brüder und Schwestern wie Schafe unter Wölfen zurückgelassen; aber Waisen sollten sie darum doch nicht sein. Der Erzhirte war bei ihnen, wenn sie in entlegenen Dörfern, in Felsklüften, im Waldesdickicht, sogar in Reisgruben sich in seinem Namen vereinigten, sein Wort zu betrachten, ihr Herz vor ihm auszuschütten und das Gedächtniß seines Todes zu feiern. Er war bei ihnen in den Stunden der Noth, wenn ihre Feinde nach ihrem Blute lechzten, und rettete Manche von der Bosheit ihrer Verfolger, während er Andern die Kraft gab, die Qualen einer langen Gefangenschaft und die Schrecken eines grausamen Todes in eben so viele Siegesscenen zu verwandeln.

Fünfundzwanzig Jahre dauerte der Verfolgungssturm, der mit der Abreise der Missionare über das Häuflein der Christen hinzubrausen begann. Natürlich tobte er nicht

immer mit derselben Heftigkeit. Es gab Zeiten, da der Haß der Königin milderen Gefühlen zu weichen schien; auch die Furcht vor kriegerischen Verwicklungen lenkte zuweilen die Aufmerksamkeit der Regierung ab. Steigende Erpressung trieb ganze Schaaren ihrer Unterthanen in die Wälder, wo sie Räuberbanden bildeten; dazu standen die von Radama unterjochten Völkerschaften wieder auf und brachten große Verwirrung in's Land. Als sodann 1845 die Königin in ihrem Fremdenhasse so weit ging, ihren Unterthanen allen Handel und Verkehr mit den Ausländern zu verbieten und die zwölf englischen und elf französischen Kaufleute, die noch in Tamatawe wohnten, binnen elf Tagen des Landes zu verweisen, schickten die Statthalter von Mauritius und Bourbon eine englische Korvette und zwei französische Kriegsschiffe. Statt friedlich zu unterhandeln, schossen diese die Stadt in Brand. Trotz des tapfern Widerstandes der Howa's blieben viele derselben im Kampf. Doch mußten die Fremden, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder abziehen und dreizehn Gefallene in Feindeshand lassen, deren Köpfe man seither nach madagassischer Sitte auf Pfählen aufgespießt sah. Ein General, Ratsitahaina, früher Gesandter in England, ließ die gefallenen Weißen begraben. Dafür wurde er in die Hauptstadt berufen und hingerichtet, sein Kopf aber nach Tamatawe gebracht und neben den Köpfen seiner „Freunde" aufgesteckt.

Aber viermal, nämlich in den Jahren 1837, 1840, 1849 und 1857, erreichte die Hitze der Anfechtung einen solchen Grad, daß nur Gottes Macht die Gläubigen bewahren konnte zur Seligkeit.

Hunderte starben während dieser Verfolgungen den Märtyrertod, indem man sie auf den Scheiterhaufen verbrannte, oder hohe Felsen hinabstürzte, oder spießte, oder vergiftete. Tausende wurden in die Sklaverei oder mit Ketten beladen in die Fieberdistrikte gesandt, um daselbst elendiglich umzukommen.

Hie und da legte sich der Sturm ein wenig, wozu wohl in etwas die Theilnahme beitrug, die Prinz Rakoto, der einzige Sohn der Königin, den Verfolgten und Geächteten bewies. Wunderbar! Er, der von allen Höflingen mit Schmeicheleien überschüttete Thronerbe, der von Kindheit auf die Christen als von den Fremden behexte Abtrünnige anklagen und verfluchen hörte, war von Gott erweckt, bei seiner Mutter, zu deren Herzen keine andre Stimme Zugang fand, deren Fürsprecher und Beschützer zu werden! Anderthalb Jahre nach Radama's I. Tode geboren, war er ebenso wohlwollend, als sie herzlos.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung. Im Januar 1861 begann die Gesundheit der Königin zu wanken und am 15. August hatte sie selbst vor dem Richterstuhle dessen zu erscheinen, der das Seufzen der Gefangenen hört und verheißen hat, sich aufzumachen wenn die Elenden verstört werden.

Der menschenfreundliche Rakoto bestieg unter dem Namen Radama II. den Thron, und die Sonne ging am Tage seiner Thronbesteigang nicht unter, ohne daß der neue König allen seinen Unterthanen gleichen Schutz verheißen und erklärt hatte, es stehe Jedem frei, Gott nach den Eingebungen des eigenen Gewissens zu dienen. Er sandte seine Boten aus, die Gefängnisse zu öffnen und die Ketten derer

zu brechen, denen die Freudenrufe der Menge es schon verkündet hatten, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen. Er ordnete Gesandte ab, um den Rest der Verbannten aus den entfernten, verpesteten Distrikten zurückzurufen, wo die meisten bereits dem Fieber oder der Qual ihrer Fesseln erlegen waren. Die Ueberlebenden eilten heim. Männer und Frauen, siech und abgezehrt von Leiden und Entbehrungen, erschienen in der Stadt zum Staunen ihrer Nachbarn, die sie längst unter den Todten geglaubt, und zur dankbaren Freude ihrer Freunde. Das lang ersehnte Jubeljahr war gekommen, und allenthalben herrschte Freude und Wonne; denn Viele, die nicht an das Evangelium glaubten, hatten doch herzlichen Antheil genommen an den Leiden der Christen und freuten sich jetzt der Befreiung. „Buchstäblich gingen an uns die Worte des 126. Psalms in Erfüllung," schrieb einer der Geretteten. „Wir waren wie die Träumenden. Unser Mund war voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens. Man sagte unter den Heiden: 'Der Herr hat Großes an ihnen gethan.' Und wir stimmten ein: Der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich!"

Doch die Christen waren nicht die einzigen Gefangenen, denen mit Radama's II. Regierungsantritt der Tag der Freiheit anbrach. Ranawalona hatte mit blutiger Strenge den Hirtenstamm der Sakalawa's niedergehalten, und die Hauptstadt wimmelte von ihren Kriegsgefangenen. Der neue König sandte sie mit reichen Geschenken und mit der Friedensbotschaft heim, er betrachtete alle Bewohner Madagaskars als seine Freunde und möchte sie alle zu Einer Familie vereinigen. Mit zarter Schonung ihrer Gefühle gab

er ihnen die Gebeine ihrer hingerichteten oder in der Gefangenschaft gestorbenen Häuptlinge mit, damit sie in der Heimath bestattet würden.

Einer seiner ersten Schritte war es auch, dem Gouverneur von Mauritius seine Thronbesteigung anzuzeigen und eine englische Gesandtschaft einzuladen. Ebenso ließ er den protestantischen Missionaren auf Mauritius und dem Kap mittheilen, sein Land stehe der Predigt des Evangeliums nun wieder offen, und er sei entschlossen, zur Unterweisung aller Klassen in großem Maßstab Schulen einzurichten.

In all' dem rechtfertigte Radama durchaus die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Aber leider! war er nicht ebenso weise als großmüthig. In seiner Bewunderung für fremde Sitten und den Freihandel, den seine französischen Freunde ihm angerühmt hatten, ließ er durch dieselben Herolde, die seinen Regierungsantritt in den Hafenstädten zu verkünden hatten, auch die Aufhebung sämmtlicher Aus- und Einfuhrzölle verordnen. Die dahin zielenden Erlasse dämpften dort merklich die Freude über das sonst so willkommene Ereigniß; denn die Zölle waren seither die bedeutendste Einnahmsquelle des Staates gewesen, aus ihnen waren auch die Gehalte der Beamten geflossen; woher sollten sie künftig kommen? Allmählich vorbereitet, hätte diese Maßregel sich vielleicht wohlthätig erwiesen, aber so ohne allen Uebergang, urplötzlich eingeführt, war sie von den nachtheiligsten Folgen. Die Preise ausländischer Luxusartikel sanken dadurch so tief, daß eine Fluth von Wein und Branntwein sich über das Land ergoß und das beliebte Laster der Trunkenheit weithin verbreitete.

„Madagaskar ist auf's Neue dem Unternehmungsgeist und dem Einfluß der Fremden geöffnet," verkündeten die Tagesblätter. „Die Christenverfolgerin ist todt, und ihr Sohn, der Freund der Geächteten, hat den Thron bestiegen!" hallte es unter den europäischen Missionsfreunden wieder. Wer irgend ein Interesse weltlicher oder geistlicher Art für das afrikanische Inselreich hatte, rüstete sich, die offene Thüre zu nützen. — Von Allen, die jetzt ihre Blicke dorthin wandten, konnte es Niemand in berechtigterer Weise und mit uneigennützigerer Liebe thun, als die Londoner Missionsgesellschaft, die nun, da das Evangelium freigegeben war, endlich die lang erflehte Stunde gekommen sah, in der sie ihr unterbrochenes Werk wieder aufnehmen konnte. Und sie nahm es auf und erntete herrliche Früchte.

Radama aber zog sich wegen seiner durch Branntweingenuß veranlaßten unklugen Handlungsweise dermaßen den Haß seiner Großen zu, daß sie ihn kaum acht Monate nach seiner Thronbesteigung erdrosselten.

Seiner Gemahlin Rabodo blieb nichts übrig als mit ihm das Grab zu theilen oder den Thron zu besteigen. Sie that letzteres unter dem Namen Rasoherina und setzte das von ihrem Gemahl begonnene Werk der Christianisirung des Volkes fort, obwohl sie selbst, wie er, bis zu ihrem Tode den Götzen diente.

Kirchen wurden unter ihrer Herrschaft auf den Richtstätten der Märtyrer erbaut und Schulen gegründet. Sie sandte ihre eigenen Kinder in die Missionsschule. Ueber den Gräbern der erschlagenen Christen reichten sich Fürstin und Volk die Hand zum Friedensgruße und als sie 1867 nach alter Sitte Umzug im Lande hielt, da jubelten ihr die Christen

allenthalben zu. Sie starb 1868, in welchem Jahre ihre Base Ramona, unter dem Namen Ranawalona II., zur Regierung kam.

Unter ihrer Regierung gedieh die junge Kirche noch herrlicher. Zwar weckte der Name, den sie als Königin angenommen, gar blutige Erinnerungen. Aber fast wie Träumende hörten die Christen von den ersten Schritten der neuen Regierung! Am Morgen nach dem Begräbniß stellten sich die Götzenbewahrer im Palast ein, um der neuen Königin ihre Huldigung darzubringen. Wie staunten sie, als diese ihnen erklärte, sie erkenne sie nicht als Priesterschaft, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Unterthanen an, und könne darum kein besonderes Geschenk von ihnen entgegennehmen! Dasselbe wurde auch den Sterndeutern und Wahrsagern kundgethan, und überdieß Rasoherina's Götze aus dem Palast entfernt. Sobald nach der allgemeinen Volkstrauer das öffentliche Leben in's gewohnte Geleise zurückkehrte, erließ die Königin eine Verordnung, die befahl, Sonntags alle Arbeiten für die Regierung einzustellen. Ungefähr um dieselbe Zeit ließ der erste Minister einige der eingebornen Prediger in den Palast rufen, um in demselben die heilige Schrift vorzulesen und zu beten. Einige Monate darauf untersagte ein neuer königlicher Erlaß alle Märkte für den Sonntag, was allgemein befriedigte. Ein außerordentlicher Zug, das Wort zu hören, ergriff die Gemüther; es fand ein solches Herzuwogen der Heiden statt, daß einmal die ganze Gemeinde eine Kirche räumte, um die draußen stehenden Heiden hereinzulassen. Vornehme und Geringe, Alles kam gleichermaßen herbei, und wieder und wieder wollten trotz aller

Erweiterungen die vorhandenen Lokale die Versammelten nicht fassen. Derselbe Heißhunger nach geistlicher Speise, der sich in Imerina zeigte, erwachte auch in andern Theilen des Landes. Aus dem über 100 Stunden entfernten Betsileolande namentlich liefen Nachrichten ein, die davon zeugten. Die Missionare Toy und Jukes brachen daher dorthin auf, um sich die Sache zu besehen, und kehrten von ihrer zweimonatlichen Reise mit dankerfülltem Herzen zurück. Nur an wenigen Orten hatten sie noch ein wirkliches Festhalten am Götzendienst wahrgenommen, weitaus in den meisten dagegen eine herzliche Bereitwilligkeit, christliche Lehrer aufzunehmen; in einigen waren sogar schon Kapellen gebaut und Gemeinden gebildet.

Eine sogenannte Märtyrerkirche um die andere ward erbaut, und der Einweihung derjenigen, die an der Stätte errichtet ward, wo die erste Märtyrerin blutete, wohnte die Königin am 17. Nov. 1868 selbst bei, und der erste Minister, dessen Vorgänger die Christen zum Tode verurtheilte, ermahnte dieselben bei dieser Feierlichkeit mit feurigen Worten, an Jesus zu glauben, den er auch als den Heiland der Welt erkannt habe.

Am Schluß des Jahres 1868 konnten die Missionare auf einen Zuwachs von 20,900 Christen und 2050 Kommunikanten zurückblicken. Noch weitere Segnungen brachte das neue Jahr. Zur madagassischen Neujahrsfeier (21. Januar 1869) erhielten auch die Christen eine Einladung in den Palast. Sonst war dieses Fest mit heidnischen Ceremonien verknüpft gewesen; dießmal war kein Götze und kein Priester zu erblicken, dafür aber ergriffen drei der anwesenden Geistlichen das Wort zum Gebet, und die Kö-

nigin erklärte: „Ich habe mein Königreich auf Gott gestützt, und erwarte von euch Allen, daß ihr weise und gerecht seid und in den Wegen Gottes wandelt.“

Schon seit einiger Zeit hatte sie sich von dem wackern Andriambelo, nach dem Zeugniß der Missionare vielleicht dem begabtesten und bewährtesten unter allen madagassischen Predigern, in der heiligen Schrift unterweisen lassen. Am 21. Februar versammelten sich, von der Königin geladen, alle höheren Beamten, die Richter, Edelleute, Häuptlinge und Prediger im Schloßhof, wo Andriambelo verabredetermaßen Ranawalona II. und ihren Minister taufte. Staunend sahen die Zuschauer die tiefe Bewegung der beiden Täuflinge und aller anwesenden Christen. Dankesthränen flossen bei der Erinnerung an alle Todesurtheile, die aus eben diesem Palast einst von einer andern Ranawalona gegen die Bekenner des Namens ergingen, als dessen Jüngerin die jetzige Herrin sich nun vor ihrem Volk erklärte.

Sie hatte ganz denselben Vorbereitungskurs durchzumachen gehabt, wie alle andern Taufbewerber, und Toy gibt sowohl ihr als ihrem ersten Minister das Zeugniß, daß noch keiner derselben eifriger im Lernen und demüthigeren, gesammelteren Geistes war als diese beiden. Ranawalona's verstorbener Bruder Ramondscha, der treue Christenfreund, hatte öfters Besuche von einem der Märtyrer von 1849 erhalten, der Gelegenheit nahm, auch mit der jungen Fürstin von dem Heiland ihrer Seele zu sprechen. Der erste Minister hatte von einem der letzten Märtyrer eine Bibel erhalten, die er in dem Hof, worin die Königin ihre Kugeln aufbewahrte, zu verstecken pflegte.

Mit welchen Gefühlen mochte die Getaufte nun von den Fenstern ihres Palastes zu der Wohnung des Mannes hinüberschauen, dem sie die ersten Samenkörner der himmlischen Wahrheit verdankte. Mit welchen Gefühlen mochte auch ihr Minister die Stelle im Schloßhof betrachten, wo er einst das Geschenk des Märtyrers versteckte!

Daß nach der Taufe der Königin sich Schaaren zu den christlichen Gottesdiensten drängten, wird Niemand wundern. Die Missionare selbst verbargen sich's am wenigsten, daß unter den nun herbeiströmenden Massen sich ohne Zweifel viel Spreu befinde, die der nächste Sturm wieder verwehen würde. Eine ganz außerordentliche Bewegung der Gemüther aber, die an den verschiedensten Orten zugleich erwachte und auch in Antanarivo selbst neben der durch die Taufe verursachten Aufregung herlief, war offenbar eine Geisteswirkung von oben. Die Häuser der Christen und Lehrer wurden fast nicht leer von aufgerüttelten Seelen, die verlangend fragten: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Götzenpriester und Sterndeuter kamen in die Bibelstunden und begehrten die Taufe; es war ein so allgemeines Suchen und Fragen, daß die vorhandenen Kräfte weit nicht ausreichten für das ungeheure Erntefeld, und die Missionare mitunter auch junge Männer, deren Reife noch manches zu wünschen ließ, mit in den Dienst hereinziehen mußten. Das Bedürfniß nach mehr Predigern wurde so dringend, daß Toy und Cousins trotz der Masse anderer Anforderungen, die täglich auf das kleine Häuflein europäischer Arbeiter einstürmten, im April mit 34 jungen Männern einen gründlicheren Vorbereitungskurs begannen. Wie hoch lernten die überbürdeten Missionare um diese Zeit

die treue Hilfe der edlen Quäkerfreunde schätzen, deren Ankunft sie zwei Jahre zuvor begrüßt hatten, und die alle unwesentlichen Unterschiede in der Form christlichen Lebens weitherzig übersehend, in der innigsten Eintracht mit ihnen zusammenwirkten! Madagaskar wurde ein christlich Land. Freilich ist noch gar manches zu wünschen, und neben guten Weizen findet sich auch viel Spreu. Einer der Missionare schreibt: „Meine feste Ueberzeugung ist, daß bei allem Unbefriedigenden dennoch ein großes Werk vor sich geht, das den heiligen Geist zum Urheber hat, und daß neben vielem bloß äußeren Bekenntniß auch viel wirkliches Leben vorhanden und entschieden im Zunehmen ist. Bei uns haben Jahrhunderte christlicher Bildung einen hochzuschätzenden Maßstab christlicher Gesittung geschaffen. In Antanarivo liegt hinter den jungen Christengemeinden keine solche Vergangenheit, und wir sollten billigerweise in einem Lande, dem ein so plötzlicher Wechsel widerfuhr, nicht sogleich einen hohen sittlichen Standpunkt erwarten. Paulus läßt uns Blicke thun in einen Stand der Dinge zu Korinth, den wir uns in unsern heimischen Gemeinden kaum recht vorstellen können, und doch wissen wir auf's Bestimmteste, daß der Herr in jener Stadt ein großes Volk hatte. Nun dem Teufel in Madagaskar sein Versuch, das Christenthum durch Verfolgung auszurotten, mißlungen ist, wird er keine seiner Künste unversucht lassen, auf jede erdenkliche Weise das Werk zu verderben, das er nicht hindern kann."

Etwas heiterer läßt sich der Baumeister Sibree vernehmen: „Seit meiner Rückkehr nach England bin ich oft gefragt worden: 'Was für Leute sind denn die madagas-

sischen Christen? Welchen Maßstab religiösen Lebens darf man bei ihnen anlegen? Wenn wir von dem niedern sittlichen Standpunkt so mancher Heidenchristen hören, will uns ihre Aufrichtigkeit fast zweifelhaft erscheinen.' Darauf möchte ich antworten: die madagassischen Christen sind den englischen ziemlich ähnlich. Wie gering ist trotz alles Unterrichts, aller Bibelverbreitung auch unter uns die wirkliche Bekanntschaft mit dem Worte! In Madagaskar ist noch weniger Erkenntniß vorhanden, als in England. Es gibt dort Christen der verschiedensten Art — Leute von tiefer Erfahrung, die viel gelitten und viel erlebt haben; Leute von großem Ernst und großer Hingebung; aber auch Andere, die, wie Unzählige in der alten Christenheit, wenig Beweise von der umwandelnden Macht des Evangeliums an den Tag legen. Im Blick auf alle Landesverhältnisse und unsere kurze Arbeitszeit jedoch müssen wir oft staunen über den unleugbaren Erfolg, über die aufrichtige Frömmigkeit, die Liebe und den Glauben, den Eifer und untadeligen Wandel, die wir bei sehr Vielen wahrnehmen dürfen. Legt man die Vortheile, die Beiden zu Gebot standen, mit in die Wagschale, so können die madagassischen Gemeinden wohl einen Vergleich mit den englischen aushalten. Ich war immer überrascht von ihrer ehrfurchtsvollen Haltung beim Gottesdienst und namentlich während des Gebets. Fast alle Anwesenden verhüllen das Gesicht in die Falten ihrer Lamba; selbst Kindlein scheinen instinktmäßig zu fühlen, daß es etwas Feierliches ist, mit Gott zu sprechen, und liegen oft, die Köpfchen mit ihren Kleidern bedeckt, längelang ruhig auf dem Boden. Zwei Klassen sind jedoch zu unterscheiden: Leute, welche vor, und solche,

die nach dem Tode der ersten Ranawalona das Christenthum annahmen. Die Ersteren sind meist ältliche Leute, deren inneres Leben in den Zeiten der Trübsal eine Tiefe und Reife erlangt hat, wie nur eine solche Schule sie auszeitigt. Viele von diesen sind Pfarrer, und einige derselben gehören zu den besten Predigern. Die große Mehrzahl der Gemeindeglieder besteht indeß aus solchen, die erst seit der Verfolgung herausgetreten sind. Unter ihnen befinden sich die begabtesten, strebsamsten, jungen Leute, die einen sehr wichtigen Bestandtheil unserer Gemeinden bilden und theilweise auch als tüchtige Prediger thätig sind. Der unter den Madagassen herrschende Verwandtschaftssinn macht sie geneigt, Alles in Gesellschaft zu thun, so daß es einem Familienglied in der Regel nicht schwer wird, die übrigen nach sich zu ziehen. Darin nun liegt freilich eine große Gefahr, die Religion mehr als Familiensache, denn als eine Angelegenheit der einzelnen Seele mit ihrem Gott zu betrachten."



5. Im Kafferland.

Wir wandern zur Südspitze Afrikas, zum Kapland. Die holländische Kapcolonie wurde endgiltig durch den Wiener Kongreß 1815 den Engländern zuerkannt, nachdem sie dieselbe bereits von 1795 bis 1806 sich zugeeignet hatten. Doch sollte dieser Besitz den nimmersatten, beutegierigen Engländern keineswegs zu Nutze gereichen, denn schon 1811 brach der erste Krieg mit den Kaffern aus, welcher

große Opfer kostete und die britische Verwaltung in fortwährender Aufregung und Besorgniß erhielt, zumal nach Beilegung desselben nur zu bald ein anderer gleichartiger Krieg folgte. Im Jahre 1821 begann der zweite, 1834 der dritte, 1846 der vierte, 1850 der fünfte Kaffernkrieg, und kosteten diese Kämpfe ungeheure Geldsummen und, was noch mehr zu bedauern, zahlreiche Menschenleben. Nur dadurch, daß die Wilden auf Anweisung ihres Propheten 1857 all ihr Vieh tödteten, ihre Staaten zerstörten und den Ackerbau einstellten, in der Hoffnung, dadurch ihr 1847 an die Engländer verlorenes Gebiet — Britisch-Kaffraria* — wieder zu erlangen, und in Folge dessen vollständig herunterkamen, haben sich die Engländer einer zwanzigjährigen Ruhe erfreuen können. Doch im Jahre 1876 kam es abermals zum Kriege, der durch Streitigkeiten zwischen den Kaffern veranlaßt, wie immer bis dahin zum Nachtheil derselben ausfiel. Um aber sich sicher zu stellen, eigneten sich auch die Briten die nördlich von dem Kaplande und den Kaffernbesitzungen gelegenen, von holländischen Boers gegründeten Transvaal- und Orange-River-Republiken zu. Diese letztere Handlung hat namentlich Veranlassung zu dem nun schwebenden Kriege mit den Zulukaffern gegeben.

Die Kaffern bewohnen das Land, welches sich nördlich von der Grenze der Kapcolonie bis zur Delagoa Bay erstreckt. Dasselbe ist ein mannigfaltiges, stellenweise recht fruchtbares, größtentheils aber buschiges Gebiet mit einer

---

*1836 war dies den Engländern schon abgetreten, dann aber von den Kaffern wieder zurückerobert worden.

ungünstigen Küste, an der die Briten selbst mit ihrer vorzüglichen Flotte nicht besonders viel auszurichten vermögen. Sie zerfallen in vier Hauptstämme, die Amakosa, Amatomba, Amaponda und Amazulah, letztere auch Zulu genannt.

Die Kaffern haben ihren Namen Kafir (Ungläubiger) von den Muhamedanern erhalten und sind in der That ein äußerst ungläubiges Volk. Sie sind von Natur sehr gutmüthig und leisten in den Kolonien alle Art Arbeit, werden sogar zum Kinderwarten angelernt; überhaupt beschäftigen sie sich je nach der Bodenbeschaffenheit ihres Gebiets mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd ꝛc. Die beliebteste Jagdbeute gibt die „Kaffrarische Antilope“ ab, welche kein so übles Stück Fleisch liefert, wenngleich es etwas trocken ist. Das Männchen trägt ein paar lange, zierliche Hörner, und ist, wenn angeschossen, den Hunden nicht ungefährlich. Die Kaffern nennen es Inkonka, das Weibchen Mbaballa.

Die Zulus, der am spätesten von Norden gekommene und kräftigste Stamm, haben, wie es scheint, im Laufe der Jahre durchaus nichts von ihrer alten Stärke und ihrem kriegerischen Muthe verloren. Von Gestalt hoch und kräftig, sind sie in ihrem Naturzustande fast schön zu nennen. Sie haben einen wohlgeformten Kopf mit edler, geradrückiger Nase, etwas vorstehenden Backenknochen und wolligem Haupthaar. Der Bartwuchs ist nur spärlich. Gewöhnlich sind sie ehrlich, dabei faul. Sie leben in Dörfern — Kraal genannt — unter Häuptlingen zusammen, die, wenn auch mit hohem Ansehen und bedeutender Gewalt begabt, doch von einem Könige unbedingt abhängig sind. Der gegenwärtige Herrscher Cetywayo hält die Zügel mit fester Hand.

Bei den Kaffern herrscht Vielweiberei, und darf kein Mann vor dem vierzigsten Jahre ein Weib nehmen, dann aber kann er je nach seinen Vermögensverhältnissen sich eine beliebige Anzahl Frauen anschaffen. Für jede muß er deren Vater einige Stück Vieh als Geschenk (Kaufpreis) geben, und es folgt alsdann ein Hochzeitsschmaus, bei dem Rinderbraten gegessen und fleißig chualla (Kaffernbier) getrunken wird. Dieses chualla wird von Mais und Hirse gebraut und werden beide Getreidearten nur von den Frauen gezogen, die überhaupt die meiste Arbeit verrichten. Hier ist hervorzuheben, daß die Kaffernmädchen mit äußerst klangreichen Stimmen begabt sind und gern singen. Die Männer machen in ihren Mußestunden, wenn sie nicht mit dem Waffendienst beschäftigt sind, leichte Holzarbeiten, wie Löffel, Schnupftabaksdosen und dergl., oder bauen Hütten. Diese haben das Aussehen von Bienenkörben. Zuerst wird dazu ein standhaftes hölzernes Gerippe aufgerichtet und zusammengebunden, dann wird der Boden geebnet und hart geschlagen, und endlich wird das Ganze mit Gras oder Grasmatten gehörig bedeckt. An einer Seite wird eine etwa drei Fuß hohe Oeffnung zum Aus- und Eingehen gelassen, welche Nachts durch eine geflochtene Thür verschlossen wird. In der Mitte der Hütte ist eine Vertiefung im Boden, die als Feuerplatz dient.

Das Leben der Zulus ist sehr einfach, wie auch ihr Glaube und ihre Bekleidung, welche letztere nur aus einem Schurz besteht, dem in kalter Jahreszeit eine wollene Decke hinzugefügt wird. Die einzige Leidenschaft, welche volksthümlich ist, besteht im Schnupfen von Tabak. Geraucht wird nur mäßig, und zwar an Stelle des Tabaks ein schär-

feres Kraut, Nsango, von dem man nur wenige Züge hintereinander vertragen kann, weßhalb die Pfeife im Kreise herum wandert. Den Kindern werden in der Jugend die Ohren geschlitzt, und tragen sie in diesen Schlitzen, wenn sie erwachsen sind, ihre Schnupftabaksdose. Vom 15. Jahre ab werden die Knaben dem Heere einverleibt, und werden zunächst zum Tragen von Matten, Munition und Proviant, sowie zum Treiben des Viehs benutzt.

Eben stand an den Grenzen der Kapkolonie wieder ein blutiger Kampf bevor, als im September 1799 die ersten Boten Christi nach unzähligen Mühsalen den Kraal des Kafferkönigs Gaila erreichten. Es war der edle Holländer Van der Kemp und sein englischer Begleiter Edmond. Ein entlaufener Kolonist diente ihnen als Dolmetscher, als sie vor den auf einem Ameisenhaufen sitzenden Fürsten traten und ihm sagten: Wir sind gekommen, um dich und dein Volk in Dingen zu unterrichten, welche euch in diesem Leben und nach dem Tod glücklich machen können; wir bitten um die Erlaubniß, uns in deinem Lande niederzulassen, und rechnen auf deinen Schutz mit der Freiheit wieder heimkehren zu dürfen, sobald wir es für dienlich erachten." Gaika zögerte lange, bis er die Antwort ertheilte. Endlich sprach er: „Ich bin nicht im Stande, euch Nahrung zu verschaffen, denn ich habe selbst nichts; ihr sucht Schutz bei mir, und ich kann mich selbst nicht schützen; darum rathe ich euch, geht wieder dahin, woher ihr gekommen seid." Edmond machte von dem ertheilten Rathe bald Gebrauch; Van der Kemp aber, der feine, reiche, vornehme Doktor aus Dortrecht, achtete keiner Schwierigkeit und Gefahr. Er harrte in Geduld, bis der Kafferfürst andern Sinnes wurde

und ihm jenseits des Keiskammaflusses eine Stelle zur Niederlassung anwies in einem von hohen Bergen umschlossenen Wiesenthal, von dem aus er leicht elf Kafferkraale erreichen konnte. Hier, in der Einsamkeit dichter Urwälder, unter dem Geheul der Wölfe, in Gefahren unter Dieben und Räubern, die ihm sein Zelt ausstahlen, lebte der Mann, der in Europa die glänzendste Stellung hätte einnehmen können. Um für seine magere Kost, die meist nur aus Wurzeln bestand, das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er sich vier Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten, um am Meeresufer ein Loch mit Seewasser zu füllen, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Salz verdünsteten. Und nicht lange währte es, so sah er sich genöthigt, in seiner abgelegenen Wildniß ohne Hut, ohne Schuhe und Strümpfe, unter Dornbüschen auf dem Felsboden mit wunden Füßen umherzuwandern, um die Kaffern in ihren zerstreuten Waldhütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Er unterrichtete eine Anzahl von Jünglingen in der holländischen Sprache und im Christenthum, nahm sich der bei benachbarten Kolonisten wohnenden Hottentotten treulich an, und hoffte schon, in der Bekehrung einiger Hottentottenfrauen sich der Erstlingsfrucht seiner Arbeit freuen zu können, als der unter Kaffern und Hottentotten gegen die Bauern entbrennende Krieg ihn nöthigte, das Feld seiner Thränensaat zu verlassen. Nachdem er im folgenden Jahre sich der gleichen Arbeit unterzogen, mußte er nach unerhörten Mühen, verleumderischerweise beim König angeschwärzt, (1800) unter Todesgefahr nackt und bloß nach der Kolonie zurückfliehen. Nur 16 Monate lang hat Van der Kemp unter den

Kaffern gearbeitet, und doch hat er in dieser kurzen Zeit mehr geleistet, als viele Missionare ihr ganzes Leben lang.

Wohl sind sie wahr, die oft gehörten Klagen, daß die Kaffern so hart seien wie Stein, und daß man nicht mit der Axt hineinkommen könne durch die ehernen Mauern ihrer Sitten und Sünden. Aber wahr ist es auch, daß in der Liebe Christi, die die Welt überwindet, eine Macht liegt, der selbst ein hartes Kafferherz schließlich nicht widerstehen kann. Und so blieb denn der Name Djankenna (so nannten sie Van der Kemp) im Kafferlande Generationen hindurch in Ehren, ja er wird es bleiben, so lange in der Kaffersprache gepredigt wird. Tsikana aber, ein durch Van der Kemp erweckter junger Kaffer, dichtete in seiner Sprache das Jesus-Lied, mit welchem er singend und betend das Land durchzog:

Du bist der große Gott, der im Himmel wohnt!
Du, Du bist der Schild der Wahrheit!
Du, Du bist der Fels der Wahrheit!
Du, Du bist die Burg der Wahrheit!
Du, Du bist es, der in der Höhe wohnt!
Du, der Schöpfer des Lebens, Du schufst auch den Himmel,
Der Schöpfer der Sterne und des Siebengestirns,
Der Schöpfer der Blinden, Du schufst sie mit Fleiß.
Du wirfst den Stern, daß er zu uns spreche;
Du sprichst mit der Posaune, die uns ruft.
Du bist die große Jagd, die die Seelen der Menschen jagt,
Du bist das große Kleid, das uns überkleidet;
Du bist das Lamm Gottes, der Messias!
Deine Hände haben Wunden, Deine Füße haben Wunden;
Dein Blut floß, warum? Dein Blut floß für uns:
Dieß ist der große Preis, den wir heischten,
Die Heimath droben ist es, die wir verlangten.

Sechzehn Jahre waren vergangen, während deren Tsikana, bei König Gaika angesehen und wohlgelitten, wie Johannes unter seinem Volke den Weg bereitete. Van der Kemp, dem mehrere Häuptlinge ihre Söhne auf das von ihm in der Kolonie gegründete Bethelsdorp zur Erziehung gebracht hatten, war 1811 in der Kapstadt gestorben. Ein neuer Kafferkrieg hatte 1813 die Aussendung von Missionaren verhindert; jetzt aber war der Krieg beendet, und der vom Doktor erzogene Häuptling Jan Tzatzoe (Tschatschu) wandte sich 1816 in dem ersten Briefe, den je ein Kaffer schrieb, mit der Bitte um Lehrer an ein Mitglied der englischen Regierung. Nun machten einige Missionare der Londoner Gesellschaft sich in's Kaffernland auf. Als sie über den großen Fischfluß kamen, trafen sie auf 100 Kaffern, Schüler des Tsikana, die erzählten, sie seien von ihrem Lehrer angewiesen, dem Ehebruch, Mord, Diebstahl und der Zauberei zu entsagen und sich an die weißen Lehrer anzuschließen, so bald diese in's Land kämen. Ein Kafferweib trat auch hervor und bekannte, sie habe schon lange um das Kommen der Lehrer gebetet, ihr Herz verlange nicht nach Korallen, sondern nach Gottes Wort. Gaika sagte: „Das ganze Land steht euch offen, geht und wählet, was ihr wollt." Nach dem Anhören der Predigt ging der König einsam in den Busch und betete. Als er wiederkam, sprach er: „So wenig man die Sterne zählen kann, so wenig kann man meine Sünden zählen. Ich denke oft an Djankenna, ich habe ihn sehr lieb gehabt und immer frei mit ihm verkehren können. Selbst wenn ich mit meinen beschmierten Füßen mich ganz nahe zu ihm setzte, hat er nie gesagt: Geh weg mit deinem schmutzigen Karoß! Aber

das Wort, das er gepredigt hat, habe ich nicht gehörig benützt. Darüber schäme ich mich nun. Jetzt hat Gott mich wieder besucht, weil er mich nicht in meiner Unwissenheit sterben lassen will. Habt Geduld mit mir; noch ist mein Herz mit meinen Weibern und meinem Vieh, aber das sehe ich ein, daß ohne Tai (Jesus) Alles nichts ist." Der Häuptling Tzatzoe predigte selbst seinen Landsleuten. Nach solcher Predigt hörte man einen Kaffern im Busch beten: „O, Tai, gib mir ein Herz, dein Wort zu verstehen. Ich glaube, du kannst es thun; denn der Mann, der es gepredigt hat, ist ja auch ein schwarzer Kaffer, wie ich."

So ließ Joseph Williams sich am Katzflusse nieder. Etwa 280 Stunden von der Hauptstadt entfernt, baute er seine Hütte und legte einen Garten an. Tsikana und etwa 150 Kaffern wurden sein Gemeinlein, an dem er seine Herzensfreude hatte, während seine Gattin aus ihrer Schilfhütte schrieb: „Wir leben hier wie zu Hause und fühlen uns so glücklich wie im schönsten Palaste zu London." Aber schon im August 1818 nahm der Herr ihn unerwartet aus der Zeit. Die junge Wittwe zeigte den Kaffern, wie sie den Sarg machen und das Grab graben sollten, und folgte ihnen dann mit einem Säugling auf dem Arm und einem Knäbchen an der Hand, als sie ihn zu seiner Ruhestätte trugen. Ihr stilles Wesen machte auf die Wilden einen solchen Eindruck, daß sie ihr weder ein Haar krümmten, noch einer Stecknadel Werth entwendeten; sie schützten sie treulich, bis man sie mit ihren Waisen in die Kolonie abholte. Der Ausbruch eines neuen Krieges verhinderte die heldenmüthige Frau an der Ausführung ihres Planes, mit einigen Missionaren in ihr geliebtes Kaffernland zurückzukehren.

Nun war Tsikana wieder der alleinige Vorsteher der kleinen Gemeinde. Er erlebte es noch, daß zu Jan Tzatzoe der schottische Missionar Brownlee kam. Beim Herannahen seines Todes versammelte er die Leute seines Kraals um sich und sagte: „Es hat Gott gefallen, mich mit dieser Krankheit heimzusuchen, an der ich heute sterben werde. Aber ich bin in seinen Willen ergeben, weil ich weiß, daß Gott Gesundheit gibt und Gesundheit nimmt, wie es ihm wohlgefällt. Meine Seele und mein Leib sind in seiner Hand. Ihr lebt mitten unter den Wölfen, darum ziehet so schnell als möglich zum Lehrer, denn dieser ist der einzige Freund, den ihr im Lande habt. Und ehe ihr den Dienst Gottes aufgebt, erduldet lieber den Tod. Denn alle, die ohne Christum dahinleben, sind unglückliche Menschen. Wenn ich gestorben bin, so saget allen Häuptlingen, daß Gott ihnen sein Wort gesandt habe, und daß sie wohlthun werden, darauf zu merken, sonst geht es ihnen schlimm."

Zu keiner Zeit ist vielleicht das Kaffernvolk dem Evangelium so offen gestanden, wie bei Tsikana's Tode. Nun rückten auch die Boten verschiedener Missionsgesellschaften allmählich den muthigen Bahnbrechern nach und suchten durch Predigt und Schulen Seelen zu gewinnen. Der von Brownlee gegründeten Station Tschumi, auf die Tsikanas ganze Gemeinde übersiedelte, folgte 1826 die schottische Station Lovedale und zwei Jahre später Balfour. Fast gleichzeitig mit den Schotten begannen die Wesleyaner, den wackeren Prediger Shaw an der Spitze, mit großem Eifer ihre Arbeit unter den Kaffern. Ihrer ersten Station Wesleyville an der Kalumna folgte 1825 die Station

Mount Coke und dann Butterworth am Keyflusse, Morley (1829), Buntingville und Clarkebury (1830.) Auch die Londoner Gesellschaft gründete 1826 eine Station am Büffelfluß, zu der 1833 Knappshope am Keiskamma hinzukam. Herrnhuter Brüder hatten schon 1828 unter den Tambuki-Kaffern Siloh gegründet. So arbeiteten denn bereits vier Missionsgesellschaften an zwölf verschiedenen Orten und Alles sah ungemein hoffnungsreich aus, als mit dem Kriege von 1834 plötzlich ein verheerender Sturm über die jungen Staaten hereinbrach. Noch ehe der englische Statthalter D'Urban im Stande war, seine Truppen zu sammeln, lagen die Stationen in Asche, 35 Missionare waren auf der Flucht, und 7000 Weiße befanden sich in solcher Noth, daß sie von der Regierung unterhalten werden mußten.

Der Friede des Jahres 1835 öffnete den früher vertragsmäßig untersagten Verkehr zwischen der Kolonie und den Kaffern und machte die Letzteren zu Schutzbefohlenen der Engländer. Nicht nur kehrten die geflüchteten Missionare zurück und begannen den Wiederaufbau ihrer Stationen, sondern es traten nun auch die Sendboten der Berliner Gesellschaft mit frischer Kraft auf das Arbeitsfeld ein. — Auch sie bekamen die Mühen des Anfangs reichlich zu kosten. Es ist kein Geringes, die wanderlustigen Kaffern zu bewegen, an einem bestimmten Orte sich festzusetzen. Wer wollte auch gleich sich zu dem in einer Kafferhütte wohnenden Missionar halten! Weiß doch Niemand, ob er länger bleiben, oder nur kommen und gehen wird? Wenn einmal ein europäisches Haus dasteht, läßt sich erwarten, daß die Sache vorwärts geht; dann kann man auch denken, daß

falls der Lehrer stürbe, ein andrer an seine Stelle geschickt würde. Einstweilen aber besinnt sich Jedermann, ob es der Mühe werth sei, sich mit ihm einzulassen. — Der Missionar besucht die Kaffern in ihren Kraalen und wird gewöhnlich freundlich empfangen. Er wünscht Kinder zu unterrichten. Man verspricht sie ihm zu schicken. Wer aber nicht kommt, das sind die Kinder, denn den Eltern liegt nichts daran, Kinder zu haben, die es ihnen im Lernen und Wissen zuvorthun. Wieder kommt der Missionar und bittet um Kinder. Wer kann alle Ausreden zählen, die er da zu hören bekommt! „Aber morgen ganz gewiß, morgen werden sie kommen." Der Missionar kennt die Heiden zu gut, um ihren Lügen zu glauben. Er redet ihnen zu, und mit Gottes Gnade gelingt es ihm, heute einige Kinder zusammenzubringen, die in ihren Karossen neben ihm her trollen. — Nach etlichen Stunden sind die Kleinen des Unterrichts müde, man kann sie nicht mehr halten. Den nächsten Tag fängt der Missionar seinen Umzug auf's Neue an. Da muß er durch einen Bach waten, denn Brücken gibt es nicht; dann geht's über einen steilen Hügel und durch Dorngebüsch, bis er an die Kraals kommt. Aus diesen stürzen ihm bellende Hunde entgegen, deren er Mühe hat sich zu erwehren. Das Gebell ruft die Kinder heraus, aber sobald sie das weiße Gesicht erblicken, verschwinden sie im Nu, einige im Busch, andre unter die Hecken, etliche auch in die finstern Hütten, wo sie sich unter Fellen verstecken. Indessen kommen die Weiber und schreien: „Meister, gib uns Tabak." Ernster treten die Männer herzu und sagen: „Mollo!" (guten Morgen,) was sie von den Holländern gelernt haben. Nun kommen Fragen aller

Art? „Was willst du hier? Wohin geht's? Wo kommst du her?" und zuletzt die stehende Bitte um Tabak. Der arme Missionar entschuldigt sich, er habe keinen. Umsonst, man glaubt ihm nicht und das Bitten geht fort. Will der Kaffer recht freundlich sein, so lacht er und bricht in Worte des höchsten Lobes aus. „O du allerliebster Mann! Deine Liebe für die Kaffern ist die schönste Halskette; sie ist ein rechter Himmelsregen." Dann folgt eine Bitte um Salz, Schmalz oder Seife, und eine verständliche Selbsteinladung zum Essen im Hause des Missionars. Umsonst fragt dieser nach den Kindern, er muß sie selbst suchen. Er geht auf eine Hütte zu. Die Frauen schreien: „Halt, hier ist gewiß kein Kind." Doch dringt er ein, zieht es aus den Fellen hervor und besucht die nächste Hütte. Dort ißt man gerade und Keines will dem Missionar folgen. „Wart noch ein wenig. Ach, ich bin so hungrig. Siehst du nicht, wie leer mein Bauch ist?" Doch stehen sie endlich auf, werfen die Karosse um und folgen ihm. Hat er den Umzug vollendet, so muß er froh sein, wenn er von 25 Kindern 8 nach Hause bringt. Die betteln aber an einem fort: „Weißer Mann, Dir zu lieb, bin ich heute nicht in den Taglohn gegangen. Gibst Du mir nicht weiß Brod dafür?" oder: „Weißer Mann, ich bin gebissen worden, o das schmerzt! Gib mir etwas Salz, es zu heilen?" &c. Damit tanzt und springt man um den Missionar her, singt, balgt sich, wirft Steine nach den Vögeln und ruhet nimmer. Alle Töne der Vögel und Thiere hört man in die Wette. Da regnets mit Geschichten von Ochsen, Hunden, Hyänen, Schakals und Pferden. Handelts vom Pferd, so trottet einer auf Händen und Füßen und schließt mit einem lustigen Galopp. Es sind be-

gabte Kinder; nur dünkt ihnen alles, was Gott und den Himmel betrifft, so sterbenslangweilig. Kein Wunder da, wenn einer den Missionar, der ihn eingefangen hatte, biß und kratzte, bis er ihn wieder fahren ließ! Die Eltern sehen ruhig zu mit dem einschmeichelnden Lachen, das ihnen zur andern Natur geworden ist. Zu Zeiten sagen die Alten offen: „Wir sind ganz wie das Vieh und werden immer Ochsen und Hunde bleiben. Wir wollen halt essen, essen, so viel wir können und hinliegen und nichts thun. Deine Worte hören wir nicht, dazu sind unsre Ohren zu dick." Gar Manche stellen sich nur zum Gottesdienst ein, wenn um Regen gebetet oder dafür gedankt wird.

Es kommen aber dennoch Schulen zu Stande, zu denen sich allmählich auch Männer und Weiber einfinden. Eine der ersten Sorgen ist's dann, die nackten Kinder an Kleider zu gewöhnen. Das lernen die Mädchen gewöhnlich bald. Sowie sie die Missionsfrau nur von Ferne sehen, laufen sie nach allen Richtungen, ihre rothen Teppiche oder irgend welche Fetzen zusammenzusuchen und sich darein zu werfen. Dann müssen sie ihre Hände waschen, das ist die zweite Regel. Und mit hohem Selbstbewußtsein zeigen sie täglich ihrer Lehrerin die reinen Hände! Keine ist freilich ganz rein, zur Noth mag's passiren. Nun setzen die Kleinen sich auf den Boden und lernen auf Schiefertafeln lesen und schreiben. Auch mit der Nadel wird gearbeitet und sobald die Mädchen darin einige Fertigkeit erreicht haben, suchen sie ihre Kleider in bessern Stand zu setzen. Freilich greifen sie es manchmal barbarisch an; so hat z. B. Eine Hemdknöpfe gestohlen, und diese in netten Reihen auf ihren rothen Teppich genäht. Aber mit der Zeit kommt es bes-

ser. Sie fassen leicht, und wenn sie einmal Geschmack am Lernen bekommen haben, lassen sie sich ihre Aufgaben angelegen sein und verlangen sehr darnach, es wenigstens so weit zu bringen, daß sie für sich lesen können.

Auch die Gottesdienste füllen sich nach und nach, und der Herr fängt an, sich seine Erstlinge zu sammeln. Dann beweist sich aber auch die Wahrheit des Worts: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." So war bei Healdtown ein Fingumädchen Nomatyolo, die es nicht lassen konnte, am Sonntag den Prediger zu hören. Nachdenklich kehrte sie in den Kraal zurück, wo der Bruder sie schon mit der Peitsche aus Flußpferdhaut erwartete. Er wollte ihr das Gelüste nach christlicher Gesittung vertreiben und schlug sie so unbarmherzig mit dem Sambok, daß sie sieben Stunden weit zu Christen floh. Dann rieb er sie mit rothem Ocker ein, bis sie durchaus heidnisch aussah. Dennoch schlich sie sich wieder ins Schulhaus und lief, weil bemerkt, ein zweites Mal davon. Jetzt ließ der Missionar sie kommen. Mit der rothen Erde beschmiert, kaum einige Lumpen um den Leib, stellte sie sich ein. Sie vergoß Freudenthränen, als ihr die Aufnahme in die Kostschule gewährt wurde. Zwei Jahre lang war sie dort, von allen Kindern als die musterhafteste geachtet, dann wurde sie getauft und diente hinfort fröhlich als eine christliche Magd.

Wie bittre Thränen gibts dagegen und wie zerreißt's dem Missionar das Herz, wenn die heidnische Mutter oder der rohe Vater ein vom Geiste Gottes angeregtes Mädchen gerade ehe sie das Alter erreicht hat, in welchem sie über sich verfügen dürfte, trotz aller Bitten aus der christlichen

Umgebung wieder hinwegführt in's nackte, wilde Heidenthum!

Im Durchschnitt verherrlicht sich das Evangelium nur langsam an den stolzen, trägen Kaffern, und Deutsche so gut wie Engländer und Amerikaner machen da dieselben Erfahrungen. Zu den schon oben aufgezählten Stationen sind mit der Zeit auch die Londoner Station Peelton, die Berliner Stationen Bethel, Wartburg, Etembeni, Embizeni, Petersberg, und verschiedene schottische, methodistische und anglikanische Stationen gekommen. Viele von ihnen wurden 1846 zum zweiten und 1851 zum dritten Male überfallen und zerstört; die theilweise mit den Missionaren geflüchteten Gemeinden halfen aber nach Herstellung des Friedens wacker beim Wiederaufbau und jetzt genießen schon längst fast alle Stationen englischen Schutz. Nur die Wesleyaner haben die ihren bis in's freie Kaffernland hinein vorgeschoben. Dennoch hat es den Anschein, als werde die Arbeit je länger, je schwerer, denn die Nähe der weißen Bevölkerung bringt wohl hie und da der Mission einigen Vorschub, im Ganzen aber viel mehr Hemmung.

Vor allem ist der Branntwein, der dem Kaffernvolke von gewinnsüchtigen Weißen gebracht wird, ein dessen riesige Naturkraft im innersten Nerv erschütterndes Gift. Kann man einerseits sagen, es sei in ganz Kafraria kein Heide mehr, der nicht von dem Herrn Jesu schon irgend etwas gehört hätte, so sagen andrerseits die Kaffern, es sei kein einziger heidnischer Kaffer mehr, der nicht ein Säufer wäre.

6. Die Hermannsburger Mission.

Wem wäre nicht Ludwig Harms bekannt, jener reichgesegnete Pastor auf der Lüneburger Haide, dem es durch Gottes Gnade gelang, seine Hermannsburger zu einer Missionsgemeinde zu machen, wie kaum je eine zweite bestanden hat seit der Apostel Zeit? Wer hätte nicht mit Rührung gehört, wie ein Bauer seinen Bauernhof für die Mission schenkte, wie die übrigen Eingepfarrten brachten, was sie an Geld und Naturalien hatten, und um den vielgeliebten Seelsorger sich eine Jünglingsschaar sammelte, bereit sich in die Heidenwelt senden zu lassen? Die Gaben, die bald auch von andern Seiten zu fließen begannen, mehrten sich noch, als aus der Lüneburger Haide die Kunde erscholl, die Bauern fällen ihre alten lieben Eichen vor den Höfen, um ein Missionsschiff zu erbauen, und als ihre „Candace“ am 26. Sept. 1853 dann wirklich in Harburg von Stapel lief, um die ersten Hermannsburger Sendboten hinauszutragen nach Afrika.

Daß diese Brüder ihre Arbeit unter den Heiden in ganz andrer Weise anzugreifen hätten, als die Missionare unsrer Tage es bisher gethan, war Vater Harms eine ausgemachte Sache. Nach dem Vorbild der Culdeer, die das Evangelium den deutschen Völkern brachten, sollten seine zwölf ersten Sendboten zusammen an demselben Orte bleiben, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, im Leiblichen wie im Geistlichen Lehrer und Väter des Volks zu werden und mit der Arbeit an den Seelen auch die Erwerbung des eignen Unterhalts zu verbinden. Bildete sich dann um sie eine Heidengemeinde, so sollten zwei oder drei

bei derselben zurückbleiben und die übrigen nur wenige Stunden weiter ziehen, um da wieder ebenso anzufangen. So, hoffte Harms, werden sie mit Hilfe regelmäßig aus der Gemeinde nachrückender Brüder im Stande sein, binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missionsstationen zu umziehen und Völker mit christlicher Sitte und Bildung zu wappnen gegen den verderblichen Andrang europäischer Abenteuer.

Doch in Afrika gestaltete sich bald alles ganz anders als der Plan, den Harms ersonnen hatte. Die Brüder konnten auch mit dem ausdauerndsten Fleiße nicht so viel erwerben, als sie zu ihrem Unterhalt bedurften; sie darbten und mußten von Deutschland aus unterstützt werden. Da es ihnen nicht gelang, ihrer Weisung nach zu den Gallas vorzudringen, gründeten sie in Natal allmählich acht Stationen, auf denen sie mit aller Treue arbeiteten und fortkämpften unter geringem Erfolge. Auf ihren sämmtlichen Stationen in Natal belief sich 1867 die Zahl der Getauften aus den eigentlich rohen Kaffern nur auf 12; dazu kamen etwa 100—150 Getaufte aus denjenigen Farbigen, welche in den Häusern der Bauern und deren Umgebung aufgewachsen waren; auf den zehn Stationen, die seit 1858 im freien Zululande angelegt wurden, befanden sich damals etwa 20 Getaufte. Seit 1868 hat sich jedoch die Zahl der Getauften gemehrt. Man zählt ihrer 322 auf neun Stationen Natalias, 23 auf acht Zuluplätzen.

Der Einladung in's Betschuanenland folgten die Hermannsburger Brüder mit Freuden. Auf diesem empfänglicheren und schon durch Andre bereiteten Boden schienen die Früchte entschieden schneller zu reifen, als unter den

Kaffern, und aus der männerreichen Heimathgemeinde konnte man steten Nachschub von Schnittern erwarten. Schon waren etliche Hundert Heiden getauft, als eine bedauerliche Störung eintrat. Zwistigkeiten unter den Brüdern hatten das Ausscheiden eines Theils derselben zur Folge. Der rheinische Missionar Hardeland, dessen Aussendung als Superintendent der gesammten Hermannsburger Mission im Jahre 1858 einzelne Brüder besonders verstimmt hatte, legte zwar diese Zerwürfnisse schließlich wieder bei; eine ernstliche Schädigung und mehrjährige Stockung des Werkes im Betschuanenlande war aber doch die unvermeidliche Folge derselben. In neuerer Zeit hat die Hermannsburger Mission wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, und ihre 15 Stationen im Gebiet der beiden Freistaaten sind ein neues Zeugniß, daß der treuen Arbeit und dem gläubigen Gebet der Segen Gottes nie ausbleibt.

Trotz der nicht eben hervorragenden Erfolge auf dem Missionsgebiet mehrte sich die Theilnahme für die Hermannsburger Mission in Deutschland von Jahr zu Jahr. Sie fand ihre Nahrung an der wohlverdienten Hochschätzung, die der reichbegabte Pastor Harms durch seine seltene Hingabe an sein Amt und die geistesmächtige Führung desselben erlangte. Die Geldbeiträge, vermehrt durch die Erträge einer Druckerpresse, wuchsen in dem Maße, daß man 1860 an die Erbauung eines zweiten Missionshauses in Hermannsburg denken konnte, so daß jetzt alle zwei Jahre 24 Missionare von dort ausgehen können. Doch ist von den ursprünglichen Ideen des Harms'schen Planes keine verwirklicht worden. Die Aussicht auf die Bekehrung des

ganzen Zuluvolks schwand dahin; die Kolonisation zeigte sich als dem Zweck nicht entsprechend, die Civilisation der Kaffern durch Handwerker als unausführbar. Hermannsburg aber wird, nachdem es mit Aufgebung der unerfüllbaren Ideale immer mehr in diejenigen Fußstapfen zurücklenkt, die andre Missionen als die richtigen erkannt haben, auch fruchtbarer wirken in Afrika, wo es 1872 auf 42 Stationen 60 Missionare stehen hatte. Betschuanen waren doch schon an 1450 getauft worden, die meisten (447) in Bethanien (Transvaal).

---

7. Livingstone und Stanley, zwei Pfadfinder in Afrika.

Der Name Livingstone ist weltbekannt und weltberühmt. Jeder Schulknabe kennt denselben, das Publikum spricht von diesem Berühmten, die Zeitungen schreiben über ihn und die Männer der Wissenschaft sind dankbar für die von ihm gegebenen Aufschlüsse. Diese allgemeine Theilnahme ist nicht umsonst. Andere haben Erdtheile und Inseln entdeckt, er einen großen Welttheil erschlossen und die Karte von Afrika zeigt nach seinen Entdeckungsreisen nicht mehr so viele leere Stellen als früher. Fünf Jahre war er auf seiner letzten Afrika-Reise verschollen. Die Welt hielt ihn für todt, er wurde zu den Opfern der Erforschung Afrikas gezählt. Expeditionen wurden zu seiner Auffindung ausgerüstet; aber vergebens, bis der kühne

26jährige Stanley, der sich als Berichterstatter des New Yorker Herald im Orient schon ausgezeichnet und in dieser Eigenschaft im Jahr 1867 den Zug der Engländer nach Abessinien mitgemacht hatte, auf Kosten des Herald im Jahr 1871 mit einer Expedition zur Aufsuchung Livingstone's auszog und denselben im November desselben Jahres in Ujiji auffand. Stanley brauchte sieben Monate, um von Zanzibar, an der afrikanischen Küste nach Ujiji zu kommen, obwohl beide Orte nur 140 englische Meilen von einander entfernt sind; und daran, sowie an dem Umstand, daß er 58 Pfund während dieser Reise an Gewicht verlor, kann man erkennen, was eine solche Afrika-Reise auf sich hat.

Wie viele andere berühmte Männer und Wohlthäter der Menschheit ist Livingstone (geboren in Blantyre bei Glasgow, England, im Jahre 1817) unter sehr ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Sein Vater, ein alter Krämer, konnte dem strebsamen Jungen nicht einmal die gewöhnliche Schulbildung geben lassen. Schon vom zehnten Jahre an mußte David wie so viele andere Kinder in England Wolle in der Fabrik spinnen, um sein Brod zu verdienen; ein anstrengendes Geschäft für ein Kind und wahrhaft martervoll für einen Knaben, der vom Wissensdurst geplagt ist. Livingstone war jedoch nicht darnach angelegt, sich durch Verhältnisse entmuthigen zu lassen. Er mußte und wollte Bücher haben und er erhielt sie. Wo ein Band aufzutreiben und zu leihen war, da stellte sich der junge David ein; jeden Pfennig benützte er, um ein Buch zu kaufen. In späteren Jahren lenkte ihn sein Vater der christlich-religiösen Lektüre zu und, geweckt durch dieselbe, stand im zwanzigsten

Jahre bei dem jungen Spinner der Entschluß fest, Missionar zu werden. Jetzt machte er sich mit noch rastloserem Eifer an's Forschen. Neben seinem Lehnstuhl lag immer ein gutes Buch; jeder freie Augenblick ward zum Studiren benützt. Im Sommer verdiente und ersparte er sich Geld in der Fabrik; im Winter besuchte er, sein Erspartes aufzehrend, die besten Schulen in Glasgow, lernte Lateinisch, Griechisch ꝛc., und studirte Theologie und Medizin mit solchem Erfolg, daß er sich schon nach etwa drei Jahren im Jahre 1840 der Londoner Missions-Gesellschaft anbieten konnte und nach bestandener Prüfung nach Südafrika, dort, wo Moffat, sein nachmaliger Schwiegervater, wirkte, gesandt wurde.

Von jetzt an wird er Länderentdecker. Die Missionswanderungen führen ihn von Distrikt zu Distrikt, von Volk zu Volk. Immer mehr erkennend, wie wenig man noch vom Innern Afrikas wisse, und überzeugt von der hohen Wichtigkeit dieses ungeheuren, unbekannten Ländergebiets, durchkreuzt er dreißig Jahre lang den afrikanischen Continent nach allen Richtungen, kehrt in Zwischenräumen von zwei bis fünf Jahren wieder zurück, um die Wissenschaft zu bereichern und Vorbereitungen zu neuen Entdeckungsreisen zu treffen. Es ist aber nicht allein die Wissenschaft, welche gewonnen hat; Livingstone, und das ist von noch viel höherer Bedeutung, ist derjenige, welcher der Civilisation, dem Christenthum in das Innere Afrikas Bahn gebrochen. Bisher mußten sich die Missionsgesellschaften begnügen, ihre Missionäre in die oft sehr ungesunden Küstengegenden jenes umnachteten Welttheils zu senden. Wie viele der Boten, die Frieden verkündigen, sind dem Klima

zum Opfer gefallen; wie oft wurden gerade dieser klimatischen Hemmnisse wegen die Missionsunternehmungen gehemmt! Da kommt Livingstone und sagt uns von den herrlichen Ländereien des Inlands, von dem dortigen guten Klima, von den kräftigen, zwar barbarischen, aber doch nicht in dem Maße entnervten Volksstämmen, wie sie oft an der Küste gefunden werden, und von großen zum Theil ziemlich wohl geordneten Reichen. Die Missionsfreunde athmen aufs neue auf; die Hoffnung wird lebendig: „Afrika kann und soll gerettet werden; Gott hat uns den Weg gezeigt. Bis jetzt wollten wir von der Küste landeinwärts ziehen, jetzt gehen wir in die Thäler des Innern und legen von dort aus Missionsstationen nach allen Richtungen an." Also spricht die große Missionsgesellschaft der Methodisten Kirche, andere Vereine hegen gleiche Ansichten. Er starb auf seinem Posten in Afrika. Sein Name ist unsterblich.

Auch der Amerikaner Stanley ist ein Kind der Armuth, das sich durch Fleiß und Thatkraft herangebildet und nützlich gemacht hat. Nach wechselvollem Schicksal beauftragte ihn Bennett, der unternehmende Eigenthümer des „New York Herald", als neuer, fesselnder Zeitungsstoff geschafft werden mußte, im Jahre 1869 weitläufige Reisen in Osteuropa und Asien zu machen, und endlich Livingstone im Innern Afrika's aufzusuchen.

Wohl nie hat ein Berichterstatter einer Zeitung einen ähnlichen Auftrag erhalten. Aber Bennett kannte seinen Mann und Stanley erfüllte seinen Auftrag, durchzog alle die ihm bezeichneten Länder, fand am 10. November 1871 den berühmten Livingstone im Innern Afrika's, und reiste mit ihm bis zum 14. März 1872. — Als Berichterstatter

einer Zeitung war Stanley ausgezogen, als bewußter Afrikareisender kam er wieder nach Amerika. Es steckte das Zeug eines Pionierreisenden ersten Ranges in ihm, und es sollte dasselbe Verwendung finden. Er wollte eine selbstständige afrikanische Entdeckungsreise unternehmen. Der „New York Herald" sowie der in London erscheinende „Daily Telegraph" lieferten die nöthigen Mittel, und im November 1874 brach Stanley von dem ostafrikanischen Küstenstädtchen Bagamoyo abermals nach dem Innern Afrika's auf.

Bis Mai 1875 hatte er den mächtigen Ukerewe-See (Viktoria Nianza) nicht blos erreicht, sondern ganz umschifft, vermessen und in guten Karten ausgelegt. Er besuchte den König Mtesa, der über das im Norden des Sees liegende große Königreich Uganda herrscht, und wandte sich dann nach dem von Baker entdeckten Mwutan (Albert See).

Schon bis dahin gab es genug Gefahren zu bestehen, und nicht selten mußte sich der kühne Reisende mit seinen 200 Begleitern den Weg durch die wilden Volksstämme erkaufen. Das Reich Uganda mit seinem König Mtesa sieht er jedoch als reifes Missionsfeld an, und forderte die Londoner Missionsgesellschaft bei seiner Rückkehr auf, unverzüglich Missionäre dorthin zu senden, was auch geschah.

Zwischen den beiden genannten See'n liegt der 4000 bis 5000 Fuß hohe Berg Gambaragara, über welchen Stanley folgende merkwürdige Thatsache berichtet: „Auf dem Gipfel dieses Berges," sagt er, „wohnt ein Volk von europäischer Hautfarbe. Ich habe etwa ein halbes Dutzend derselben gesehen. Es ist ein schöner Menschen-

schlag, und manche der Frauen ist merkwürdig hübsch. Das Haar ist wellig, mit einem Anflug in's Braune. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, die Lippen schmal, aber die Nase, obgleich wohlgeformt, ist an der Spitze etwas dick. Ich habe nicht erfahren können, wo dieses sonderbare Volk herkommt. Bei dem Nahen einer einfallenden Macht ziehen sie sich bis auf den Gipfel des Berges zurück, dessen durchdringende Kälte selbst dem entschlossensten ihrer Feinde Trotz bietet. Vor zwei Jahren (1874) schickte „Kaiser" Mtesa seinen ersten Minister mit 100,000 Mann nach Gambaragara, aber obwohl der große General die Abhänge des Berges einnahm und eine weite Strecke zur Verfolgung hinanstieg, zwang ihn endlich das rauhe Klima zur Umkehr, ohne daß er mehr als ein paar schwarze Sklaven gefangen hatte. Es scheint, daß der Berg ein ausgebrannter Vulkan ist, denn auf der Spitze ist ein krystallheller See von 500 Ellen Länge, aus dessen Mitte sich ein säulenartiger Felsen zu großer Höhe erhebt. Ein Steinrand umgiebt den Gipfel wie eine Mauer, innerhalb welcher mehrere Dörfer sind, in denen der Hauptmedizinmann und sein Volk wohnen. Zwei Männer dieses Stammes begleiteten unsere Expedition zum Albert See und zurück; aber sie waren wenig mittheilsam, und ich konnte von ihnen nichts über die Geschichte ihrer Nation erfahren. Ihre Nahrung bestand aus Milch und Bananen. Ein anderes Exemplar dieses weißhäutigen Volkes, einen Bruder des Königs von Gambaragara, sah ich am Hofe Mtesas. Als ich den Mann zuerst sah, hielt ich ihn für einen jungen Araber aus Kairo, der aus unbekannten Gründen in Uganda lebte, und erst nachdem ich mehrere Leute von derselben blassen Farbe gesehen, konnte

ich glauben, daß im Herzen von Afrika, fern von den Wegen der Reisenden und Handelskarawanen, ein großes und zahlreiches Volk von dieser eigenthümlichen Farbe lebte. Hätten sie nicht negerartiges Haar, so würde ich sagen, daß es Europäer oder hellfarbige Asiaten, wie zum Beispiel Syrer oder Armenier, seien." Südlich von diesem Berge entdeckte Stanley im Alexandra See — endlich die Quellen des Nils: der erste große Fund seiner Erforschungsreise.

Aber dieser Zug nach den großen Nil-Seen war nur Vorbereitung auf die Hauptarbeit — die Reise durch Central-Afrika und die Entdeckung des Kongoflusses und seines Laufes. Stanley wandte sich deshalb, nachdem er von Udschidschi aus den großen Tanganjika See umschifft hatte, nach Nyangwe am Lualaba Strom, um von hier aus womöglich die Westküste zu erreichen. Von hier aus brach er zwei Jahre darauf, nachdem er Bagamoyo im Osten verlassen hatte, nämlich am 15. November 1876, mit achtzehn Kanoes, dem zerlegbaren Forschungsboote „Lady Alice" und etwa 200 Bewaffneten nach dem Westen Afrika's auf.

Jetzt erst begannen die größten Schwierigkeiten. Bis Nyangwe waren auch Livingstone und Cameron gekommen. Hier aber mußten sie umkehren, und die arabischen Händler im Ort riethen Stanley einfach ab, weiter den Fluß hinabzufahren, weil es doch ganz unmöglich sei. Der muthige Mann jedoch wollte nichts davon hören, ehe ein ernster Versuch gemacht worden, und war entschlossen, durch die Wildniß zu dringen, obwohl schon mehr als zwanzig tüchtige Männer vor ihm dieses Unternehmen hatten aufgeben müssen, oder dabei umkamen.

Der Kongo, von dem man früher nur den untern Theil kannte, führt verschiedene Namen, so z. B. heißt man denselben bei Nyangwe Lualaba; aber der große, in der civilisirten Welt unter dem Namen Kongo bekannte Strom Central-Afrika's ist nun seiner ganzen Länge nach entdeckt, welcherlei Namen auch gewisse Strecken desselben tragen mögen.

Es war kein Geringes, was das Häuflein Menschen von Nyangwe aus unternahm. Durch ein ungeheures, wildes, dichtbevölkertes Land wollten sie ziehen oder untergehen. Kein Führer, kein Anhaltspunkt, keine freundliche Nation — nichts dergleichen ist vorhanden. In weiter Ferne nur schwebt der atlantische Ocean als schwankendes Ziel vor. Es ist dies eine That, die an Cortez erinnert, als er, seine Schiffe hinter sich verbrennend, den Zug gegen Mexico antrat. Nur ist Stanley's Zug noch gewagter, und eine abenteuerlichere Fahrt als diese ist gewiß noch nie unternommen worden. Neun Monate lang kämpften sich diese Menschen durch eine Strecke von 1900 englischen Meilen von Nyangwe nach der Westküste durch. Konnten sie auch einen großen Theil des Wegs in ihren Fahrzeugen zurücklegen, so wurde die Flußfahrt doch sehr oft durch die vielen Wasserfälle verhindert. Alsdann galt es, immer und immer wieder die 3 — 5 Tonnen schweren Kanoes aus dem Wasser zu heben, das Boot „Lady Alice" zu zerlegen und auf dem Land die Fälle zu umgehen, wobei entweder erst durch den Urwald ein Weg gehauen werden, oder die sandige Wüste durchschritten werden mußte. Dabei wurde das Häuflein Tapferer bei Tag und bei Nacht zu Wasser und zu Land fast beständig von den wilden, kriegerischen

Stämmen angegriffen, denen im Ganzen während dieser dreiviertel Jahre etwa vierzig Gefechte geliefert wurden.

Die Aufführung all der Kämpfe zu Wasser und zu Lande muß hier unterbleiben, und es sei nur die Schilderung der größten dieser Wasserschlachten aus Stanley's Feder eingeschaltet. Dieselbe fand auf dem mittleren Kongo statt, wo der Fluß mächtige Nebenströme aufnimmt und gelegentlich aussieht wie ein See, mit einer Breite von 4 — 10 englischen Meilen. Als man zu der Mündung des von Norden in den Kongo einfallenden Aruwimistromes kam, wurde Stanley und die Seinen von großer Macht angegriffen.

„Aus dem Aruwimi heraus," schreibt er, „kamen plötzlich 54 Kanoes mit solcher Macht auf uns zugerudert, daß ich mich schnell zur Aktion entschließen mußte, wollte ich die Expedition retten. Vier meiner Boote begannen schon zu fliehen und wurden mit Mühe zurückgeholt. Wir warfen nun unsere Steinanker aus, bildeten eine geschlossene Linie und warteten ruhig auf die Dinge, die da kommen sollten. Herannahten, schnell und fürchterlich, aber in einer prachtvollen Weise, die Eingeborenen. Alles an ihnen erschien prächtig. Ihre Kanoes waren enorme Fahrzeuge, namentlich eines ein Ungeheuer mit 80 Ruderern, vierzig auf jeder Seite, deren Ruder 8 Fuß lang und mit Eisen beschlagen waren. Der Griff jedes Ruders war mit einer Elfenbeinkugel verziert. Die Häuptlinge rannten auf einer Plattform hin und her, die von einem Ende des Schiffes zum andern reichte. Auf einem Gestell am Vordertheil standen zehn auserwählte junge Burschen, die ihre Speere schwangen. Am Hintertheil standen acht Steuerleute, die das

Kanoe auf uns zu lenkten. Noch waren zwanzig andere, ebenso aussehende, aber nur drei Viertel so große Kanoes wie das eben geschilderte vorhanden. Nach einer flüchtigen Schätzung mußte die Zahl aller Wilden, die auf uns zukamen, 1500 bis 2000 in diesen 54 Kähnen betragen haben.

„Wir hatten kaum Zeit, ein kurzes Gebet auszustoßen oder darüber nachzudenken, wie wir uns aus dieser mörderischen Kannibalenwelt, in die wir gerathen waren, befreien sollten, als der Feind im vollen Vertrauen auf seinen Sieg nahe bei uns und der erste Speer auf uns geworfen war. Länger zögerten wir nun nicht, denn jene waren ja zum Kampfe herangekommen. Die fürchterlichen Fratzen, der laute Triumphton der Trommeln, der betäubende Lärm der Hörner, der geworfene Speer — alles bezeugte dieses ja — und nun gab jede Flinte in unserer kleinen Flotte die gewünschte Antwort dem Feinde. Sofort waren wir nun umzingelt, und zehn Minuten lang regnete es förmlich von allen Seiten Speere — da wich der Feind.

„Wir hoben schnell die Anker und folgten dem Feinde an's Land, wo wir zehn oder zwölf Dörfer einnahmen und uns die in großer Menge dort aufgestapelten Lebensmittel zueigneten. Dann ließ ich zum Rückzug blasen. Dem Sieger gehört die Beute, so dachten meine Leute, und die Masse Elfenbein, welche sie hier fanden, war geradezu staunenerregend. Da lag ein „Elfenbeintempel" — eine Umzäunung von großen Stoßzähnen, die ein Götzenbild umgab; Elfenbeinklötze, die nach den Beilhieben daran beim Spalten des Holzes benutzt worden waren; elfenbeinerne Kriegshörner bis drei Fuß lang; elfenbeinerne Hämmer, Keile um Holz zu spalten, Mörserkeulen, um Cassava

zu zerkleinern, und vor einem Häuptlingshause eine Veranda, deren Pfosten aus langen Stoßzähnen des Elephanten bestanden. Wir nahmen 133 Stücke aus Elfenbein an uns, die einen Werth von etwa 18,000 Dollars repräsentirten. Diese, so sagte ich meinen Leuten, möchten sie als ihre Kampfbelohnung betrachten. In dem ganzen Gefechte hatten wir nur einen Mann verloren."

Also schlug sich dieser muthige Mann unter Hunger und Blöße, Gefahren, Entbehrungen und Elend aller Art auf dem Fluß oder seiner Ufer entlang durch, bis sich endlich die beispiellose Reise ihrem Ziele näherte und das Häuflein Tapferer in Boma am untern Kongo die ersten Europäer traf. Stanley sandte einen Brief nach Boma voraus, und die dortigen europäischen Kaufleute schickten ihm Lebensmittel, Kleidung 2c. entgegen.

„Wir sahen bereits dem Hungertode in's Gesicht," schreibt er, „da kam eine solche Fülle guter Dinge über uns, daß wir fast wahnsinnig über den plötzlichen Wechsel zwischen den Leiden des Hungers und den Freuden des Luxus wurden, und die Kehlen, welche bisher nur den Kriegsgesängen der Eingeborenen geantwortet hatten, sangen nun ein Danklied zum Lobe der weißen Männer, die am Meere wohnen."

Und was ist denn gewonnen? Afrika, das lang versiegelte, ist erschlossen, und der Weg dahin entdeckt — der Kongofluß, welcher trotz allen Wasserfällen auf mächtigen Strecken für die größten Schiffe das ganze Jahr hindurch schiffbar ist. Dahin wird der Welthandel seinen Weg finden, dahin wird auch der Missionär ziehen. Und welch ein Gebiet ist das! Der Kongo hat eine Gesammtlänge

von 2900 englischen Meilen; sein Stromgebiet umfaßt einen Flächeninhalt viermal größer als das deutsche Reich. Das Land ist reich und fett, und am Kongo hin dicht bevölkert.



12. Die Bisch. Meth. Kirche in Afrika.

Die Missionen der Bisch. Meth. Kirche in Afrika entstanden vor ungefähr dreißig Jahren. Henry Clay, von Kentucky, und andere hervorragende Bürger, die mit ihm übereinstimmten, sahen, oder glaubten in Amerika zwei Menschenracen zu sehen, so unähnlich, daß sie sich nicht vermischen und sich gegenseitig nicht aufrichtig achten könnten. Sie meinten, daß diese beiden Racen nie unter gleichen Bedingungen zusammen wohnen könnten, und folgerten daher, daß sie entweder friedlich getrennt werden, oder im Lauf der Jahre in einen schrecklichen Kampf mit einander gerathen müßten. Dies war ihre Ansicht von der schwierigen Aufgabe, die sie zur Lösung sich darbieten sahen. Sie riethen friedliche Trennung, und um dieselbe auszuführen, gründeten sie die Amerikanische Kolonisations-Gesellschaft. Hauptzweck derselben war, der Welt zu zeigen, daß die afrikanische Race, unter günstigen Umständen, der Selbstregierung fähig sei, und auf solche Weise die Einwohner Amerika's zu veranlassen, deren Wegschaffung nach Afrika zu begünstigen und Nord-Amerika der weißen Race zu überlassen. Das genügt, um die providentielle Entstehung der afrikanischen Missionen zu zeigen.

Unter den ersten Kolonisten, welche nach Liberia in Afrika gesandt wurden, befanden sich einige Glieder der Methodisten Kirche. Als sie an jener fernen und unbekannten Küste gelandet waren, und das Schiff wieder der Heimath zufuhr, standen sie am Strande und beobachteten es, wie es allmählig am Horizont verschwand; und als es ganz außer Sicht war, sagte Einer von ihnen: „Laßt uns beten!“ und sie knieten am Strande nieder und beteten. Es war Sonnabend-Nachmittag. Am Sonntag hielten sie Versammlung, und am Schluß derselben sagte Einer: „Was sollen wir thun, um Prediger zu bekommen?“ Es wurde beschlossen, sich an die Kirche in der Heimath zu wenden und sie um Prediger zu bitten. Konnte die Kirche es verweigern? Bischof Hedding ernannte Prediger M. B. Cox und Andere, um zu unseren Brüdern in Afrika zu gehen.

Pr. A. Cummings traf Miss. Cox kurz vor seiner Abreise in Philadelphia und sagte zu ihm: „Br. Cox, warum willst du nach Afrika gehen? Weißt du nicht, daß du dort bald sterben wirst?“ Eine göttliche Flamme leuchtete aus den Augen des Missionars, seine Lippen bebten und er antwortete: „Ich weiß, daß ich nicht lange in Afrika leben kann, hoffe aber lange genug zu leben, um dahin zu kommen; und wenn es Gott gefällt, daß meine Gebeine in einem afrikanischen Grabe ruhen sollen, so werde ich ein solches Band zwischen Afrika und der Kirche in der Heimath befestigt haben, welches nicht zerreißen wird, bis Afrika erlöst ist.“ Einem Amtsbruder, der zu ihm sagte: „Du wirst in Afrika sterben,“ entgegnete er: „Wenn ich in Afrika sterbe, mußt du herüberkommen, und meine Grab=

schrift verfassen.“ „Und was soll ich schreiben?“ fragte er; worauf Cox erwiderte: „Laßt tausend Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird.“ Er ging nach Afrika und starb daselbst bald. Auf dem Missionskirchhof in Monrovia liegen neben Miss. Cox elf von den Tausend, und dennoch sind die Kinder der Kirche bereit, dort hinzugehen, im Werk zu dienen und zu sterben. Er starb aber erst, nachdem er die Glieder der Kirche gesammelt und eine Gemeinde nach der Ordnung der Bisch. Meth. Kirche gegründet hatte. Er kaufte auch die Gebäude der Baseler Missionsgesellichaft in Monrovia, die durch den Tod der von derselben dorthin gesandten Missionare leer standen, und sammelte die Kinder um sich in Sonntagsschulen. Die Missionare Spaulding und Wright mit ihren Frauen, welche ihm nachgeschickt worden waren, landeten am 1. Januar 1834 in Monrovia, doch im Juli des vorhergehenden Jahres war Cox schon dem verzehrenden Fieber erlegen. Die angekommenen Missionare setzten das Werk mit allem Fleiß und Eifer fort. Allein Miss. Wright und seine Frau starben bald und Spaulding und seine Frau wurden durch das Fieber so geschwächt, daß sie zur Arbeit unfähig waren, und deshalb dem Rath des Arztes folgten und nach den Ver. Staaten zurückkehrten. Indessen hatte der Herr unter den Kolonisten selbst Prediger erweckt, durch welche das Werk immer weiter ausgebreitet wurde. Im Jahre 1836 wurde die Mission in Liberia von der General-Conferenz zu einer jährlichen Missions-Conferenz erhoben und bald darauf wurden daselbst von der Missionsgesellschaft eine hohe Schule und eine Druckerei errichtet. Noch mehrere Jahre nachher ver-

suchten weiße Missionare, den farbigen Predigern zu Hülfe zu kommen, doch das Fieber raffte sie entweder schnell hinweg oder schwächte sie so sehr, daß sie sich genöthigt sahen, Afrika wieder zu verlassen. Deshalb überließ man das Werk ganz den farbigen Predigern, welche denn auch mit großem Segen unter den Kolonisten arbeiteten und auch Missionen unter den eingeborenen Heiden errichteten.

Die afrikanische Mission umfaßt jetzt die ganze Republik Liberia und dehnt sich von Kap Mount im Norden bis Kap Palmas im Süden aus, etwa 600 englische Meilen; und von dem Meer im Westen in's Innere, von 10 bis mehr als 50 englische Meilen an einem Punkt. Innerhalb ihrer Grenzen sind 140,000 eingeborene Afrikaner der Mission zugänglich. Sie besteht als eine regelmäßige, jährliche Conferenz (mit ihrem eigenen Missions-Bischof, Bischof Roberts), ist in vier Vorst. Aeltesten-Distrikte eingetheilt, und jeder von ihnen in Bezirke und Stationen. Unter den besten Gebäuden in der Republik sind Lehranstalten, die von der Missionsgesellschaft errichtet worden sind. Gegenwärtig zählt die Mission 2,110 Kirchenglieder, 47 Gehülfen, 18 Missionare, 29 Kirchen, 30 Sonntagschulen, 221 Lehrer und Beamte und 1560 Schüler in denselben.

IV. Asien.

1. Uebersichtliches.

„Die Wiege des Menschengeschlechts" ist ein so ausgedehntes und verschiedenartiges Missionsfeld unter den Heiden, Muhammedanern und den fast erstorbenen Resten der ältesten christlichen Kirchen, daß wir uns hier aus Mangel an Raum nur auf die bedeutendsten Arbeitsgebiete der hauptsächlichsten Gesellschaften beschränken müssen. Wir reden zuerst von

A. Kleinasien und den umliegenden Ländern.

1. Kleinasien selbst.

Der Centralpunkt für die ganze Mission des Orients ist die Insel Malta (Melite, Apg. 28), wo seit 1840 eine englische Kathedrale unter dem Bischof von Gibraltar, und seit 1846 ein internationales Collegium, besonders von den Protestanten Amerikas unterhalten, besteht, weiterhin aber namentlich Konstantinopel selbst mit den Vorstädten Skutari, Haskoi und Galata mit einem englischen Bibeldepot für die armenischen Christen (seit 1822). Hier wirkte Miss. Pfander von der Londoner Gesellschaft, ferner Bebeck von Boston, ebenso

Southwell und Goodell unter Muhammedanern und griechischen Katholiken, besonders aber der eifrige Judenmissionar Joseph Wolf, der Basler Dr. Schaufler im Seminar zu Pera (gestiftet 1841), Miss. Hamlin und Jackson in Trapezunt unter den Kurden und Turkomannen, in deren Hauptstadt Erzerum eine blühende Mission sich befindet. Ebenso in dem durch Pest, Feuer und Erdbeben schwer heimgesuchten Smyrna, wo trotz des Hasses der zahlreichen Rabbiner die Bostoner und Londoner (namentlich Miss. Wolters) arbeiten und ein kaiserswerthes Diakonissenhaus (1853) besteht; dann in Brusa, wo der deutsche (Basler) Miss. Schneider 1834 eine Schule gründete und Bibeln verbreitete, was zahlreiche nachhaltige Erweckungen hervorrief; ferner unter den Moslems im alten Pontus, die, vormals Christen, um 1700 zum Islam gezwungen, nun schaarenweise wieder zum Evangelium zurückkehrten, freilich vielfach auch wieder in todten Ceremoniendienst versanken. Am bedeutendsten wohl sind die Fortschritte in der sich südlich bis Aleppo hinziehenden Landschaft Morasch, wo weder die gelehrten griechischen Mönche (Wartabed's) noch die Bischöfe mehr der reinen Lehre den Eingang selbst in die Hauptstadt Kaisarje (Caesarea) und in das Kloster Everek wehren konnten; der Glanzpunkt derselben blieb aber die 1847 durch englische Missionare gegründete Station Aintab, wo das Wort Gottes solche Fortschritte machte, daß bald die ganze Stadt und Umgegend es fühlten. Jetzt besteht dort ein Mäßigkeitsverein, eine Sonntagschule mit 1600 Gliedern, Druckerei, Kirche mit Predigerwohnung und ein theologisches Seminar, alles aus eigenen Mitteln

erhalten. Weitere Stationen dieser Mission sind in der Geburtsstadt Pauli, in Tarsus und auf den Inseln Cypern, Rhodus, Samos, Kos und Patmos (Exil des Johannes). In

2. Mesopotamien.

Zu den Ueberresten früherer christlicher Bevölkerung gehört hier die merkwürdige griechisch-katholische Sekte der Jakobiten, von dem syrischen Mönche Jakob Bardai gestiftet, unter dem Patriarchen von Diarbekir, im Kloster Safran bei Mardin lebend, von wo aus sie sich weit verbreiteten. Schon 1681 wurden sie von Rom aus missionirt, in neuerer Zeit aber, jedoch leider ohne großen Erfolg, mit dem Evangelium bekannt gemacht. Sie verbanden sich schließlich doch mit dem Pabstthum und heißen nun als sog. unirte Katholiken auch Chaldäer oder Karduchen; ihr Hauptplatz ist Mohul mit dem Dorfe Nunniah (Niniveh), wo eine Bostoner Station blüht (seit 1841) die namentlich durch Gehilfen und Wanderlehrer von Urumiah in Persien aus unterhalten wird.

3. Kurdistan.

Das alte Assyrien, die eigentliche Heimath der schon genannten Kurden, bis zum Wansee, ist erst seit 1837 gleichfalls von Boston aus missionirt worden (Station Bitlis). Hier leben aber zugleich auch mit jenen in uralter erbitterter Feindschaft die gleichfalls vom Joch der Muhammedaner unabhängig gebliebenen Nestorianer auf schwer zugänglichen Bergländern jenseits des Zab, (Hauptstadt Dschulamerk, Sitz ihrer Patriarchen).

Jetzt herrscht wenigstens Frieden im Land und die Arbeit konnte unter den Nestorianern selbst beginnen, welche der evangelischen Mission der Bostoner Gesellschaft (1830) mit viel Begierde entgegenkamen, trotz aller Künste, womit der römische Patriarch in Elkosch es zu hindern suchte. Jene wirkte besonders in Aschita, wo der nestorianische Patriarch Mar Simon selbst zur Gründung der Station mithalf, aber sie wurde 1846 von den Kurden völlig zerstört, jedoch 1851 in einem anderen Distrikt Gawar neu eröffnet, wo die ganze Bibel übersetzt wurde und die fast gänzlich und gründlich evangelisirte Stadt Amadieh das Licht christlicher Wahrheit weithin verbreitet.

4. Syrien und Palästina.

Unter den Resten der altchristlichen Kirche bei den Drusen und Marokiten (auf dem Libanon), sowie unter den bereits genannten Jakobiten in Antiochia am Orontes und den Beduinenhorden der großen Karawanenstraße bei Aleppo wirken seit 1856 die englische Mission unter Breadle und dem Konsul Skene, die Bostoner Gesellschaft in Beirut (1831), Tripolis (Tyrus) Dschebel (Byblus) und Antura (Miss. Way, 1822), ferner in Akka (dem alten phönizischen Ptolemais) durch Miss. Bird, Fisk und Jonas und bei Damaskus, wo sie namentlich durch die Jesuiten von dem nahen Zaleh aus viel zu leiden hatten. Besser gelang es im alten heiligen Land, Palästina, obwohl sich Anfangs hier gerade der härteste Boden fand. Der schon genannte Br. Fisk mit Parsons begann 1832 in Jerusalem, dann in Bethlehem. Es folgte 1851 die Londoner Juden-

Missionsgesellschaft in Hebron, Tiberias und Safat, besonders durch die Brüder Nikolayson und Elwald, später verband sie sich mit dem protestantischen Bisthum in Jerusalem 1841 von Preußen und England gemeinsam gestiftet und seither gemeinsam unterhalten und abwechselnd von einem englischen und deutschen Bischof regiert, zuerst Alexander, ein jüdischer Proselyt, dann seit 1846 Samuel Gobat, aus Basel, 1879 nach einem reichgesegneten Leben gestorben.

5. In Persien und Iran

begannen schon 1738 die Herrnhuter (in Ispahan), später kamen die Basler Pfander (1831) nach Tebris, Hörnle und Haas nach Teheran und der Bostoner Merrik nach Urumiah und Erzerum, wo sie zugleich unter den alten Nestorianern wirkten, deren Bischöfe und Diakonen sie sehr freundlich aufnahmen. Hier gründeten die schon genannten Brüder nebst Dr. Grant, Perkins, Smith, Dwight und andern vor allen Schulen für das sehr vernachlässigte weibliche Geschlecht und ein Lehrerseminar in Seir (1840, später nach Gawar verlegt), von wo aus bald große Erweckungen ausgingen, die das Feuer bis in die entlegenen Berge von Afghanistan und Beludschistan trugen. Eine besondere Beachtung verdient endlich

6. Südrußland

mit den um der Religionsfreiheit willen 1817 ausgewanderten württembergischen Kolonisten, namentlich in Katharinenfeld, denen Basel den Miss. Salet als Oberprediger in Tiflis sendete, 1827, später Dietrich

und Bonwetsch, die auch unter den Grusiern einige Missionsversuche machten. Mehr konnte geschehen in dem russischen Armenien, der früheren persischen Provinz Eriwan mit dem Kloster Etschmiazin, dem Sitz des armenischen Bischofs (oder Katholikas), wo die Basler 1822 Schuschah gründeten und namentlich Schulen errichteten. Aber bald vereitelte die Eifersucht der armenischen Geistlichen alles wieder und sie mußten sich auf die Tartaren beschränken, unter denen Miss. Sprömberg wirkte, während sich Br. Hörnle zu den Kurden, Pfander wie schon gesagt nach Persien und der bekannte „Veteran der Basler Mission," der frühere russische Graf Felician Zaremba, nach den Araratländern wandte. Jetzt erst kommen wir zu dem eigentlichen

B. Heidenländern Asien's.

I. Vorderindien.

Hier arbeitete seit dem Mittelalter mit unermüdlicher Thätigkeit und großem Erfolg die katholische Kirche. Weltberühmt ist ihr Hauptmissionar Franz Xavier, Gründer des Franziskanerklosters und Collegiums von St. Paul in Goa (1542). Die riesigen Erfolge seiner Mission erklären sich durch die geschickte Anpassung des prunkenden römischen Kultus an den heidnischen Götzendienst, aber ihr blendender Glanz dauerte nicht lange. Protestantischerseits geschah von den Holländern wenig, von den Engländern, die anfangs nur Handelsinteressen zeigten, fast gar nichts; desto mehr von den Dänen, die seit 1620 die Ostküste Trankebar in Besitz hatten. Aber erst 1706 sandte der fromme König Friedrich IV. die Brüder Zie-

genbalg und Plütschau ab, und die Berichte des Ersteren nach seiner Heimkehr (1715) riefen überall, namentlich auch in Deutschland, sowohl in den frommen Kreisen Württembergs, als besonders auf der Universität Halle, damals unter A. H. Francke's Einfluß eine ächte Missionshochschule, das wärmste Interesse hervor. 1720 ging Ziegenbalg mit Grundler und Schulze abermals fort, später wirkten besonders Guericke, John und Kohlhoff daselbst. Vor Allen aber ragt hervor „Indiens Apostel," der Missionar Schwarz, der fast ein halbes Jahrhundert (1750 — 1798) mit unermüdlicher Treue dort arbeitete und dessen Andenken unter dem Namen „der gute Vater" heute noch dort im Segen steht. Als Trankebar 1844 englisch wurde, erlosch daselbst auch die dänisch-hallische Mission. Die der Brüdergemeinde begann 1756 auf den Nikobären unter einem gottlosen und sittenlosen Heidenvolk, aber das Klima raffte in 25 Jahren fast 70 Missionare weg und so wurde schon 1786 die Station aufgehoben. Die Anfänge der englischen Mission endlich gehen blos bis 1792 zurück, wo ihr Hauptgründer, Dr. W. Carrey, ein bekehrter Schustergeselle, dann Baptistenmissionar, mit seinem Wundarzt Thomas in Kalkutta landete und zuerst Aufseher einer Indigofabrik, dann Prediger in dem nahgelegenen (dänischen) Serampur wurde, in Gemeinschaft mit 2 andern Baptistenmissionaren Ward und Marshman. Sie wirkten besonders gesegnet durch ihre Sanskritbibel-Uebersetzung und Gründung einer internationalen Normalschule für Hindus und Europäer, bis ihnen 1806 die ostindische „Compagnie" alle und jede Missions-

arbeit verbot. Doch wurde das Unterrichtswesen außerordentlich gehoben, und jetzt ist ein wahres Netz von Eisenbahn- wie von Missionsstationen über das ungeheure Land gezogen, von mehr als 20 Gesellschaften aus und zu fast allen Denominationen gehörig. Namentlich die christliche Presse und die Missions- und Confessionsschulen sind ein großer Segen unter diesen „lesenden" Heidenvölkern; oft sammelt sich um jene ein ganzes christliches Dorf. Trotz des immer noch großen Hindernisses der Kaste hat der stille Einfluß des Christenthums kräftig alle Verhältnisse durchdrungen. Auch der furchtbare Militäraufstand der Sipohis (1857), die man gewaltsam von aller Berührung mit der Mission ausgeschlossen hatte, brachte der letzteren zwar große äußere Verluste, da das den Europäern bereitete Blutbad auch Tausende von eingeborenen Christen traf, aber noch größeren inneren Gewinn durch die Läuterung des Glaubens bei Allen, welche siegreich diese Feuerprobe bestanden und einen frischen Aufschwung in Hoffnung noch größerer Siege. Wir reden nun noch im Einzelnen von

a. Hindostan (Norden).

1. Die Provinz Sindh und der Pendschab

zu beiden Seiten des Indus ist besonders an den Mündungen des letzteren wichtig durch die unter dem Bischof von Bombay stehenden englisch-kirchliche Katechetenschule in Karatschi (1845) und die Station Hyderabad, wo der erste Sindhier, Nasar-Ulla bekehrt wurde. Die englische Mission setzte sich ferner auch in Kaschmir und in der alten Hauptstadt des indischen Islams in Lahore fest

bis 1849 das ganze Pendschab dem indobritischen Reiche einverleibt wurde. Den ersten Anlaß zur Mission gab der Uebertritt des ersten indischen Großherrn zum Christenthum, der Maharadscha Dalip Sing (1852), der, von Dr. Login bei Agra sorgfältig nach christlich-europäischer Art erzogen, sein Reich dem Evangelium öffnete. Begonnen hatte zwar die amerikanische Gesellschaft schon 1834 in Lodiana, jetzt folgten die Stationen Dschalander und Kapurthala, ganz besonders aber Amrithar, die alte „heilige Stadt" der Sikhs und Hauptsitz asiatischer Gelehrsamkeit, zugleich Residenz eines dem Christenthum gleichfalls ergebenen Fürsten. Dagegen gehören

2. Die Länder des Himalaja

noch zu den festesten Burgen des Heidenthums, theils durch die zahlreichen weitberühmten heiligen Städte und Tempel, theils besonders durch die aus dem benachbarten (chinesischen) Tibet stammende, aus dem Buddhismus entstandene Religion des Dalai Lama, einer angeblichen Verkörperung des höchsten Gottes oder des Weltgeistes, der in Lassah (oder Leh) seinen Hauptsitz hat. Es besteht nur eine Station der Goßnerischen Mission (Berlin) in Kothgar am Satledsch (1843 die Br. Rudolf und Prochnow) und in Patna (Br. Start). In Dehra an den Quellen des Jamuna missionirte schon 1839 Br. Wybrow aus Kalkutta, in Almora Miss. Budden von der Londoner Gesellschaft (1851) und Miss. Lamb in Landor (1857) und in demselben Jahre setzten sich auch die Methodisten (Miss. Thoburn) in dem nahen Nainital im Flachland (Tarai) fest. Auch in Asam, d. h. dem mil-

den und fruchtbaren Tiefland der Bramaputra, sind die Stationen Sadyah, Kangamatti und Gowahatti, die von Serampur bei Kalkutta aus angelegt wurden (1820) und 1838 an die amerikanischen Baptisten (Miss. Lisk und Tolman) übergingen. Aber auch deutsche Missionare (Basel) kamen von Dr. Häberlin veranlaßt 1847 nach Asam (Br. Hesselmeier in Tezbur); doch ohne daß die anfänglich großen Erwartungen sich ganz erfüllten.

3. Das Sahrhind und Duab,

das Land zwischen Jamna und Ganges, also ein indisches Mesopotamien, geht bis zur Vereinigung beider in Allahabad und ist ein hervorragendes Missionsland, schon wegen der großen Pilgerfeste (Mahlah's), die Tausende aus weiter Ferne zum heiligen Wasser des Ganges führen. Hauptstationen sind: Saharanpur mit Rurki (große Waisen- und Gewerbeschule), von der „Amerikanischen Gesellschaft" gegründet 1836, Sardhana, von Chamberlain schon 1813 von Agra aus bearbeitet, ebenso aber auch von katholischen Priestern, dann Mirat, wo der Aufstand der Sipohis begann, die Pflanzung des bekannten christlichen Offiziers Sherwood und seiner edlen Gattin (1814), wo später Fischer und Corrie, Lamb und Richards wirkten, dann Medland und der Basler Hörnle, sämmtlich im Dienst der Londoner Gesellschaft, ganz besonders aber die uralte Königsstadt Delhi selbst, von Timur 1308 erobert und fast gänzlich zerstört, 1618 — 58 von dem persischen Schah Dschehschan im Umfange von etwa 20 Meilen bei mehr als 2 Millionen

Einwohnern neu aufgebaut, und mit unermeßlichen Schätzen angefüllt, 1803 von den Engländern erobert unter Lord Lake und seither, statt unter muhammedanischem, unter christlichem Einfluß. In Benares ferner, diesem „indischen Athen," dem Hauptbollwerk der heidnischen Gräuel, mit dem berühmten Tempel des Wischnu, ist auch der Sammelpunkt der verschiedensten Missionen, theils der Baptisten (1816, W. Smith), theils der englisch-kirchlichen Gesellschaft, besonders durch den jungen Adlington (1817), Robertson und Adams in dem Dorfe Secrole bei Benares; ferner in Mirzapur durch Miss. Mather mit besonders viel Erfolg.

4. Das Reich Behar,

die Wiege des Buddhismus, von dem 60 — 70 Fuß tiefen und 5 — 6 Meilen breiten Ganges durchströmt, reich und fruchtbar, ist von der Mission noch wenig angebaut. Nur in Tschajra haben Brüder der Goßner'schen Gesellschaft (Stolzenberg namentlich, seit 1840) unter vielen Gefahren gewirkt, aber auch die Baptisten (Moore, Lesley, Burton und Smith) und die Methodisten. Besonders wichtig wurde aber die bis in das Königreich Audh und seine Provinzen sich ausdehnende Kolsmission, wo zuerst ein Schüler Dr. Carrey's, der alte Willamson wirkte. Die Goßner'schen Brüder Schatz und Batsch setzten die Arbeit in Ranschi und der Hauptstadt Patkol fort (1846). Es gab große Erweckungen und Verfolgungen und über 3000 waren bekehrt, bis die große Menterei auch Vieles wieder zerstörte; bald aber trieb die Mission neue Blüthen und steht jetzt unter

unter der Leitung eines besonderen Committees in Berlin. Endlich

5. Bengalen

ist gleichfalls eine Stätte reichgesegneter Thätigkeit. Dr. Häberlin veranlaßte 1846 Basel zuerst zur Aussendung von Arbeitern nach Dakka, aber nach seinem Tode erlosch das Werk und sie wandten sich an andere Plätze. Miss. Leonhard hatte dort 1816—1840 gepredigt, dann Robertson, Bion und Supper, später setzten die Baptisten den vielversprechenden Anfang fort (Miss. Fernandez). Im eigentlichen Gangesdelta auf heißem fieberschwangerem Boden mit üppiger Vegetation, aber tödtlichen Miasmen, wird Schiwa (der Zerstörer) unter dem Namen Mahadew verehrt, nebst seiner blutdürstigen Gattin Kali (die Schwarze). Die Engländer setzten sich schon 1640 am Hugli fest, 1780 folgte die Brüdergemeinde und die Baptisten unter John Thomas (1783). Ganz besonders aber entstand 1838 in Krischnagorah, Distrikt Nadia, eine bedeutende religiöse Bewegung durch die Basler Missionare Dürr und Krückeberg, während Weitbrecht in Burdwan segensvoll wirkte, und Keith von London aus in Haurah, der Vorstadt Kalkuttas, schon 1817 erfolgreich begann, wo die Baptisten unter Br. Marschmann eifrig fortfuhren. Ihr Hauptplatz aber ist das Serampur Collegium, während in der Nähe in Bandal die Jesuiten das ihrige errichteten und die Londoner Gesellschaft die großartige Hugli Universität baute (1837), und die schottische Kirche durch May Forsyth de Mello und Andere ehrenvoll vertreten ist.

b. Dekkan (Süden).

Wir beginnen, von Kalkutta kommend, mit der Ostküste und zwar mit

1. Orissa,

längs der Gath's gelegen, ist Schauplatz des schrecklichen Dienstes des Götzen Dschaggarnath („Herr der Welt"), dessen Wagen mit seinen von Eisenspitzen starrenden Rädern oft Hunderte von Pilgern zermalmt oder zerfleischt. Die Mission betrieben zuerst die Baptisten durch J. Peter in Balasor (1809), später Dr. Sutton und Lacey in Puri und Berhampur. In der Bergprovinz Gondwanna (Nagpur) wohnen noch völlig wilde Völker wie die Khund's und Bhill's, aber auch hier gelang den Baptisten wenigstens ein kleiner Anfang und später schickten die Schotten den Missionar Hislop (1844). Die weiteren Länder theilen wir nach den Sprachen ein:

2. Das Teluguland

umfaßt das ehemalige große Reich Golkonda bis gegen Madras und einen Theil des Reiches Mysore. Es herrscht daselbst vielfach noch ein abergläubischer Zauberdienst (Schamanen) und die Mission hat erst an der Küste hin einzelne zerstreute Stationen wie Tschikakol und Kalkomla (Londoner Mission) seit 1844, Missionar Gordon, namentlich aber Narasapur (Baptisten) durch Missionar Groves 1836. Der norddeutsche Missionar Valett siedelte sich in Radschamandry an 1843, in Ellur der deutsche Lutheraner Schwarz 1840, in der Hauptstadt Guntur der Amerikaner Hoyer 1844. Die Provinz Hyderabad, ein Theil des großen Reiches

des Nizam (Statthalter), besitzt die wichtige Station Sikanderabad, zugleich englischer Lagerplatz. In Nellur und Ongol arbeiten die Baptisten (1840), in Kadapa die Londoner Gesellschaft durch Missionar Porter und Johnston auf der Nebenstation Karnul.

3. Das Tamilland,

weiter nach Süden gelegen, umfaßt die ganze Südspitze Ostindiens unterhalb des Tafellandes von Mysore, besonders das Land der „blauen Berge“ (Nilagiri's) bis zur schönen Ebene von Koimbatur und dann an der Koromandelküste sich hinziehend bis zum Kap Kumari. Die Urbewohner dienten den Dämonen (Bhutas), später drang der Islam ein. Die katholische Mission begann schon 1538, die protestantische (Halle), wie schon erwähnt, 1706, 1813 die englisch-bischöfliche (Sitz: Madras), später kamen die Londoner, Bostoner, schottische, deutsche (Leipzig), die Methodisten, seit 1816 in Najapetta, und Baptisten, sämmtlich mit blühenden Stationen, aber unter viel Kampf mit der Kaste. Hauptmissionar ist der schon genannte Schwarz in Madura und Seringham, doch brachen sowohl von Seiten der Jesuiten, wie von Seiten der Brahminen, heftige Stürme über die Mission herein, denen erst 1858 eine königliche Proklamation zu Gunsten der Landeschristen ein Ende machte.

4. Im Malajalimland

war der erste protestantische Missionar Ringeltaube, der (1806—16) zehn Gemeinden gründete mit den Hauptstationen Jamestown und Santapuram. In Kotschi wirkte die englisch-kirchliche Gesellschaft unter

den Gebirgsstämmen der Areyar's (Miss. Peet), namentlich aber auch unter den zahlreichen schwarzen Handelsjuden, den Ueberbleibseln einer uralten (römischen?) Kolonie; und unter den Resten der sogenannten syrischen Christen oder Jakobiten, wo unter dem Metropolitan Dionysius das Evangelium durch die Missionare Baker, Beutler, Bailey, Norton und Dr. Buchanan große Fortschritte machte (seit 1838). In Malabar, der sog. Pfaffenküste, sind die sog. Mapilla's, d. h. Nachkommen alter arabischer Handelskolonien, die erbittertsten Feinde des Evangeliums, ebenso die Katholiken in den alten portugiesischen und französischen Besitzungen in Talatscheri und Mahe. Durch eingeborne Christen in den englischen Regimentern zu Kananur wurden unter deren Kaplan Spring die ersten Missionsversuche gemacht (1816), ja es wurde eine Kirche daselbst auf Subscription gebaut, und 1839 siedelte sich die Basler Mission in Mangalore an, wo der bekannte Missionar Hebich, der spätere Erweckungsprediger von Kananur, 1839 seine stürmische Wirksamkeit eröffnete, später eine Presse und bedeutende Schulen errichtet wurden, 1849 aber Miss. Müller in Mahe eine Nebenstation unter den Fischern (Mugayr's) eröffnete, während in Talatscheri Dr. Gundert und sein tüchtiger Gehilfe Thomas außerordentlich segensreich wirkten, ebenso Miss. Irion in dem benachbarten Nettur, später in der Hauptstadt Calicut.

5. Die Kanaraländer,

mit dem Reiche Maisur, lagen gleichfalls lange Zeit in tiefster Finsterniß, obwohl die Portugiesen schon 1509 von

Goa aus eifrig katholische Mission getrieben hatten. Evangelischer Seits wirkten 1834 als die Ersten die Methodisten in Maisur selbst, dann die Londoner Gesellschaft in Ballary, Belgam und Bangalore, ferner die Basler seit 1838 in den schon genannten Mangalore durch Hebich, Lehmann, Greiner und Mögling, die auch längs der ganzen Küste sich ausbreitete, namentlich auch unter den sog. Pillawer's (Kokospflanzern). Später wirkten dort Miss. Ammann, Bührer und Weigle (Bekehrung des Brahminenjünglings Hermann Kaundinjah, der, im Missionshaus zu Basel ausgebildet, in sein Vaterland als Prediger zurückkehrte und das Christendorf Anandapura im sog. Kurglande gründete), namentlich auf dem Balmattha Hügel (nahe bei Mangalore) und in Mulki und Utschila, wo gleichfalls förmliche Christengemeinden bestehen. In Maisur mit der Hauptstadt Seringapatman haben seit 1821 die Methodisten (in Bangalore) und die Londoner Gesellschaft besonders durch den Nationalgehilfen Samuel Flavel im Segen gearbeitet, ebenso durch Miss. Hands in Bellary (1810). In dem prachtvollen Hochland von Südmahratta haben sie die Station Belgam, die Basler dagegen Dharwar, Hubli und Bettigeri, nebst Guladgudd. Dies führt uns zum eigentlichen

6. Mahrattaland und Gudscharet,

einst eine Reihe unabhängiger Reiche, worunter das reiche Golkonda mit seinen Diamantenfeldern hervorragte, seit 1817 unter englischer Oberhoheit stehend. Die Haupt-

stadt Bombay ist Sitz eines Bischofs (seit 1838). Die übrige Mission beschränkt sich auf die Provinz Katsch, zum Theil gleichfalls noch unter eigenen Fürsten stehend, und auf die größeren Seestädte, wie Surat, Daman, Kambay u.s.w., wo theils die presbyterianische Kirche von Irland und Schottland wirkte, theils die Londoner Gesellschaft durch die Brüder Fyvie (1814), Clarkson und Flower in Baroda und Barotsch, auch im Bergland Apucdabad unter den gefürchteten räuberischen Bhill's und Khund's arbeitete Miss. Allen 1873, besonders in Kaira und Pattan. Die eigentliche Halbinsel, früher portugiesisch, ist noch fast ganz katholisch mit zahlreichen alten Kirchen und Klöstern, aber gemischt mit krassem Heidenthum. Doch machte Miss. Mitchell von Bombay aus 1853 einen Versuch mit der Predigt des Evangeliums. Auf der Insel

c. Ceylon

wohnen die bronzefarbenen schwarzhaarigen Singalesen, ein Mischvolk mit eigenthümlich ausgebildeter Sprache und reicher Literatur, und einer aus dem ursprünglichen Dienste der Jakkas (Dämonen), dem Brahmanismus und Buddhismus zusammengesetzten Religion. Mehr als verhältnißmäßig irgendwo sonst ist auf so kleinem Raume so viel für das Christenthum geschehen. Die Holländer brachten 1636 von der Küste Koromandel her das Evangelium und gründeten das Seminar zu Jaffna, 1740 kamen die Herrnhuter und 1760 Missionar Schwarz von Trankebar her nach Kolombo, und 1815 wurden die Engländer Herren der reichen Insel, zugleich aber auch die alten Götzendiener wieder Meister, da sie ihnen volle

Religionsfreiheit gewährten, ein Mißgriff, welcher kaum mehr gut gemacht werden konnte und durch den schließlich Niemand als das listige Rom gewann, wenn auch 1845 ein englisches Bisthum errichtet wurde. Viel thut die Londoner und die amerikanische Bibel- und Traktatgesellschaft durch Verbreitung guter Lesebücher. Auch die Baptisten (1812) und Methodisten (1814) arbeiteten hier im Segen, letztere namentlich durch Dr. Coke, den Gründer der Methodisten-Mission, und die Bostoner Gesellschaft durch D. Anderson. Leider herrscht aber auch viel falsches Scheinchristenthum; nur im Norden unter den Tamilen ist noch ein lebendiger Christengeist zu finden, namentlich von Miss. Schwarz und seinen Gehilfen Samuel gepflegt, welcher daselbst unter den wilden Weda's guten Samen streute, während im Süden blos die Baptisten (Miss. Daniel) und Methodisten (Miss. Clough, Harward und Gogerly) einzelne große Erweckungen bewirkten, namentlich in Kandy und unter den Kulis (Feldarbeitern) durch Miss. Hobbs.

II. Hinterindien.

1. Birma,

mit dem Hauptstrom Irawaddi, von einem stolzen eingebildeten, wollüstigen, falschen und hinterlistigen Volke buddhistischen Glaubens bewohnt, ist seit 1826 theilweise England unterworfen, das seit 1852 dort das ostbritische Reich gründete. Den Anfang machten auch hier die Baptisten, die 1867 von Fingapur aus nach Rangun kamen. Unter ihnen ragt der „Apostel Birma's" Adoniram Judson, der Gründer der Bostoner

Gesellschaft, besonders hervor (1814), der mit Dr. Price und anderen kühnen Missionshelden sich sogar nach der gefürchteten Hauptstadt Awa wagte. Später wurde Ma-ulme-in die Hauptstation; aber auch dort blieb Judson die Seele des Ganzen, und nächst ihm der vielgereiste Miss. Kincaid in Prome. Auch in Ta-un-gu am Sitang eröffnete Dr. Mason mit seinem trefflichen Katechisten Sanguala eine hoffnungsvolle Mission unter den wilden Karenen, besonders ausgezeichnet aber ist das Christendorf Mata Miu (Dorf der Liebe) am Tennasserim durch seine Vereine, Spitäler und Schulen.

2. Die Halbinsel Malakka,

von den schon seit 400 Jahren muhammedanischen Malayen, einem wilden leidenschaftlichen Volk von braungelber Farbe, bewohnt, ist der Missionsvorposten für China. Die Mission der Londoner Gesellschaft wirkte dort seit 1816, während später Thomson, Milton, Dr. Pruen, Tomlin, Legge, Bennett, Tyermann, Dr. Morisson und Andere in der Stadt Malakka selbst, die namentlich für viele christliche Chinesen ein Zufluchtsort wurde, wirkten; in Singapur (Löwenstadt) ist das malajische Collegium von Smith, Benn und später dem berühmten Chinamissionar Gützlaff geleitet.

3. Siam und Anam

ist ein eigenes selbstständiges Reich, außerordentlich fruchtbar, die Heimath der göttlich verehrten „weißen Elephanten,“ mit der Hauptstadt Bangkok. Die protestantische Mission begann auch hier durch die Chinamis-

sionare Milton, Gützlaff, Tomlin und Abeel, später kamen die Baptisten und die Bostoner Brüder (1834—50), die namentlich viel für christliche Literatur thaten. Doch herrschte überall viel Vorurtheil gegen die Missionare als angebliche Spione der eroberungssüchtigen Engländer, und die Spiel-, Genuß- und Trunksucht des sinnlich verkommenen, völlig abgestumpften Volkes ist ein großes Hinderniß des Erfolgs. Aehnlich sieht es auch auf der

III. Inselwelt Hinterindiens.

Die Hauptpunkte der protestantischen Mission sind hier

a. Sumatra,

von den wilden Batta's bewohnt, die mit ihrem Teufelsdienst den rohesten Kannibalismus verbanden und ihre Opfer zum Theil lebendig verzehrten; außer den Holländern wirkte hier besonders auch die Rheinische Mission (1856). Die Baptisten schickten Evans, Ennis und Hellendorn (später in Amboina) nebst Robinson, den besonders der fromme englische Gouverneur Raffles vielfach unterstützte durch Traktatvertheilung, Schulstiftungen u. s. w. und endlich Miss. Wentiak in Fort Rhio, Röttker auf den kleineren Inseln Linga und Banka und Mühlnickel (Goßner'sche Mission) auf Billiton.

b. Java,

zu deutsch „Gerstenkorn," mit der ungesundesten aller Hauptstädte Batavia, dem großen „Gottesacker," ist gleichfalls seit dem Einfall der Araber (1326) eine Hauptstätte des Islam. Die Mission begann erst 1811 im Dorfe De-

bok bei Batavia und zwar durch den englischen Gouverneur Raffles, der die ersten meist deutschen Sendboten, Kamm, Supper, Bruckner (aus Jänickes Schule) kommen ließ, später kamen Baptisten (Miss. Slater und Milne) und Bostoner Missionare (Dr. Medhurst, Tomlin und Abeel 1822) und die rheinischen Missionare Brückner (1831) in Samarang und Knecht; die niederländische Gesellschaft schickte Starink, Ackerfloot, Wentink und Van Cattenburg, Mühlnickel, Zeese, King und Michaelis, und auch andere Brüder brachten zum Theil große Erweckungen zu Stande.

c. Borneo.

Diese größte Insel der Erde ist theilweise von den grausamen und wilden Dajaks (Kopfabschneider) bewohnt, die auf Pfahlbauten an der Küste und den Flußufern wohnend, in ihren blitzschnellen schmalen Kähnen (Praus) eine Art Seeräuberleben wildester Art führen. Die protestantische Mission begann erst durch die Engländer, die zuerst unter dem kühnen Abenteurer Brooke jener Seeräuberei wehrten und auf Labuan eine Bischofssitz errichteten, von wo aus besonders Miss. McDougal außerordentliche Erfolge erzielte. Auch der Londoner Missionar Slater und die Bostoner Brüder Arms und Doty besuchten die Insel. Besonders gesegnet aber war die Rheinische Mission durch Bernstein, Berger, Becker, Beyer u. A. in der Hauptstadt Bonjermessing (1843) nebst den Nationalgehilfen Lucas Monton und seinem Sohn Ambon, durch deren Arbeit fortwährend ein stil-

ler verborgener Segen sich weithin verbreitete. Ihre Hauptgegner waren die fanatischen Moslems (Hadschi's), unter deren grausamer Verfolgung die Missionare Rott, Wigand, Kind, Hofmeister und Klammer den Märtyrertod starben (1859).

d. Celebes

ist fast ganz in den Händen der Jesuitenmissionare Roms, nur der Engländer Lay und Dr. Mathes, der Bibelübersetzer von Celebes, vermochten etwas mehr auszurichten. Auch das Werk der Goßner'schen Brüder Schmidt, Bay, Jackstein und Pape dauerte nicht lange und der Rottendamer Missionar Donselnar kam sogar mit der holländischen Regierung wegen verbotenen Traktatverkaufs in Konflikt. Unter den im Innern ansäßigen Alfuren arbeiteten Miss. Leuting, Hellendorn, Müller (von Basel), Rindel und Schwarz (von Berlin) nicht ohne Erfolg, namentlich in Kema und Tonando, wo Graafland sogar ein Seminar errichtete (1850) und große Ernten hielt im Verein mit den Missionaren Bossert, Ulfers, Tendeloo, Hermann, de Vriese, Wilken, Rookers, Harting, Linemann 2c.

e. Die Molukken,

oder Ternate Inseln, mit den Banda Inseln und den Amboinen, Heimath der Gewürznelken und Muskatnüsse, des Zimmtes 2c., kamen nacheinander unter die Herrschaft der Portugiesen, Holländer und Engländer, die sämmtlich je auf ihr uns schon mehrfach bekannte Art dort missionirten. Leider herrscht viel Formchristenthum

(die sog. Reischristen, weil man sie durch Geschenke in die Schulen lockte). Auf Buru arbeiteten neuerdings Miss. Finn und Bormister aus Basel unter großen Schwierigkeiten, jedoch auch mit viel Erfolg, und so auch die Eingeborenen Tobi und Noya. Auf Ceram, wo die Sagopalme wächst, sind einzelne christliche Pflanzungen und Faktoreien. Hier wirkten Miss. Ackersloot, Vonk, Starink und van Ekris; auf Amboina selbst der berühmte Prediger Caron (schon 1671) und der Baptist Jabez Carrey, Sohn des früher oft genannten W. Carrey; dann Gericke, Roskott, Luyke, Bäer, Ruden, Verhof u. A. m.

IV. China,

das große „Reich der Mitte," und seine Provinzen, die Mongolei und Mandschurei, Butan, Tibet und Korea, ist allein fast zweimal so groß als ganz Europa und schließt mehr als den dritten Theil der Gesammtbevölkerung der Erde in sich (420 Millionen). Die Körpergestalt und Sprache derselben weist auf mongolischen Ursprung. Die Religion ist ein bildloser Ahnendienst, verbunden mit Naturvergötterung, Zauberwesen und Dämonenverehrung. Die weit verbreitete Lehre des Confuzius (549 v. Chr.) ist ein religionsloser Pantheismus, stark mit rationalistischen Elementen versetzt. Aehnlich ist die Lehre Laothe's von „Vernunft und Tugend," nur mit etwas mehr Askese und viel hochgepriesener Zauberei und Geisterbeschwörung. Aber auch die Religion Buddhas (hier Fo genannt) ist stark verbreitet und hier in vielfachen Götzendienst ausgeartet. 1580 erschloß sich China zum erstenmal

den Portugiesen, die Makao, und 1757 den Engländern, die Canton besetzen durften, und dieß öffnete auch der Mission die lang verschlossene Pforte, dort der katholischen, hier der evangelischen. Die letztere hatte einen sehr schweren Anfang und lange war Robert Morisson, Sohn eines armen Schuhflickers in Northumberland, der einzige, der die Sprache verstand und von der Londoner Gesellschaft 1807 ausgesandt wurde. Er arbeitete ganz in der Stille, aber sehr gesegnet, und dieß war der einzige Weg, das Evangelium vor den Angriffen der Heiden und Katholiken zu retten, die nur zu bald begannen. Später kam auch Dr. Wilne und der von ihm bekehrte Nationalgehülfe Leang-af-a ans Werk, das einen neuen Aufschwung nahm. 1829 schickte die Bostoner Gesellschaft Abeel und Bridgman, später Stevan, namentlich aber den berühmt gewordenen Gützlaff, der schon in Siam sich ausgezeichnet hatte. Geboren in Pommern 1803, erzogen bei Jänicke in Berlin, dann in Rotterdam, kam er zuerst in holländischen Diensten nach Batavia und heirathete dort eine reiche Engländerin, deren Mittel ihm sehr zu statten kamen; dann machte er als Schiffsarzt und Missionar große Reisen in fast allen chinesischen Provinzen, übersetzte die Schrift, gründete Schulen und predigte. Bald arbeiteten auf seinen Ruf hin nicht weniger als 16 Gesellschaften in China, ja er selbst faßte den großartigen Plan, das ganze ungeheure Reich durch getaufte Chinesen für den Herrn zu erobern. Er gründete dazu den sogenannten chinesischen Verein in Hong Kong, später in Peking, wofür er in ganz Europa enorme Beiträge sammelte. Indessen entdeckte in seiner Abwesen-

heit der Basler Hamberger die Gebrechen des ganzen viel zu oberflächlich behandelten Systems und es kam zum Bruch, den auch der Berliner Neumann nicht zu heilen vermochte, der für Gützlaff eintrat. Indessen haben sich neue und solidere Mittelpunkte für die Mission gebildet, namentlich in Kanton selbst, wo außer den schon genannten deutschen Gesellschaften auch die Londoner, die Baptisten und Methodisten im Werke stehen; ebenso in Makao und Hong Kong, wo namentlich auch der Basler Lachler arbeitete und mit ihm Lobscheid, Krone und Genähr und Missionar Winnes in Li-long, Dr. Legge und Chalmers. Die holländische Gesellschaft schickte Prediger Junnius nach den Inseln Formosa und Amboy, Hauptplatz des Opiumschmuggels, wo auch Sandamann und der edle Nationalgehülfe Goto in Futschen wirkt. An diesem Platz besonders sind auch die Methodisten (unter Bischof Baker) sehr thätig und selbst die schwedische Gesellschaft (Miss. Weltens und Elcuist) hat ziemlich zahlreiche Stationen. Auf den von England besetzten Inseln Tschusan und Ningpo stand Dr. Lockardt, Gützlaff's Gehülfe, nebst Parker, Edkins und MacGowan, die wir später zum Theil auch in Shanghai am Hoango wiederfinden (1843), ebenso die Methodisten in Foochow unter Bischof Boone. In Nord-China haben Hall und Klörkes (Baptisten), Rau und Bonheuer (Pariser Gesellschaft), Holmers, Elkins, Blodget und Parker (Bostoner) vereinzelte Anfänge gemacht.

V. Japan

endlich, das große Inselreich, früher noch viel verschlossener als China, hat mit seinem begabten und rührigen Bewohnern in neuester Zeit sich ebenfalls, wie bekannt, der Kultur und Religion Europa's geöffnet, namentlich auf der Hauptinsel Niphon (Hauptstadt Jeddo), und auf der Halbinsel Korea. Die Japanesen von heller Olivenfarbe sind an Sprache und Abstammung von den Chinesen verschieden, haben aber eine ganz ähnliche Religion. Auch dort ist der Buddhismus stark verbreitet, das Christenthum dagegen war lange bei Todesstrafe verboten. Auch dort machte der Katholizismus durch Franz Xover große Eroberungen (1549), die aber freilich ebenso unsicher waren, wie alle seine anderen Arbeiten, und von den Jesuiten aus Furcht vor den Japanesen blos verkleidet und unter großer Vorsicht weiter geführt werden konnten. Die protestantische Mission begann durch die Holländer von Batavia aus mit Dr. Medhurst und später Gützlaff, die auf den Futschu Inseln sich niederließen, wo später 1845 der englische Schiffskommandant Clifford eine besondere Gesellschaft bildete mit dem Missionsarzte Bettelheim, einen früheren ungarischen Juden, der mit seiner wackeren (englischen) Frau unermüdlich fortpredigte und von dem englischen Minister Lord Palmerston sowohl, als dem englischen Bischof von Victoria (China) Dr. Smith Schutz und Unterstützung erfuhr, später aber von dem englischen Missionar Moreton abgelöst wurde. Es war damit eine Thüre geöffnet für beinahe alle christlichen Confessionen und Denominationen.

2. Anna Hasseltine Judson.

Eine Märtyrerin der Mission.

Anna Hasseltine, geboren zu Bradford in Massachusetts am 22. Dezember 1789, war die erste Frau Amerikas, die sich entschloß, Vaterland und Freunde zu verlassen, um den Heiden das Evangelium zu bringen, und zwar zu einer Zeit, wo die Mission noch nicht Gunst und Unterstützung der gesammten christlichen Welt genoß, und das Gelingen des großen Unternehmens noch nicht durch das Beispiel von Zehntausenden bekehrter Heiden verbürgt, sondern wo das ganze Werk noch etwas so Neues war, daß selbst fromme Christen Zweifel daran hegten. War aber schon jener erste Entschluß eine wahre Heldenthat, so war ihre Hingabe unter den gefährlichsten Umständen noch weit rühmlicher.

Im 17. Lebensjahre kam sie zur Erkenntniß ihrer Sünde und wurde gründlich bekehrt. Das Geheimniß ihres raschen Wachsthums in der Gnade und der Bildung ihres festen christlichen Charakters ruhte darin, daß sie von ihrer Erweckung an fortwährend eine eifrige Arbeiterin im Weinberg des Herrn war, und den edelsten Eifer in der inneren Mission unter ihrer nächsten Umgebung bei Freunden und Nachbarn bewies. Im Jahr 1810 wurde der Missionar Judson mit seiner künftigen Gattin zum erstenmale bekannt. Unverhohlen sprach er sowohl ihr wie ihren Eltern gegenüber bei seiner Werbung seinen festen Vorsatz aus, dem Herrn unter den Heiden dienen zu wollen, und lud sie ein, die Gefahren und Arbeiten dabei mit ihm zu theilen. Sie folgte seiner Aufforderung und wurde zu Bedford am 5. Februar 1812 mit ihm verbunden. Am Tage darauf

wurde ihr Gatte in Salem ordinirt und am 19. d. M. schifften sich beide nach Kalkutta ein.

Bekanntlich wurden aber bald darauf die Missionäre durch den Einfluß der ostindischen Gesellschaft aus den englischen Besitzungen in Indien vertrieben. Dieses Loos traf auch das junge Missionspaar, das nach vielen Leiden und oft wunderbaren Errettungen, endlich nach der Isle of France entkam, woselbst sie jedoch als verdächtige Personen streng überwacht wurden und von sog. Christen beständige Verfolgungen zu erleiden hatten. Voll Gottvertrauen und getrosten Muthes erreichten sie nach vielfachen Prüfungen endlich im Juli 1813 Rangoon, eine Stadt des großen Reiches von Birma, wo sie fast drei Jahre zur Erlernung der schweren Sprache gebrauchten und drei weitere Jahre auf Bekehrung des Erstlings aus dem wilden Eingeborenen ausharren mußten. Im Jahr 1821 ging Frau Judson zur Erholung ihrer geschwächten Gesundheit nach Amerika, wo sie mündlich und schriftlich, besonders durch ihre Geschichte der Birma Mission, viel dazu beitrug, den Missionsgeist der amerikanischen Kirche neu zu beleben. Im Herbst 1823 kehrte sie, obwohl noch immer halb krank, zu ihrem Gatten nach Rangoon zurück, wo nun erst recht die Wuth der von ihr lange geahnten Verfolgung hereinbrach. Während ihrer Abwesenheit hatte sich die Zahl der Bekehrten nahezu verdoppelt und ihr Gatte hatte seine Uebersetzung des Neuen Testaments vollendet. Bald nach ihr kam auch Dr. Price als neuer Missionsgehülfe an, der als geschickter Arzt sofort eine Einladung nach der Hauptstadt Ava erhielt. Herr und Frau Judson begleiteten ihn und bekamen gleichfalls eine Audienz bei dem Kaiser, auch wurde ihnen Land ange-

wiesen, um dort Gebäude zu errichten. Anfangs machte die Missionsarbeit gute Fortschritte in Ava, als plötzlich der Krieg zwischen der Ostindischen Compagnie und der Birmanischen Regierung hereinbrach. Zwei Jahre war man ohne jegliche Nachricht von den Missionaren und Niemand wußte, ob sie bereits der grausamen Laune eines despotischen Tyrannen zum Opfer gefallen seien, oder irgendwo in Kummer und Ketten schmachten. Endlich kam die Kunde, daß sie in Sicherheit seien nach Amerika, wo des Lobens und Dankens kein Ende werden wollte; obwohl der von Frau Judson veröffentlichte Bericht über ihre Schicksale eines der dunkelsten Blätter der Missionsgeschichte bildet. Wir beschränken uns hier auf einen kurzen Auszug.

Gleich beim Beginn der ersten Kriegsunruhen wurden die Missionsleute bei Hofe sehr kühl empfangen und als am 23. Mai 1824 die Nachricht vom Falle Rangoons nach Ava kam, verbreitete sich das Gerücht, daß auch in Ava Verräther sich befänden, worauf drei daselbst ansäßige Engländer gefangen genommen wurden. Unter den Rechnungen des Einen derselben fanden sich beträchtliche Summen an Miss. Judson und Dr. Price verrechnet und die Regierung von Birma sah darin ein untrügliches Zeichen, daß dieselben gleichfalls Bundesgenossen der Engländer seien. Am 8. Juni wurde daher Judson plötzlich verhaftet. Ein Offizier „Geflecktes Gesicht" mit Namen fesselte den Missionär mit Stricken und bedrohte dessen Frau, als sie ihrem Gatten zu Hilfe eilen wollte, mit dem gleichen Schicksal. Er schleppte sein Opfer nach dem Kerker fort, wobei er jedesmal nach wenigen Schritten die Bande fester anzog. Frau Judson wurde in ihrem eigenen Hause gefangen

gehalten und zum Verhör auf die Verandah geschleppt. Eiligst verbrannte sie zuvor noch sämmtliche Papiere und Briefe, welche verrathen konnten, daß sie und ihr Mann nach England korrespondirt hatten, und unterwarf sich dann der Untersuchung ihrer Peiniger, die sie endlich im Gewahrsam von 10 Wütherichen zurückließen. Bei'm Anbruch der Nacht wollte sie sich mit ihren 4 kleinen Birmanenmädchen nach dem inneren Zimmer zurückziehen, wurde aber durch die Drohung, man zünde ihr das Haus über dem Kopfe an, daran verhindert. Endlich brachte sie ihre Wächter theils durch Drohungen, theils durch kleine Geschenke dahin, daß sie sie wenigstens allein ließen, obwohl sie die ganze Nacht durchlärmten und die teuflischste Sprache führten, welche sie jemals gehört. Und doch war diese Schreckensnacht erst der Anfang ihrer Leiden. Am nächsten Morgen brachte der treue Moung Ing die Nachricht, daß sein Lehrer und sämmtliche andere weißen Gefangenen, zum Tod verurtheilt, in Kerkerhaft seien. Frau Judson versuchte einige Regierungsbeamten zu Gunsten ihres Mannes umzustimmen und schrieb sogar an die ihr befreundete Schwester des Königs, aber alles war umsonst. Für die Nacht wurde sie selbst eingesperrt und erst nach 3 Tagen ließ man sie los in Folge eines Schreibens an den Gouverneur der Stadt, ihn mit einem Geschenke besuchen zu wollen. Mit verschiedenen Gaben erkaufte sie ihrem Manne und seinen Mitgefangenen eine etwas mildere Behandlung und wurden sie aus ihrem dumpfen Kerker in eine luftige Scheune untergebracht. Dorthin schickte sie auch für Alle Nahrung und etliche Matten und Teppiche, ihre Haupthoffnung aber setzte sie auf eine Vermittelung der Königin. Statt dessen wurde aber

ihres Mannes Gepäck confiscirt. Doch gelang es ihr, noch einige werthvolle Gegenstände und eine ziemliche Summe Geldes auf die Seite zu schaffen, dessen sie sowohl zum eigenen Unterhalt, als zu weiteren Befreiungsversuchen für ihren Gatten dringend bedurfte. Auch erklärte die Königin, sie werde sich nicht dazu hergeben, zu vermitteln. Jetzt verbot man ihr auf's Neue den Umgang mit ihrem Gatten, dessen Kerkerhaft verschärft wurde. Nur durch klug angebrachte Geschenke verstand sie es, ihm noch einige Erleichterungen zu verschaffen. Monat um Monat verfloß, und immer wieder versuchte dieses wunderbare Weib, für die Gefangenen und insbesondere für die Befreiung ihres Gatten zu wirken. Tag für Tag besuchte sie irgend einem der Regierungsbeamten oder der königlichen Regierung, während sonst Niemand es wagen durfte, dem Thron des gewaltthätigen Herrschers mit einer Bitte zu Gunsten der Fremdlinge zu nahen, so lange die siegreichen Engländer gegen Ava vordrangen. So ging es volle 7 Monate weiter. In dieser Zeit erfolgte auch die Geburt eines Töchterleins, und 20 Tage später befand sie sich, den Säugling in ihren Armen, am Thor des Gefängnisses, eines rohgezimmerten Hauses ohne Fußboden und Fenster, nur mit einem offenen Luftloch. Nahe am Eingang befand sich eine Gruppe von 10 Ausländern, alle bis aufs Hemd entkleidet, dafür mit 5 paar Ketten am Fußgelenk und einem dicken Bambusstab zwischen den Beinen, so daß sie nur mit Mühe sitzen oder liegen, aber gar nicht vorwärts gehen konnten. Frau Judson selbst mußte sich der Sicherheit wegen als Birmanin verkleiden und jetzt öffnete sich plötzlich das Thor und sie stand mit dem süßen Pfand ihrer Liebe, das von

der Eltern Kummer nichts wußte, vor dem gefesselten Gatten, neben ihr der treue Monug Ing und das „gefleckte Gesicht.“ Aber herein durfte sie nicht! — Und doch warteten ihrer noch größere Leiden: die heiße Zeit nahte und der enge Kerker war kaum mehr zu bewohnen. Erst als ihr Mann von einem heftigen Fieber ergriffen wurde, erlaubte der dem Gelde zugängliche Gouverneur, daß man ihn auf einen Haufen Bambus bette. Drei Tage später aber wurden er und die anderen Weißen fortgeschafft, sie wußte nicht wohin. Umsonst hielt sie allerwärts Nachfrage, bis sie endlich von einer alten Frau erfuhr, daß er nach Amorapora, der alten Hauptstadt gebracht worden sei. Sie wußte, welche Gefahr dort ihrer wartete, ließ sich aber nicht abschrecken. „Du kannst für deinen Mann nichts thun, sorge für dich selbst,“ sagte ihr der Gouverneur selbst. Dennoch wußte sie sich einen Paß zu verschaffen, und machte sich am nächsten Morgen mit ihrem Kinde, zwei Birmanenmädchen und einer bengalischen Dienerin auf den Weg, zuerst zu Wasser, dann zu Lande und kam durch entsetzliche Hitze und Staub endlich vor das Regierungs-Gebäude, aber die Gefangenen hatten es soeben verlassen. Endlich traf sie dieselben in dem „unvergeßlichen Oung-pen-la,“ in einem baufälligen Hause, das ihnen kaum Schutz gegen die brennende Sonne gewährte, zwei und zwei aneinander gekettet und halb todt vor Ermüdung. „Warum bist du gekommen?“ fragte sie ihr Gatte betrübt, „ich hoffte, du werdest mir nicht weiter folgen, denn hier ist deines Bleibens nicht.“ Auch ließ sie der Wächter nicht im Kerker, gab ihr aber doch ein Obdach in seinem eigenen Hause, wo sie das ganze nächste halbe Jahr in unsäglichem

Elend zugebracht. Bei ihrer Ankunft in Oung-pen-la hatten die Gefangenen erwartet, daß sie den Feuertod sterben müßten, und sich auf dies schreckliche Ende vorbereitet. Allein die Ausbesserungen am Gefängniß gaben ihnen neue Lebenshoffnung, auch traten einige kleine Erleichterungen ihrer Haft ein, obwohl sie noch immer hart und grausam genug blieb. Für Frau Judson aber brach nun eine trostlose Leidenszeit an. Ihre Gesundheit brach zusammen, das Kind bekam keine kräftige Nahrung mehr und der arme Vater mußte das arme hungernde Geschöpf von Haus zu Haus tragen und bei Müttern, die Kinder säugten, um Nahrung für sein Kind bitten. Die englische Armee rückte siegreich in Ava ein und der besiegte König mußte um Frieden bitten. Jetzt waren Judsons Dienste sehr wichtig für ihn und er befahl ihn freizulassen. Zwar war das Ende ihrer Prüfung noch nicht da, aber doch gewann ihre Hoffnung neue Stärke und endlich durften sie im Februar 1826 im Lager des Generals Sir Archibald Campell unter dem Schutze der englischen Flagge Ruhe finden. Dann ging es flußabwärts durch die von Seiten der birmanischen Regierung abgetretenen Gebiete und das Missionspaar begann nun in Amherst, der neuen Hauptstadt der Engländer, sein Werk. Aber kaum hatten sie sich recht festgesetzt, so drang man in Herrn Judson, die englischen Gesandten nach Ava zu begleiten, um dort den Frieden abzuschließen. In der Hoffnung, dabei die Religionsfreiheit durchsetzen zu können, willigte er ein und nahm am 5. Juli Abschied von seiner Gattin, um sie nie wieder zu sehen. Ihre geschwächte Kraft erlag einem heftigen Fieberanfall und nach achtzehntägiger Krankheit starb sie am 24. October, erst 37 Jahre

alt. Sämmtliche anwesenden Engländer begleiteten sie zum Grabe, „das ein rohgezimmerter Zaun vor gewaltsamer Zerstörung sichert.“ Ihr Kindchen lebte noch sechs Monate, dann folgte es der Mutter nach.

So lebte, litt und endete Anna H. Judson. Ihr Leben war kurz, aber voll ergreifender Erlebnisse und christlicher Arbeit, die ihr schon bei Lebzeiten die Liebe und Bewunderung der ganzen christlichen Welt und nach ihrem Tode einen Ehrenplatz unter den Heldinnen der Geschichte sicherte.



3. Ein Bild aus Japan.

Wir können nur staunen über den plötzlichen Umschwung in der Stellung der japanischen Regierung und des japanischen Volkes zum Christenthum. Vor 6 Jahren noch konnte kein Japaner das Evangelium annehmen, ohne sich dadurch allerlei obrigkeitlichen Plackereien auszusetzen, ja vor 4 Jahren noch schien es sehr fraglich, ob die der Mission vorgeschobenen Riegel vollends springen, oder aber sich wieder fester schließen werden. Heute dagegen bringen japanische Tagesblätter lange Artikel über das Christenthum, und es lassen sich darin Stimmen vernehmen, welche nicht nur die Ansicht aussprechen, das Christenthum werde schließlich die Landesreligion Japans werden, sondern auch die Hoffnung, daß dieß bald geschehen werde. Bereits ist ja, wenn auch nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, in Anbequemung an die

Religion der Fremden der Sonntag als japanischer Ruhetag eingeführt.

So groß und dankenswerth aber auch diese Fortschritte sind, dürfen wir uns doch nicht vorstellen, ganz Japan stehe schon der Verkündigung des Evangeliums offen. Wohl sind die Fremden jetzt nicht mehr auf die durch die Verträge erschlossenen 7 Hafenstädte und deren nächsten Umkreis beschränkt, sondern dürfen, mit Pässen versehen, das ganze Land bereisen; doch ist ihnen dieß nur gestattet, wenn sie es ihrer Gesundheit oder wissenschaftlicher Zwecke wegen thun. Für irgendwelche Geschäfte hat der Kaufmann nach wie vor sich streng an die 7 Hafenplätze zu halten, und ebenso kann der Missionar sein Netz durchaus noch nicht so weithin auswerfen, wie er es möchte. Mit der Verkündigung des Evangeliums von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt zu ziehen, würde ihm keine Behörde gestatten. Doch ist nach verschiedenen Richtungen hin das Inselreich auch schon von Missionaren durchstreift worden; einer derselben ist im vorigen Sommer auf der rauhen Nordinsel Jesso sogar zu deren, von den Japanern unterdrückten, den Eskimos verwandten Urbewohnern, den Ainos, vorgedrungen, unter denen er eine ungemein freundliche Aufnahme fand.

Die junge evangelische Mission darf es erfahren, daß Japan ein überaus hoffnungsvolles Arbeitsfeld ist, indem das Volk dort mehr denn anderswo der alten Götter müde geworden ist. Selbst in den Hafenplätzen vermag das rührige Geschäftsleben die höchsten Bedürfnisse der Seele nicht zu ersticken, so nackt dort auch die tiefsten sittlichen Schäden des japanischen Volkes zu Tage treten.

Sehen wir uns eine solche Hafenstadt einmal etwas näher an. Wir wählen dazu das im Süden der Hauptinsel Nippon gelegene Osaka, eine der drei Kaiserstädte des japanischen Reichs. Es liegt in einer weiten, reich bewässerten und mit Dörfern ganz übersäeten Ebene, eine Stunde vom Meer entfernt. Der Adschi-Fluß, der auf seinem Weg zur Bai das Fremdenquartier der Stadt durchschneidet, entsendet auch in diese letztere selbst mehrere Arme, die dann wieder durch Kanäle unter einander verbunden sind. Hunderte niedlich gearbeiteter und theilweise sehr langer hölzerner Brücken führen den Fußgänger über diese Wasseradern hinüber, während sich zu seinen Füßen ein buntbewegtes Bootleben entfaltet. Fahrzeuge jeder Art gleiten lustig hin und her, auf den größeren Wasserwegen fehlt es auch nicht an stattlichen Dschonken, die den Küstenhandel des Binnenmeers vermitteln.

Die Straßen sind nicht sehr breit, aber meistens regelmäßig gebaut. Einige durchschneiden die Stadt ihrer ganzen Länge nach und werden von andern rechtwinklich gekreuzt. Man kehrt sie sorgfältig, besprengt sie auch des Staubes wegen reichlich mit Wasser. Die Häuser sind in der Regel nicht über 20 — 25 Fuß hoch und machen daher mehr den Eindruck von ländlichen Hütten als von städtischen Kaufläden. Beinahe alle Geschäfte werden auf dem etwa einen Fuß über die Erde erhöhten Boden verrichtet. Die Läden sind nach der Straße zu ganz offen. Da kauert der Verkäufer, seine Kunden erwartend, ruhig auf seiner tadellos reinen, kunstreich geflochtenen Gras- oder Binsenmatte; hat er Gehilfen, so versammeln sich alle um den tragbaren Kohlenbehälter in der Mitte. Auch die Rechnungen wer-

den in dieser behaglichen Stellung abgemacht; man erhebt sich nur, wenn irgend ein begehrter Gegenstand von einem oberen Fachwerk herabgenommen werden muß.

Einheimische und fremde Waaren für jedes Bedürfniß und jede Liebhaberei sind in diesen Läden zu haben: seidene und baumwollene Gewänder um den Leib, Hüte aller Art um den Kopf, Strümpfe und Schuhe, um die Füße zu bedecken, Holzschuhe und Sandalen, um sich vor dem Straßenkoth, Schirme, um sich vor der Sonne und dem Regen zu schützen, und dick wattirte Decken für die Nacht. Nicht minder groß ist die Auswahl von Eßwaaren, um den Hunger zu reizen oder zu stillen: Reis und Fisch, Thee und Zucker, Gemüse und Obst, Süßigkeiten und Backwerk aller Art winken dem Vorübergehenden aus den verschiedenen Läden zu; an jeder Straßenecke aber ist in großen Buchstaben Tabab und Sake (einheimischer Branntwein) zu lesen. Auch kleine Leutchen sind in diesem sogenannten „Kinderparadies" nicht vergessen, wie die Vorräthe an Puppen, Bällen und andern Spielsachen deutlich zeigen; daß aber Osaka eine heidnische Stadt ist, verrathen nicht minder deutlich die zum Verkauf ausgestellten Götzenschreine, Rosenkränze und anderes Zubehör abergläubischer Religionsgebräuche.

Eines der hervorragendsten Gebäude ist das von hohen Mauern umgebene Schloß am nordöstlichen Ende der Stadt. Das große Eingangsthor öffnet sich dem mit einem Erlaubnißschein von dem auswärtigen Amt versehenen Fremden, der sich sofort überzeugen kann, daß es jetzt nicht mehr als Befestigungswerk dienen soll. Nur zwei Kanonen sind dort aufgepflanzt, um Morgens, Mittags und Abends mit eher-

nem Munde die Flucht der Zeit zu verkünden. Die Aussicht aber, die man da oben unter dem wehenden Banner Japans auf die reiche Ebene, die schöne Bai und die über eine halbe Million Einwohner zählende Stadt hat, ist herrlich.

Osaka hat nicht weniger als 1380 Buddhistentempel und 538 Sinto-Schreine, nur einzelne derselben sind indeß sehenswerth, zu diesen Ausnahmen gehören zwei Buddhistentempel im Herzen der Stadt, deren hohe Dächer stundenweit sichtbar sind. Die Regierung hat von jedem dieser weitläufigen Gebäude einen Theil in Beschlag genommen und in dem einen ein großes Spital, im andern eine Schule errichtet. Die Haupthallen dienen aber noch immer der Götzenverehrung und Schaaren Volks finden sich, ihren Rosenkranz in der Hand, dort ein, um vor den Altar ihre Andacht zu verrichten.

Sonst thut sich im Kleinen und Großen auf allerlei Weise der Anbruch einer neuen Zeit kund. Recht lächerlich nimmt sich's mitunter aus, wenn die Eingebornen sich einzelner europäischer Kleidungsstücke bedienen, die sie ganz verkehrt tragen; eine besondere Vorliebe scheinen sie für abendländische Hüte und Schirme zu haben. Dann gehört Ochsenfleisch jetzt zu den erlaubten Nahrungsmitteln, und an manchen Fleischerbuden steht es nicht nur auf Englisch, sondern auch mit chinesischen Zeichen angeschrieben, daß hier welches zu haben sei. Oeffentliche Anzeigen, welche für die Fremden von Interesse sein können, zeigen neben dem japanischen Text sehr oft die englische und französische Uebersetzung. Allerdings kommen in diesen Uebertragungen vielfach Fehler vor, die verrathen, daß die japanischen

Dolmetscher noch keine großen Sprachgelehrten sind; wer könnte aber dessen ungeachtet in all dem die Spuren eines gewaltigen Umschwungs verkennen? Und dann vollends die sich mit jedem Jahr mehrenden Leuchtthürme an der Küste hin, die Telegraphendrähte, die bereits verschiedene Theile des Reichs verbinden, die Eisenbahn von Osaka nach Kobe, das neu organisirte Postwesen, die Regierungsgebäude, Spitäler, Schulen und Kasernen! Es ist wirklich erstaunlich, wie sicher und schnell die Japaner sich diese abendländischen Einrichtungen zu Nutze machen.

Auch die kaiserliche Münze, sowie das Arsenal befindet sich in Osaka, und zwar letzteres ganz unter japanischer Leitung. Engländer, die sich die dortige Waffenfabrikation schon besehen haben, sprechen mit großer Anerkennung von den Leistungen des in Holland gebildeten einheimischen Direktors. Welches Christenherz müßte an dieser Stätte nicht statt Mordwerkzeugen nach europäischem Muster, Japan das Evangelium des Friedens wünschen und dabei sehnsuchtsvoll der Zeit gedenken, wo man nicht mehr kriegen lernen wird!



4. Aus der Karenenmission.

Schauen wir einmal in den Bezirk von Bassein, wo dichter als in irgend einem andern das verachtete Volk der Karenen unter dem stolzen Geschlecht der Barmanen zerstreut wohnt. Diese Waldbewohner waren es bekanntlich, bei das ihnen von den Amerikanern gebrachte Gotteswort vor 50 Jahren mit einer Begierde aufnahmen, welche in der

neueren Missionsgeschichte beispiellos dasteht. Denen um Bassein ist das Evangelium erst später erklungen, als ihren Brüdern an andern Orten. Zuerst waren es etliche eingeborene Prediger, die ihnen seit 1835 von Rangun aus die große Freudenbotschaft brachten und einige Gemeinden sammelten; erst im Juli 1852, nachdem durch den zweiten barmanischen Krieg auch die Provinz Pegu an England gekommen war, ließ sich in Bassein selbst ein amerikanischer Missionar nieder. Jetzt sind von den 92,000 Karenen dieses Distrikts 7500 erwachsene Christen in 81 Gemeinden unter eingebornen Predigern gesammelt. Sie vertheilen sich auf 2000 Familien, die mit Einschluß der noch ungetauften Glieder im Ganzen etwa 12,000 Seelen zählen mögen. Wohl sieht es unter diesen neuen Christen in mancher Hinsicht noch recht armselig aus; 2000 Familien besitzen zusammen nur 684 Neue Testamente und 367 Bibeln in jedem Stadium des Zerfalls; ein vollständiges Testament findet sich unter vier Familien nur in einer einzigen, eine vollständige Bibel kaum in einer Familie unter zehn, denn seit einem Jahr war kein karenisches Testament mehr zu haben, und nur schwer eine karenische Bibel zu bekommen. Etwa ein Drittel der erwachsenen Christen kann noch nicht lesen, und kaum die Hälfte der Kinder, welche das Alter dazu hatten, besuchten voriges Jahr die Schule; kaum ein Hausvater unter zehn weiß vielleicht sein eigenes Alter und das seiner größeren Kinder genau anzugeben; kommt die Zeit, den Jahresbericht einzusenden, so zählen die Prediger und ihre Gemeindeältesten an den Fingern die vorgekommenen Geburten, Todesfälle und nöthig gewordenen Ausschließungen aus der Gemeinde auf.

Hören wir nun aber, was diese in Erkenntniß noch so schwachen Leute leisten, so wird es wenig ältere Christengemeinden geben, die sich nicht vor ihnen zu schämen hätten. Ihr Zeugniß lautet: dieses treue Völklein hat noch jedesmal mehr geleistet, als es versprochen hatte. Nicht nur bestreiten sie alle ihre Bedürfnisse für Kirche und Schule selbst, nicht nur sorgen sie überdieß für den Unterhalt von 16 Predigern, die sie zur Verkündigung des Worts unter ihre heidnischen Brüder ausgesandt haben, es ist auch ein solcher Wissensdurst und Bildungstrieb unter ihnen erwacht, daß sie neben den Elementarschulen für ihre Kinder durchaus auch höhere Erziehungsanstalten für ihre heranwachsenden Söhne und Töchter haben wollten.

„Immer mehr bekomme ich einen Eindruck von der Größe des Werks unter den Karenen dieses Bezirks," schreibt Miss. Goodell darüber. „Auf der letzten Reise besuchte ich außer den Gemeinden, zu denen mein Weg mich führte, 28 Heidendörfer. Br. Jameson begleitete mich und zuweilen auch einige unserer eingebornen Prediger. In einem der Dörfer, die wir besuchten, wohnt Song Ong Jan, ein Jüngling, der voriges Jahr von unserer Schule gehört und sich in ihr eingestellt hatte. Als er mir am Schluß des Kursus die Hand zum Abschied reichte, versprach er mit Thränen zu beten, daß er ein Christ werden möge. Er empfing uns mit großer Freude, und ebenso etliche andere Dorfbewohner. Ich habe die Ueberzeugung, daß er den Herrn lieb hat. Er begleitete uns mit einem andern Jüngling zu unsrem Boot zurück und horchte da voll Verlangen unsern Worten, bis wir uns trennen mußten.

„In jeder heidnischen Familie wird sorgfältig eine Flasche

aufbewahrt, aus welcher der Hausvater den bösen Geistern ein Trankopfer von einer berauschenden Flüssigkeit darzubringen pflegt. Wird diese Flasche absichtlich zerbrochen oder weggeworfen, so gilt das für eine schwere Beleidigung der Geister, und man fürchtet großes Unglück. Entschließt sich also jemand zu diesem Wagestück, so ist es ein sicherer Beweis von seinem aufrichtigen Wunsch, hinfort ein christliches Leben zu führen. Nun, diesmal besuchten wir unter andern Heiden den Vater eines vor zwei Jahren in unserer Anstalt getauften Jünglings und fragten ihn sofort, ob er nicht auch bereit sei, Gott zu dienen? „Ja wohl," antwortete er ganz entschieden. „Wie stehts aber um die Flasche?" — „Ich will sie wegwerfen." — „Nun, so bringe sie." Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Warte ein wenig, ich will meine Mutter fragen." Diese war bereit, auch ihre eigene Flasche, ein altes Familienstück, dranzugeben. Nachdem wir zusammen gebetet und die Familie ermahnt und unterwiesen hatten, wurden die Flaschen herbeigebracht und zerbrochen. Der Mann hörte sehr aufmerksam zu, als wir ihm den Heilsrath Gottes darlegten, und forderte wiederholt auch die Seinen, die weniger dabei zu sein schienen, zum Aufmerken auf. Doch hoffe ich, hat die alte Großmutter dem Evangelium ihr Herz geöffnet. Da die Familie in einiger Entfernung von der nächsten Gemeinde wohnt, wurde verabredet, daß wenn sie nicht zum Gottesdienst dorthin gehen könne, unser früherer Schüler in ihrem eigenen Hause mit ihnen lese und bete."

Ein gar schönes Zeugniß gibt Goodell dann seinen eingebornen Begleitern: „Ich habe auf dieser Reise unsre Karenen-Prediger höher schätzen lernen als je. Manchmal

führte mehr ich die Unterhaltung, manchmal sie, oft nahmen sie, was ich gesagt hatte, mit einem Ernst, einem Takt und einer Gewandtheit wieder auf, die mich in Erstaunen setzte, und manchmal fühlte ich, daß, obschon meine Gegenwart ihnen eine Stütze sein mochte, sie wegen ihrer Bekanntschaft mit der Denkweise und Sprache der Leute ihre Sache besser machten als ich. Zuweilen konnte ich ihnen mit Schriftstellen aushelfen, um ihren Worten größeren Nachdruck zu verleihen; müßten wir aber ohne unsre eingebornen Mitarbeiter umherziehen, so würden wir uns gewiß sehr ungeschickt und vereinzelt fühlen."

Kehren wir auch bei der Missionsfrau ein, welche des Arbeitermangels wegen der Barmanenstation Thongzai vorsteht und die erst kürzlich durch eine Feuersbrunst schwer geprüft wurde. „Guten Morgen, Lehrerin!" ruft der wackern Frau Ingalls ein heimkehrender Kolporteur zu, indem er seinen Bücherpack weglegt und sich auf eine Matte vor ihr niederläßt. „Du siehst müde, aber doch recht fröhlich aus," erwidert sie ihm. „Ja, denn ich komme von Orten her, wo Gott seine Wohnung hat. In all den Dörfern dort gibt es jetzt Männer und Frauen, die zu dem lebendigen Gott beten und Jesus der liebste Name ist, den sie wissen. Du weißt, Lehrerin, ich kann sie nicht viel lehren, aber das hab ich doch erfahren, daß Gott ein lebendiger Gott ist, und daß Jesus den Seinen seine Verheißung hält; und wenn ich ihnen davon erzählte, saßen sie in solchen Haufen um mich her, daß ich über die Köpfe von einigen hinübersteigen mußte, wenn sie mich riefen, um meinen Reis zu essen. Ein paar mal hab ich fast die ganze Nacht durch gesprochen. Man hat viel von unsrer Bibelfrau

erzählt und die getauften Weiber sagten, sie hätten nie genug gehört, um gläubig zu werden, wenn nicht unsere Bibelfrau zu ihnen gekommen wäre. Die Prediger wenden sich nur an ganze Haufen, aber das alte Weiblein habe sich zu ihnen hingesetzt, bei ihren Kochtöpfen oder beim Reisstoßen, und sich so viel mit ihnen abgegeben, daß sie den Weg des Lebens bald verstanden haben. Sie hoffen, sie werde bald wieder kommen, da viele noch mehr von ihr hören möchten. Bitte, sag ihr, Lehrerin, daß die Weiber für sie beten."

Ein andermal schreibt Frau Ingalls: „Während mein Adoptivsohn Heinrich einige Lektionen abschreibt, die ich für unsre Leute aufgesetzt habe, will ich an diesem lieblichen Sonntag mich ein paar Augenblicke mit euch Lieben unterhalten. In der Morgenfrühe haben wir unsre Sonntagsschule mit etwa 100 Personen gehabt. Da wurden verschiedene Fragen an mich gerichtet, die von viel Nachdenken zeugten. Um 11 Uhr war Predigt, um 1 Uhr Betstunde unsrer lieben alten Bibelfrau mit den Weibern, um 2 Uhr Knabenstunde unter Heinrichs Leitung und in unsrer Wohnung Mädchenstunde unter der Leitung seiner Frau. Eben jetzt sind zwei am vorigen Sonntag Getaufte an den Fluß hinuntergegangen, um mit den Bootsleuten von unsrem Heiland zu sprechen. Um 5 Uhr wollen wir in unsrer Kapelle noch einmal Gottesdienst halten. — Neulich kamen Besuche, denen sich Heinrichs Frau widmete, indem sie ihnen etliche Bilder von verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten zeigte, die wir kürzlich von zu Hause erhalten haben. Ich sah, wie während dessen die Lippen unsres guten Karenenpredigers sich bewegten, als bitte er Gott, in den Herzen unserer Gäste doch ein Verlangen nach Wahr-

heit zu wecken. Tags darauf kamen sie wieder und brachten viele andere mit, die auch von den weißen Leuten hören wollten, welche aus Liebe Häuser für die armen Alten, die Waisen und die Blinden erbauen.

„Ein schmerzlicher Verlust war uns kürzlich der Tod des liebenswürdigsten Christen, den ich unter den Barmanen gekannt habe. Er war der Steuereinnehmer unsres Bezirks und hatte mir in Geldsachen gar manchen Dienst geleistet. „Sage mir nur, was du von mir haben möchtest," pflegte er zu sagen, „wenn ichs nicht thun kann, will ich dir's schon sagen." Vor einem Monat etwa erkrankte er. Ich pflegte ihn und er schien sich wieder zu erholen. Als ein Rückfall eintrat und die Mittel der Seinen nicht anschlugen, kamen sie und sagten mir's. Zu meinen tiefen Schmerz fand ich ihn sterbend. Ich konnte mich fast nicht drein finden, denn mir schien, wir können unsern Freund nicht missen. Er erkannte mich und hielt meine Hand fest, während der Prediger mit ihm betete. Als dieser geendet hatte, deutete der Sterbende mit der einen Hand gen Himmel und lispelte: „Mama, Mama, mein Platz ist dort droben! Jesus hat alles für mich vollendet, mein Name ist dort droben angeschrieben, und niemand von Euch (er meinte seine heidnischen Angehörigen) kann mir ihn rauben. Ich weiß nicht, ob Gott mich jetzt wegnehmen will, und sorge nichts darum. Soll ich noch länger bleiben, so ist's um der Gemeinde zu dienen, ruft er mich, dann, o Jesu, komm ich zu dir!" Als er nicht mehr sprechen konnte, nickte er noch bejahend zu allem, was wir sagten, bis er sanft entschlief."

5. Aus Malabar.

Es ist was Schreckliches, wenn es hie zu Land plötzlich heißt: die Cholera ist im Dorf ausgebrochen, rette sich wer kann! Vom heidnischen Volke ist natürlich die Rede, und zu diesem gehören auch die Muhammedaner; denn obgleich sie sich hohen Muthes rühmen, weil ja alles vom Geschick abhänge und kein Mensch seinem Schicksal entfliehen könne, laufen sie doch ganz ebenso vor der Cholera davon wie die Götzenanbeter. Da läßt man Weib und Kind im Stich und denkt nur daran, die eigene Haut in Sicherheit zu bringen.

So gings einem Palmbauer in M. Er sah, wie es seiner Frau Kurumbi übel ward, wie sie öfteren Durchfall hatte und sich erbrach. Dazu schleppte sie sich immer vor die Thür der Hütte, um das Innere nicht zu beschmutzen. Er aber war gleich entschlossen, stellte sich in die Thüre und hieß sie gehen. „Wir sind geschieden, du bist nicht mehr mein Weib," sagte er ihr ein für allemal und trieb sie zum Hof hinaus. Da schleppte sich nun die arme Frau mit ihrem dreijährigen Mädchen, das ihr weinend nachlief, auf die Landstraße und kam noch vor Sonnenuntergang bis in die Nähe einer Missionsschule. Dort wohnte, nur eine Viertelstunde von ihres Gatten Wohnung, ein christlicher Lehrer, ohne daß sie davon wußte. Priester und Leviten waren schon manche an ihr vorübergegangen, denn sie war auf der Straße umgesunken und lag am Graben, sah in der Nacht dem sichern Tode entgegen, was konnten da die reisenden Händler und Brahmanen anders thun, als sich auf

die andere Seite der Straße begeben und möglichst schnell an ihr vorbeihuschen!

Der Christ aber hörte in der Abendstille das Weinen des Kindes, ging hinaus mit einem angezündeten dürren Palmzweige und suchte, bis er das Mädchen und seine Mutter fand. Er rief seine Leute, ließ sie in sein Haus tragen und gab ihr Arznei und Pflege. Am andern Tage war sie schon etwas besser und konnte sagen, wo ihre Eltern wohnen. Zu diesen ging nun der Lehrer und sprach ihnen so viel Muth ein, daß sie sich entschlossen, die verstoßene Tochter zu sich zu nehmen. Der Lehrer aber besuchte sie beständig und berieth sie nach besten Kräften. Sie schwebte noch länger zwischen Tod und Leben, und in dieser ganzen Zeit kam kein Heide dem Hause nahe; namentlich aber erklärte der Gatte, er sei mit ihr fertig und wolle nichts mehr von ihr. Dagegen nahmen die Christen sich ihrer so treulich an, daß Kurumbis Mutter gelobte, falls die Tochter wirklich genese, wolle sie dieselbe dem Herrn Jesu übergeben. Gegen alle Hoffnung kam sie nun wieder auf und erklärte ihren Entschluß, eine Christin zu werden.

Während sie für die Taufe unterrichtet wurde, hörten auch die alten Eltern so viel Neues, daß ihnen gleichfalls der Wunsch aufstieg, dem Heiland anzugehören. Ebenso ging es den Geschwistern. Bald waren es 9 Seelen, die am Taufunterricht theilnahmen. Da wurden aber die Nachbarn sehr unwillig, sie baten und drohten mit allerlei Feindschaft, falls die Leutlein auf ihrem Plane beharrten. Auch dem herzlosen Gatten wurde nun so stark zugesetzt, daß er endlich die Scheidung zurücknahm und Kurumbi wieder in sein Haus verlangte. Weil sie aber nicht wollte,

stahl er ihr einmal das Kind weg. Da mußte wohl oder übel beim Richter in Wadagara geklagt werden. Und dieser sprach am 4. Okt. 1877 das Kind der Mutter zu und übergab es ihr im Gerichtshof. Damit hörten nun die schlimmsten Plackereien auf; die Familie aber war für Christum gewonnen.

Das ist eine einfache Geschichte, die sich aber gewiß schon oft vorher in andern Ländern und Zeiten begeben hat. Denn was sie eigentlich bedeutet, ist doch nicht mehr und nicht weniger als die alte Wahrheit: Die Liebe gewinnt's.



6. Die Bisch. Meth. Kirche in Asien.

Bereits im Jahre 1846 wurde bei der Missionsbehörde der Antrag gestellt, in China eine Mission zu gründen, und im April 1847 wurden die Missionare M. C. White und J. D. Collins dahin gesandt, und zwar nach der Stadt Foochow.

Es war ein gar hartes und schweres Feld, das sich die Kirche zu bearbeiten vorgenommen. Zehn Jahre vergingen — und noch konnten nur wenige Früchte aufgewiesen werden. Nach einander waren die Missionare durch das ungesunde Klima genöthigt, nach den Ver. Staaten zurückzukehren. Im dreizehnten Jahre des Bestehens der Mission zählte dieselbe erst hundert bekehrte Chinesen. Aber Gott hat Wunder gethan. Heute blüht die in Conferenzen organisirte Mission daselbst und bringt herrliche Früchte. Die

Statistik im letzten Kapitel dieses Buches giebt Aufschluß über die numerische Stärke und der folgende Bericht des Missionssekretärs giebt Zeugniß von dem großen dort erzielten Erfolge:

„Während der Abstattung unseres vorigen Berichtes befand sich Bischof Wiley in China. Sein Besuch daselbst war von ganz besonderem Interesse sowohl für ihn selbst, als für die chinesische Kirche. Besuchte er doch den ersten Schauplatz seiner Missionsthätigkeit, wo er den Grundstein zu unserem großen Werke zu Foochow legte. Und nun kehrte er nach einem Vierteljahrhundert dorthin zurück und fand statt eines einzigen Gliedes mehr als 2000 und 75 eingeborene Prediger, statt des schwachen Missionspostens mit 3 amerikanischen Missionaren, die gegen das Heidenthum kämpften und sich mit Krankheit und Entmuthigung herumzuschlagen hatten, eine jährliche Conferenz mit 4 Distrikten, die nur noch der Organisation brauchten, um eine der bedeutendsten Missionen auf der ganzen Erde zu bilden. Gewiß hier ist Einer zu Tausenden geworden.

Nach gründlicher Prüfung unseres ganzen Werkes in China und Japan kehrte der Bischof wieder nach den Ver. Staaten zurück und brachte mit sich die Liebesgrüße und dankbaren Segenswünsche der Brüdern und Schwestern, die ihn allenthalben als einen alten Freund empfingen, aber auch eine Last von Sorgen und Bedürfnissen für unser Werk in China und Japan. Nirgends haben wir in der Heimath oder Fremde einen anderen derartigen Erfolg aufzuweisen. Nach seiner Visitationsreise berichtete der Bischof der Kirche, er sei, trotzdem daß eine beständige Correspondenz ihn längst mit dem ganzen Werke vertraut gemacht,

doch aufs höchste und freudigste überrascht gewesen. Angesichts dieser Geschichte der Mission in Foochow wird kein Zweifler mehr fragen dürfen, ob sich die Mission in fernen Ländern bezahle?"

Die ostindische Mission der Bisch. Meth. Kirche wurde mit einem Erfolge gekrönt, wie kaum eine andere in Heidenlanden. Im Jahre 1856 sandte die Missionsgesellschaft Dr. Buttler und zwei andere Missionare mit ihren Frauen nach Indien, um eine Mission zu gründen.

Dort angekommen, wurden sie von den Missionaren anderer protestantischer Missionsgesellschaften auf die nordwestlichen Provinzen im alten Königreich Audh aufmerksam gemacht, und sie erhielten das Versprechen, daß ihrer Missionsthätigkeit dieses große von ungefähr zehn Millionen Menschen bewohnte Gebiet allein überlassen werden sollte, wenn ihre Missionsgesellschaft wenigstens fünf und zwanzig Missionare aus der Heimath senden würde, um die Mittelpunkte der Mission zu besetzen, von wo aus dann durch eingeborene Prediger, welche, wie man hoffen durfte, der Herr ihnen schenken würde, unter der Aufsicht der Missionare in der Umgegend das Evangelium verkündigt werden sollte. Auf diese Weise hoffte man in kurzer Zeit dieses große Land mit dem Worte Gottes zu erfüllen. Der Missionsvorstand der Bischöflichen Methodisten Kirche erklärte sich mit diesem Plane einverstanden und versprach, die Missionare zu senden. Doch kaum war das Werk begonnen, so brach die Empörung der Eingeborenen aus, und die Missionare mußten sich in's Gebirge flüchten und retteten durch die Hülfe Gottes ihr Leben. Sie kehrten aber bald nach der Unterdrückung des Aufstandes auf ihr

Arbeitsfeld zurück und empfingen jetzt die kräftigste Unterstützung von Seiten der englischen Einwohner. Diese verpflichteten sich, die Hälfte der Unkosten für jedes Missionsgebäude für die von Amerika gesandten Missionare baar zu zahlen, während der Vorstand für die andere Hälfte sorgen sollte, und versprachen gleichfalls reiche Beiträge zur Gründung und Fortsetzung der Missionsschulen. Sie haben ihr Versprechen bis hierher getreu gehalten und die Beiträge der europäischen Einwohner beliefen sich im Jahre 1867 auf 17,400 Dollars.

Missionar Buttler kehrte im Jahre 1864 nach den Ver. Staaten zurück, und die Missionare wurden zu einer Conferenz constituirt, und das Werk in Distrikte getheilt und unter die Aufsicht von Vorstehenden Aeltesten gestellt. Gegenwärtig ist das in Conferenzen organisirte Werk in so blühendem Zustande, daß kaum ein anderes heidnisches Missionsfeld sich damit vergleichen kann.

Die Mission in Japan wurde 1872 von der Missionsbehörde autorisirt, und Rev. R. S. Maclay, der frühere Superintendent der Missionen in China, beauftragt, dieselbe zu beginnen und zu organisiren. Er erreichte am 11. Juni 1873 Japan und schon im August desselben Jahres folgten ihm die Missionäre J. C. Davison, Julius Soperh und M. C. Harris. Bischof Harris, der damals seine große Missionsreise um die Welt machte, hielt sich zur Zeit in Japan auf und organisirte am 8. August 1873 die Mission daselbst, indem Yokohama, Yeddo, Hokodati und Nangasaki als Missionsposten aufgenommen wurden. Dem neuesten Berichte des Superintendenten entnehmen wir folgendes:

„Auch das letztverflossene Jahr war wie seine Vorgänger

in der kurzen Geschichte unserer japanischen Mission durch ernste anhaltende Arbeit und einen ermuthigenden Fortschritt ausgezeichnet. Wir verweisen dafür blos auf die mit unserem Werke aufs innigste verbundene Tokio Missions-Conferenz hin, welche im Mai abgehalten wurde, sowie auf die japanische Evangelische Allianz, welche im Juli 1878 ihre erste Sitzung oder Jahresversammlung hielt, über deren wichtige Beschlüsse unsere kirchlichen Blätter bereits berichtet haben. Der Fortschritt der Mission, wie er sich theils in der Zunahme der vollen und Probeglieder, theils in der Ausdehnung des Gebietes, worin sie ihre Evangelisationsarbeit betreibt, theils auch in dem Umstande zeigt, daß ein Theil der unter unserer Pflege stehenden Jünglinge immer dringender den Wunsch ausspricht, sich dem christlichen Predigtamte zu widmen, ist außerordentlich befriedigend. Auch hat es an kräftigen und erfreulichen inneren Erfahrungen bei den unter unserer pastoralen Aufsicht stehenden Christen nicht gefehlt, so wenig als an ihren Bemühungen, die Kosten für ihre kirchlichen Bedürfnisse, selbst aufzubringen. Das bedauerlichste Ereigniß bildete unsere völlige Unfähigkeit, die uns in Folge der Armuth der Glieder und des Mangels an jeglichen Mitteln hindert, die von allen Seiten her sich uns öffnenden, einladenden Missionsfelder in Angriff zu nehmen. Wir bitten und hoffen, daß uns die Missions-General-Conferenz baldige und reichliche Verstärkungen zuschickt."

V. Missions-Statistik.

Die folgende außerordentlich mühsame und quellenmäßig genaue Zusammenstellung der Arbeiten der Protestantischen Missions-Gesellschaften sämmtlicher Evangelischer Denominationen gibt ein Bild des gegenwärtigen Zustandes ihres Werkes in den verschiedenen Ländern der Erde.

Name der Gesellschaft und letztes Datum. **Asien: Indien.**	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)...........	22	137	2,992	c. 10,000
„ Baptistenmissionsgesellschaft (1878)	19	32	15,054	....
„ Freie Baptistenmission (1878)........	8	....	455	....
„ Lutherische Generalsynode (1878)...	3	2	2,086	5,544
„ Lutherische allgemeine Gesellschaft..	....	....	100	400
„ Reformirte Kirche (1878)...........	5	8	1,112	....
„ Vereinigte Presbyterianer (1878)...	4	2	217	740
„ Bisch. Meth. Kirche (1878)...........	46	51	2,907	4,745
„ Presbyterianer des Nordens (1878)	29	15	890	1,600
„ Deutsch Evangelische Kirche (1875)	3	....	50	152
„ Unitarier...........................	1	....	....	....
Canada Baptistenmission..........................	7	....	467	....
„ Presbyterianer................................	....	....	....	....
Englische Baptistenmissionsgesellschaft (1877).......	37	132	3,357	7,076
Londoner Missionsgesellschaft (1878)..................	46	311	4,466	47,607
Kirchliche Missionsgesellschaft (1877)................	120	96	16,674	79,254
Ausbreitungsgesellschaft (1875).......................	26	62	12,498	50,531
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1876)............	33	....	1,064	2,251
Allgemeine Baptistengesellschaft (1877).............	14	15	884	2,347
Schottische kirchliche Mission (1871)..................	12	4	326	681
Freie Kirche von Schottland (1878)....................	22	13	940	1,313
Irische Presbyterianer (1877)............................	10	9	248	1,660
Calvinisch-methodistische Kirche von Wales (1875)	6	9	848	1,526
Vereinigte Presbyterianer Schottlands (1878).....	9	....	273	....
Strenge Baptistenmission (1871).......................	1	1	50	104
Indische Innere Missionsgesellschaft (1875)	3	2	2,100	6,000
Quäker..	3	....	....	....
Basel (1877)...	114	150	3,070	8,629
Goßner'sche Mission (1875)............................	21	5	6,360	22,263
Leipzig (1875)...	22	6	4,837	9,200
Dänisch Lutherische Mission (1875)..................	2	....	40	86
Hermannsburg (1875)...................................	11	....	60	334
Assam und Calchar (1871).............................	2	....	61	....
Privatmissionen.......................................	18	8	1,185	3,930
84 Gesellschaften. Gesammtzahl........................	679	1070	85,672	267,973

Getauft wurden im Jahr 1877 auf den indischen Missionsstationen 8,128 Personen. Nichteingerechnet sind in obiger Tabelle die von 1877—1878 beigetretenen 35,000 noch nicht getaufte Zuhörer auf den Stationen der kirchlichen und Ausbreitungsgesellschaft in Tinnewelly, Südindien. Römische Katholiken gab es 1878 in Indien 887,474.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Ceylon.				
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)	5	24	827	....
Kirchliche " (1877)	....	10	1,288	5,852
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	* 21	....	414	3,099
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1876)	53	....	2,492	5,576
Baptistenmission, englische (1877)	4	19	630	....
5 Gesellschaften. Zusammen	83	53	5,651	14,527
Birma.				
Amerikanische Baptisten (1878)	83	423	20,811	....
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	6	....	....	....
2 Gesellschaften. Zusammen	89	423	20,811	....
Assam.				
Amerikanische Baptisten (1878)	14	48	1,207	....
Siam und Laos.				
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878)	7	2	164	....
Sumatra.				
Rheinische Missionsgesellschaft (1877) (Hat im holländischen Ostindien 22 Missionare.)	....	....	2,420	....
Mennoniten und Baptisten	1	....	....	....
2 Gesellschaften. Zusammen	1	....	2,420	....
Borneo.				
Rheinische Missionsgesellschaft (1877)	....	....	550	....
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	8	2	323	1,626
2 Gesellschaften. Zusammen	8	2	873	1,626
Java. (Die Berichte gehen blos bis 1873 zurück.)				
Niederländische Missionsgesellschaft	5	7	2,455	....
" Unionsgesellschaft	8	....	156	....
Mennoniten und Baptisten	2	....	....	....
Reformirte Missionsgesellschaft	1	....	....	....
Committee für Java	8	2	....	....
Holländische Missionsgesellschaft	8	1	....	....
Freie Kirche von Schottland	1	....	....	....
7 Gesellschaften. Im Ganzen	33	10	2,611	....

* Englische und Eingeborene.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Celebes und die übrigen Molucceen.				
Niederländische Missionsgesellschaft (1873)	16	......	......	83,797
Utrechter Gesellschaft (1873)	6	......	......	......
Goßner'sche Mission (1873)	4	......	......	......
Gesellschaft von Ermelo (privat)	2	......	......	......
4 Gesellschaften. Zusammen	28	......	......	83,797
Malacca-Straße und deren Inseln.				
Ausbreitungsgesellschaft	......	......	......	......
Britisches **Tibet** (Centralasien).				
Brüdergemeinde (1878)	6	......	(1877) 10	35
Persien.				
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878)	10	63	1,221	......
Kirchliche Missionsgesellschaft	1	......	......	......
2 Gesellschaften. Zusammen	11	63	1,221	......
China.				
Amerikanische Baptisten (1878) (einschließlich der Station von Bangkok in Siam.)	19	43	1,328	......
Südliche Baptisten Convention (1877)	4	9	368	......
Sabbatharier (Baptisten) (1877)	1	2	18	......
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)	20	33	475	......
Protestantische Episcopalkirche (1878)	10	19	210	......
Bisch. Meth. Kirche (1878)	19	80	1,579	2,418
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878)	25	65	1,664	......
Amerikanische Reformirte Kirche (1878)	4	7	657	......
Frauen Unionsgesellschaft (1877)	......	2	5	......
Presbyterianer von Canada (1877)	2	12	147	......
China Mission (1878)	49	48	900	......
Kirchliche Missionsgesellschaft (1877)	10	128	1,068	2,427
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	3	......	......	......
Baptistenmissionsgesellschaft (1877)	2	5	62	......
Londoner Gesellschaft (1878)	23	63	2,511	3,930
Methodisten (neue Connexion 1878)	5	18	809	1,079
" Freikirche (vereinigte)	3	8	143	......
Wesleyanische Gesellschaft (1876)	2	10	301	......
Englische Presbyterianer (1877)	15	47	1,974	......
Schottische " (1878)	4	4	71	81
Irische " (1877)	2	3	31	......
Kirche von Schottland (1878)	1	......	......	......
Basel (1877)	20	36	1,048	......
Rheinische Gesellschaft (1877)	9	14	700	......
24 Gesellschaften. Zusammen	252	656	16,062	......

Römische Katholiken gab es 1878 in China: 772,412. Die Russische griechisch-katholische Kirche hat vier Missionare in Peking, nebst einer Station in Urga (Mongolei).

Land Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Japan.				
Amerikanische Gesellschaft (1878)	15	14	319	
Presbyterianer Kirche der Ver. Staaten (1878)	6	1	632	
Amerikanische Baptisten (1878)	6	2	66	
Bisch. Meth. Kirche (1878)	6	35	250	376
Bisch. Protestantische Kirche (1878	5	5	43	
Reformirte Kirche Amerikas (1877)	6	10	276	
Cumberland Presb. Kirche (1878)	2			
Protest. Meth. Kirche (eine Schule)				
Reformirte Kirche der Ver. Staaten (erst eröffnet)				
Meth. Kirche von Canada (1878)	4	5	100	
Kirchliche Missionsgesellschaft (1876)		2	22	50
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	5		40	
Schottische Ver. Presbt. Kirche (1878)	4	5	70	
Edinburger Gesellschaften (unbekannt)				
13 Gesellschaften. Zusammen	59	84	1,818	
Das türkische Reich.				
Amerikanische Gesellschaft (1878)				
Westliche Türkei (Kleinasien)	25	47	1,509	
Mittlere „ (Ostkleinasien)	7	21	2,606	
Oestliche „ (Armenien)	12	54	1,804	
Europäische Türkei (Rumelien, Macedonien rc.)	9	11	1,381	
	53	133	7,300	
Bisch. Meth. Kirche Bulgarien (1878)	3	4	38	51
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878)	12	18	716	
Reformirte Presbt. Kirche in Syrien (1878)	7	* 19	94	
Protestantische Bisch. Kirche Palästinas.				
Vereinigte Presbyt. Kirche in Egypten (1878)	8	11	947	1,801
Vereinigte Reformirte Synode (fehlen die Angaben)				
Frauenmissionsgesellschaft (fehlen die Angaben)				
Irische Presbyterianer (Syrien) (fehlen die Angaben)				
Bischof von Jerusalem (fehlen die Angaben)				
Edinburgermission in Palästina (fehlen die Angaben)				
Freie Kirche von Schottland, Syrien (1878)	1		26	
Unabhängige Baptisten in Syrien	1		11	
Krischona Pilgermission (1873)	5			
Deutsche Evangl. Gesellsch. für christl. Erziehung	1			
Kaiserswerthes Diakonissenhaus	1			
* Frauen mit eingeschlossen. Zusammen	93	185	9,132	

Im Ganzen 16 Gesellschaften, wovon aber nur 9 in der Tabelle vertreten sind.

Note: Eine statistische Tabelle vom August 1878 zählte 15 Missionsvereine mit 161 Missionaren auf 94 Stationen, mit 44 Kirchen und 1461 Abendmahlsgästen auf. Die Missionen der amerikanischen Presbyterianer, sowie der vereinigten Presbyterianer von Schottland bilden zusammen die sog. „Vereinigte Kirche Christi," die nach der Zählung von 1879 18 Kirchen, 970 Erwachsene und 119 Kinder zählt. Die Russische griechisch-katholische Kirche hat nach ihrem neuesten Bericht 4 Missionare, 70 Katechisten und Lehrer und 3000 Glieder, die römisch-katholische zählte 1878 16,622 Gläubige, dazu noch 30,000 „Ketzer," worunter auch die Nachkommen früherer Christen eingeschlossen sind.

Römische Katholiken gab es 1878 in Anatolien (Kleinasien) 70,500, in Smyrna 16,000, in Palästina 11,000, in Mesopotamien und Persien 48,064 und in **ganz Asien zusammen** 109 Bischöfe, 5630 Priester und 2,834,663 Gläubige.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Afrika: Mauritius und die Seyschellen.				
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	4	....	169	1,055
Kirchliche Missionsgesellschaft (1877)	....	2	204	1,192
2 Gesellschaften. Zusammen	4	2	373	2,247
Madagaskar.				
Londoner Gesellschaft (1878)	28	386	* 67,729	233,188
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	10	3	62	159
Quäker, etwa 100 Gemeinden	....	....	....	....
Norwegische Mission (1874)	19	....	1,288	....
4 Gesellschaften. Zusammen	57	389	68,079	233,347
Südafrika. °				
Amerikanische Gesellschaft (bei den Zulus 1878)	8	9	626	....
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1876)	94	....	15,886	86,555
Londoner Gesellschaft (1878)	25	113	46,15	24,022
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	† 103	....	† 3,179	....
Freie schottische Kirche (1878)	12	2	2,001	....
Vereinigte Presbyterianer Schottlands (1878)	6	....	941	....
Ursprüngliche Methodistenmission	1	....	....	....
Brüdergemeinde (1878)	65	....	2,292	10,380
Evangl. Missionsgesellschaft von Frankreich	12	64	3,075	....
Waldenser	4	80	2,450	....
Hermannsburger Mission (1877)	30	....	2,435	....
Rheinische Gesellschaft	....	....	....	....
Berliner " (1873)	43	4	1,375	....
Finnländer " (1873)	9	....	....	....
Schwedische " (1873)	1	....	....	....
Norwegische " (1873)	11	....	67	....
† Englische und Eingeborene zusammen.				
16 Gesellschaften. Zusammen	420	192	36,487	120,957
Ostafrika und das Innere.				
Kirchliche Missionsgesellschaft (1876)	1	8	46	318
Nyanza Mission (neue)	1	7	....	....
Gesellschaft von Oxford und Cambridge	3	....	....	....
Vereinigte freie Meth. Kirche	1	3	24	....
Londoner Gesellschaft (neue)	1	7	....	....
Freie schottische Kirche (Livingstonia)	1	7	....	....
Kirche von Schottland (am Shire River)	....	7	....	....
Schwedische Lutheraner in Abessynien (1873)	3	1	....	....
Baptisten am Congo (1879)	1	....	....	....
Cardiffe Livingstone Mission (1878)	5	....	....	....
Krischona Pilgermission (1873)	4	....	....	....
11 Gesellschaften. Zusammen	21	39	70	318

° Die **Holländ. Reform. Kirche** in Südafrika zählte 1877 15 Prediger, 113 Gemeinden und 220,000 Seelen.

* Dazu kommen noch 156 Evangelisten und 3,648 eingeborene Prediger.

Die Missionen der schottischen Presbyterianer, der Londoner und der kirchlichen Gesellschaft bestehen erst seit 1875 in der Nähe der großen neuentdeckten Seen, wo auch die amerikanische Gesellschaft mit Errichtung von Stationen zu beginnen im Begriffe ist. Aber auch die römisch-katholische Kirche hat bereits mit der Aussendung von 30 oder mehr Missionaren nach jenen Gegenden begonnen.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Nordafrika. (Algier.)*				
Schottische Ver. Presbt. Kirche (1878)	1	1	....	....
Französische Reformirte Kirche	....	....	....	....
2 Gesellschaften. Im Ganzen	1	1	....	....
Westafrika.				
Bisch. Meth. Kirche (Liberia 1878)	26	14	2,200	2,444
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878)	7	3	609	....
Protestantische Episcopalkirche (1878)	13	....	292	835
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)	† 9	....	44	....
Vereinigte Brüderkirche	2	....	70	....
Amerikanische Lutherische Generalsynode (1878)	1	....	40	....
Südliche Baptistengesellschaft (Joruba)	2	5	....	....
Vereinigte Freie Meth. Kirche	4	....	2,807	....
Kirchliche Missionsgesellschaft (1877)	....	28	3,376	9,308
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1876)	¶ 25	....	10,849	38,907
Baptistenmission, (1877)	5	10	161	....
Ursprüngliche Methodistengesellschaft (1878)	2	....	....	....
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	3	....	26	....
Vereinigte Presbyterianer von Schottland (1878)	5	....	181	....
Lady Huntingdons Verein (1873) mit 60 Predigern, Lehrern und Ermahnern	....	....	....	2,146
Französische Evangl. Missionsgesellschaft	3	....	....	....
Basel	52	89	1,734	4,104
Norddeutschland	7	3	101	....
18 Gesellschaften. Zusammen	166	152	22,479	....
Australien: Südsee-Inseln.				
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878) für Mikronesien von Hawaij aus	7	24	1,600	....
Londoner Missionsgesellschaft (1877) auf Samoa-, Harvy-, Loyalitäts- u. Gesellschaftsinseln	17	542	20,130	75,058
Wesleyanische Gesellschaft (1878) Fidschi-, Freundschafts- und Herzog von Yorks Inseln	19	73	31,143	37,432
Ausbreitungsgesellschaft (1878) in Melanesien	4	3	126	....
Evangl. Gesellschaft von Frankreich (1874) auf den Gesellschaftsinseln	3	22	2,379	....
5 Gesellschaften. Zusammen	50	694	55,378	....

* Römisch-katholische Christen gibt es in den französischen Kolonien 370,000; in den britischen 182,000; in Egypten, Tripolis und Tunis 46,000; in Abessynien und unter den Gallas 10,000 und in Madagaskar 20,000.

† Zugleich Lehrer. ¶ Europäer und Eingeborene.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Sandwichs-Inseln.				
Kirche der Eingeborenen (1873)........	8	44	14,850	....
Ausbreitungsgesellschaft (1878)........	4	3	126	....
Chinesische Kirche in Honolulu (fehlen Angaben)...	....	....	....	....
3 Gesellschaften. Zusammen........	12	47	14,976	....
Neuholland. (Hauptinsel.)				
Mission unter den Eingeborenen.				
Presbyterianerkirche der Kolonien (1874)........	1	39	130	....
Brüdergemeinde (1878)........	6	36	133	....
Hermannsburg } fehlen die	....	....	....	....
Lutherische Immanuelssynode } Angaben.	....	....	....	....
4 Gesellschaften. Zusammen........	7	75	263	....
Mission unter den Chinesen.				
Anglikanische Kirche } fehlen die	....	....	....	....
Presbyterianer } Angaben.	....	....	....	....
Wesleyanische Gesellschaft........	2	2	73	200
3 Gesellschaften. Zusammen........	2	2	73	200
Neu-Guinea.				
Londoner Gesellschaft........	4	40	....	....
Utrechter Missionsverein (1873)........	4	....	....	....
Goßner'sche Mission (1873)........	1	....	....	....
3 Gesellschaften. Zusammen........	9	40	....	....
Neuseeland.				
Kirchliche Gesellschaft........	....	25	1,979	10,100
Wesleyanische Mission (1878)........	5	2	385	429
Norddeutsche Missionsgesellschaft (1873)........	2	....	....	300
Ausbreitungsgesellschaft } fehlen die	....	....	....	....
Hermannsburgermission } Angaben	....	....	....	....
5 Gesellschaften. Zusammen........	7	27	2,364	10,829
Neuhebriden.				
Freie Kirche von Schottland, (1876)........	2	....	350	....
Presbyterianer Kirche der Kolonien	12	....	800	3,000
2 Gesellschaften. Zusammen........	14	....	1,150	3,000
Amerika: Nordamerika.				
Indianermission in den Ver. Staaten.				
Bisch. Meth. Kirche (1878)........	23	....	1,604	6,000
Presbyterianer Kirche (1878)........	19	17	1,351	....
Protestantische Episcopal Kirche (1878)........	12	10	410	....
Amerikanische Gesellschaft (1878)........	5	6	583	....
Amerikanischer Missionsverein (1878)........	1	10	19	....
Baptistenmission........	4	30	1,084	....
Brüdergemeinde (1878)........	9	....	181	346
7 Gesellschaften. Zusammen........	71	73	5,232	6,346

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Indianermission in Canada.				
Kirchliche Gesellschaft (1877)		11	1,423	8,371
Ausbreitungsgesellschaft (1878)				
Meth. Kirche von Canada (1878)	53		4,333	
3 Gesellschaften. Zusammen einschließlich Mischlinge und einzelne Ansiedler.	53	11	5,575	8,371
Indianermission in Neu Mexico.				
Bisch. Methodisten (1878) einschließlich einzelne spanische Ansiedler.*	12		208	
Chinesenmission in Californien und Oregon.				
Bisch. Meth. Kirche (Liberia 1878)	2	2	77	87
Presbyterianer Kirche der Ver. Staaten (1878)	2	1	109	
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)		° 17	75	93
Amerikanische Baptisten (1878)	1			
Reformirte Presbt. Synode (1878)	1		10	
Baptisten Convention des Südens				12
Unirte Presbt. Kirche Nordamerikas (1878)	1			
° Sind Lehrer gemeint.				
7 Gesellschaften. Zusammen	7	20	271	192
Alaska.				
Presbyterianer	2			
Grönland.				
Brüdergemeinde (1878)	19		820	1,506
Dänisch Lutherische Mission (1873)	7	1		9,000
2 Gesellschaften. Zusammen	26	1	820	10,506
Labrador.				
Brüdergemeinde (1878)	39		499	1,220
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	3			
2 Gesellschaften. Im Ganzen	42		499	1,220
Nordpacificländer.				
Kirchliche Missionsgesellschaft	9		900	
Mittelamerika: Mexico. (1878)				
Bisch. Meth. Kirche, nördlicher Zweig	8	20	312	1,058
" " " südlicher "	15		501	2,950
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten	5	16	2,974	
Amerikanische Gesellschaft	3	1	225	
Protestantische Episcopal (Jesus-) Kirche	4	11	3,500	
Quäcker } fehlen die Angaben.				
Jünger des Herrn Jesu Christi }				
7 Gesellschaften. Zusammen	35	49	7,514	

* Viele Kirchen, welche unter den Indianern Glieder haben, führen keine Statistik über ihre Missionsarbeiter. Die Indianerkommission der Ver. Staaten gibt die Gesammtzahl sämmtlicher unter den Indianern wirkenden Missionare mit Ausschluß von blosen Lehrern für das Jahr 1877 auf 226 an.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Westindien.				
Protestantische Episcopal Kirche (Haiti)	13	....	337	986
Afrikanische Bisch. Meth. Kirche	1	....	....	....
Wesleyanische Gesellschaft (1876) mit Einschluß von Honduras und Engl. Guiana	91	....	43,652	149,422
Brüdergemeinde (mit Surinam 1878)	160	....	18,646	56,032
Londoner Missionsgesellschaft (1878)	3	10	1,907	4,720
Vereinigte Presbyterianer von Schottland (1878)	26	....	6,948	....
Ausbreitungsgesellschaft (1878)	20	....	2,246	....
Baptistenmission,	26	27	24,606	....
Vereinigte Freie Meth. Kirche	8	....	2,389	....
Evangelische Gesellschaft von Frankreich	3	....	....	....
10 Gesellschaften. Zusammen	371	37	100,757	....
Mosquitoküste.				
Brüdergemeinde (1873)	15	....	213	1,003
Südamerika.				
Bisch. Meth. Kirche (Argentina u. Montevideo 1878)	3	2	171	358
Südlicher Zweig derselben in Brasilien	1	....	....	....
Presbyterianerkirche der Ver. Staaten (1878) in Columbia, Brasilien und Chile	13	4	1,068	....
Nördlicher Zweig derselben	6	....	27	....
Vanordens Unabhängige Mission } fehlen die Angaben.	....	....	....	....
Südliche Baptisten Convention } fehlen die Angaben.	....	....	....	....
Nordamerik. Missionsgesellschaft } fehlen die Angaben.	....	....	....	....
7 Gesellschaften. Zusammen	23	6	1,266	....

Vertheilt auf die nichtchristlichen Länder der vier außereuropäischen Welttheile hat in runder Summe:

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Asien { Protestanten verschiedener Denominationen }	1,400	2,600	148,800	....
Afrika { Protestanten verschiedener Denominationen }	700	1,200	195,200	....
Australien { Protestanten verschiedener Denominationen }	100	900	74,500	....
Amerika { Protestanten verschiedener Denominationen }	700	700	125,400	....
Zusammen	3,000	5,700	555,000	....

Dagegen zählt die katholische Kirche in den genannten Heidenländern etwa 2,452,500 Seelen.

Anhang.

Evangelisationswerk mehrerer protestantischer Denominationen Englands und Amerikas in den Ländern Europas.

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Spanien.				
Amerikanische Baptistengesellschaft (1878)	1	3	140	....
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)	2	2	150	....
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1878)	3	....	246	1,190
Vereinigte Presbyterianer Schottlands (1878)	5	....	224	....
Spanische Evangel. Kirche	18	....	....	6,000
Evangel. Colonial- und Continental-Kirchen-Gesellschaft. Angaben fehlen	....	....	....	....
6 Gesellschaften. Zusammen	31	5	760	7,190
Frankreich.				
Amerikanische Baptistengesellschaft	12	8	706	....
Jünger Jesu Christi	2	....	....	....
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1876) nebst franz. Schweiz und Corsica	37	....	1,989	10,528
3 Gesellschaften. Zusammen	51	8	2,695	10,528
Italien.				
Bisch. Meth. Kirche (1878	1	15	430	709
Amerikanische Baptisten (1878)	9	10	134	300
Presbyterianer (zusammenwirkend mit den Waldensern). Angaben fehlen	....	....	....	....
Wesleyanische Gesellschaft (1876)	23	....	1,149	1,963
4 Gesellschaften. Zusammen	33	25	1,713	2,972
Belgien.				
Wesleyanische Gesellschaft (1878 Brüssel)	1	....	....	130
Griechenland.				
Amerikanische Baptistenmission (1878)	....	1	6	....
Presbyterianer Kirche der Ver. Staaten (1878)	3	3	....	....
Protestantische Episcopal Kirche (Bericht fehlt.)	....	....	....	....
3 Gesellschaften. Zusammen	3	4	6	....
Oestreich-Ungarn.				
Amerikanische Missionsgesellschaft (1878)	3	6	....	....
Rußland.				
Deutscher Baptistenverein (fehlt.)	....	....	....	....
Mission in den Ländern des Mittelmeers.				
Kirchliche Missionsgesellschaft	....	3	142	1,040
Englische Baptisten	12	14	679	....
2 Gesellschaften. Zusammen	12	17	821	1,040

Land, Gesellschaft und Jahr.	Missionare.	Hilfsprediger.	Abendmahlsgäste.	Gesammtzahl der Zuhörer.
Skandinavien.				
Amerikanische Baptisten (Schweden 1878)	....	150	16,157	....
Bisch. Meth. Kirche in Schweden	69	48	4,922	6,800
" " in Norwegen	17	4	1,064	1,099
" " in Dänemark	8	....	618	739
Jünger Jesu Christi (in Dänemark 1878)	....	....	70	....
Kirche des neuen Jerusalems (Schweden)	1	....	170	....
Die „Brüder" (Tunker) Angaben fehlen	....	....	....	....
Sabattharier-Adventisten	1	3	80	....
8 Gesellschaften. Zusammen	96	205	22,911	....
Deutschland.				
Amerikanische Baptistengesellschaft (1878)	....	270	25,000	....
Bisch. Meth. Kirche (nebst Schweiz 1878)	81	69	11,320	....
Evangl. Gemeinschaft	42	15	7,248	....
Vereinigte Brüderkirche	2	....	203	....
Wesleyanische Missionsgesellschaft (1878)	....	....	....	....
5 Gesellschaften. Zusammen	49	372	43,771	....

Weitere Anmerkungen zur voranstehenden Missionsstatistik: Die sog. Ausbreitungsgesellschaft und die Gesellschaft der schottischen Kirche führen keine förmliche Statistik über ihre Glieder. Jene hat eines der ausgedehntesten Arbeitsfelder, auf dem sie im Jahr 1878 im Ganzen 567 Missionare in folgender Weise beschäftigte: In Asien 135, in Afrika 121, in Australien und den Südsee-Inseln 60, in Amerika und Westindien 249, in Europa 2. Die Anzahl der Glieder, welche zu dieser oder zu anderen Gesellschaften gehören, deren Berichte fehlen, würden, zu der Zahl der obigen statistischen Tabellen hinzugefügt, die Gliederzahl der Missionskirchen noch sehr wesentlich erhöhen und mindestens auf volle 500,000, wo nicht mehr steigern. Die Stellung der eigentlichen Missionare und der bloßen Hilfsprediger ist bei den einzelnen Gesellschaften gleichfalls so sehr verschieden, daß die Zählung derselben nicht gleichmäßig durchgeführt werden konnte. Die Spalte mit der Ueberschrift „Missionare" schließt im Allgemeinen nur europäische ordinirte Prediger oder Missionsärzte in sich, sowie ordinirte Nationalgehilfen auf den älteren Stationen, die andere mit der Ueberschrift „Hilfsprediger" umfaßt dagegen niemals Prediger und Gehilfen aus dem Laienstand; ebensowenig sind, einige Fälle ausgenommen, in beiden Spalten die weiblichen Missionare mitgezählt.

Folgende Zahlen stellen die Gesammtheit der im Missionsdienst stehenden Laienkräfte dar, nach der jedesmaligen Statistik folgender einzelner Gesellschaften: Amerikanische Gesellschaft, 219 Gehilfinnen, 371 amerikanische Arbeiter im Ganzen, 1,178 eingeborene Hilfsprediger und Agenten; Bisch. Meth. Kirche, 320 Lokalprediger, Ermahner und Lehrer und 841 Missionsarbeiter insgesammt; die Presbyterianer Kirche der Ver. Staaten, 9 amerikanische männliche und 188 amerikanische weibliche Missionsgehilfen, 519 eingeborne

Laienprediger, 22 nichtordinirte Hilfsprediger, 33 eingeborne Gehilfen; die Reformirte Kirche von Amerika, 105 Katechisten, Predigergehilfen, Schullehrer und Colporteure, nebst 10 Lehrerinnen; die Protest. Episcopal Kirche zwischen 40 und 50 Colporteure, Lehrer 2c.; die Vereinigte Presbyterianer Kirche von Nordamerika, 18 weibliche Missionare und 125 eingeborene Lehrer und Gehilfen; die Kirchliche Gesellschaft 387 nichtordinirte Missionare und eingeborene Geistliche, 2,613 Laienprediger und Lehrer, darunter 13 europäische Frauen; die sog. Ausbreitungsgesellschaft, 1,200 Katechisten und Laienprediger, meist Eingeborene aus den Heidenländern; die Wesleyanische Missionsgesellschaft, 431 Missionare und Gehilfen, 1,858 bezahlte und 7,334 unbezahlte Laienarbeiter, ferner 7,729 Lehrer in Werk- und Sonntagschulen, sowie Lokalprediger auf den Südsee-Inseln; die Freie Kirche von Schottland, 393 christliche Agenten, 234 Lehrer; die Londoner Gesellschaft, 3,977 eingeborene Prediger; die Vereinigte Presbyterianer Kirche von Schottland 212 Lehrer, Schulmeister und andere Gehilfen; die Englische Baptisten-Gesellschaft, 348 Lehrer; Laienarbeiter, weibliche Gehilfen und Eingeborene sind aber auch bei allen anderen Gesellschaften in ähnlichem Dienst. Die Frauen Missionsgesellschaft der Bisch. Meth. Kirche hat 27 Agenten in China, Afrika, Südamerika, Indien, Japan und Mexico; die der Presbyterianer Kirche der Ver. Staaten hat 86 Laienmissionare in China, Indien, Süd-Amerika und Persien, ferner 30 Bibelfrauen und 150 eingeborene Lehrer; die Vereinigte Frauengesellschaft hat 33 Missionare und 88 Bibelfrauen; die Baptisten-Frauengesellschaft hat 32 Missionare und 39 Bibelfrauen; die Englische Baptistenmission hat 23 Arbeiterinnen in Indien, nebst 42 Eingeborenen und Bibelfrauen.

Judenmission: Die Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in Israel hatte 1878 30 ordinirte Missionare und 106 Laiengehilfen auf 36 Stationen in England, Europa, Afrika, Asien und der Türkei. Die Britische Gesellschaft zur Bekehrung Israels 1876 27 Arbeiter von jüdischer Abkunft; die Judenmission der schottischen Kirche 1878 7 ordinirte Missionare und 16 andere Arbeiter auf 5 Stationen im türkischen Reiche, nebst 8 Schulen mit 103 Judenknaben und 422 Judenmädchen; die Freie Kirche von Schottland 1878, 6 ordinirte Missionare und 18 andere Agenten auf 5 Stationen in Europa und Konstantinopel; die Judenmission der Irischen Presbyterianer 1878 8 ordinirte Missionare auf 5 Stationen in Europa und Damaskus; die Vereinigte schottische Presbyterianer Kirche arbeitet in Spanien und Algier; die irische in Deutschland, Wien, Venedig und Beyrut; die englische unter den Juden in London; diese Gesellschaften, nebst 11 anderen auf dem europäischen Continent (namentlich in Deutschland, Elsaß und Schweiz, nebst Frankreich), die meistens ebenfalls alle ihren bestimmten Arbeitsbezirk haben, beschäftigten im Jahr 1876 zwischen 200 und 220 weitere Arbeiter aus dem Laienstand.

BV
2060
.L7

Liebhart
Heidenwelt

660510

FEB 28

Braden #19.

1- 2339

MAR 13 '80


UNIVERSITY OF CHICAGO
48 427 663